

NOVA ACTA



PARACELSICA

I. JAHRBUCH DER SCHWEIZERISCHEN
PARACELSUS-GESELLSCHAFT

1944

VERLAG BIRKHÄUSER
BASEL



PARACELSUS-DENKMAL
 IN EINSIEDELN

NOVA ACTA
PARACELSICA

I. JAHRBUCH DER SCHWEIZERISCHEN
PARACELSUS-GESELLSCHAFT

1944

VERLAG BIRKHÄUSER
BASEL

ALLE RECHTE VORBEHALTEN
DRUCK: E. BIRKHÄUSER & CIE · BASEL
PRINTED IN SWITZERLAND

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	9
Einführung	7
Hommage à René Allendy	17
Grundsätzliches zur Paracelsus-Forschung	21
Stand und Aufgaben der schweizerischen Paracel- sus-Forschung	28
Die Kindheit Theophrasts in Einsiedeln	37
Paracelsus in der philosophischen Bewegung seiner und unserer Zeit	45
Paracelsus, der Arzt	69
Paracelsus, Stadtarzt von Basel	82
Das Formendenken des Paracelsus	103
Mythos und Logos im Weltbild des Paracelsus	109
Dr. Hans Locher über Paracelsus Anno 1851	135
Paracelsus, seine Weltschau in Worten des Werkes	155
Paracelsus redivivus	159
Paracelsus	169
Paracelsus-Bibliographie	182

VORWORT

Vorworte pflegt man zu überschlagen. Trotzdem sei hier eines hinggesetzt; denn es geht darum, die Ziele der *NOVA ACTA PARACELSICA* abzustecken. Die Ziele sind doppelter Art. Diese Jahrbücher wollen mit keiner schweizerischen oder ausländischen medizingeschichtlichen Publikation in Konkurrenz treten. Ihre nächstliegende Aufgabe ist die noch lange nicht abgeschlossene Erforschung des Lebens und der Werke des großen Arztes, Naturforschers und Denkers. Darüber hinaus aber wollen die *Nova Acta* jenen Geist bekämpfen und durch etwas Positives ersetzen, den Ortega y Gasset im 12. Kapitel der «Rebelión de las masas» als «Barbarei des Spezialistentums» angeprangert hat. Heute wie zur Zeit des Paracelsus sind die Wissenschaften erschreckend aufgesplittert. Man muß wohl nicht unterstreichen, wie unheimlich zeitgemäß Mephistos Spott

«Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band»

in allen Wissenschaften geworden ist.

Den Herausgebern und Mitarbeitern der *Nova Acta Paracelsica* erscheint nun der Magus am Etzel, der würdige Bruder Fausts und Leonardos, als ein umfassender Geist, dessen Bedeutung noch nicht ermessen ist. Das Denken des Paracelsus ist nicht tote Geschichte, sondern heute lebendig, vielleicht lebendiger und verständlicher als zu seiner eigenen Zeit. Dieses Jahrbuch will Schätze heben und ins Licht rücken, immerhin eingedenk der ironischen Mahnung Goethes:

«Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt ihr nicht aus, so legt was unter!»

Feldmeilen bei Zürich, Ostern 1944

LINUS BIRCHLER

EINFÜHRUNG

Noch Allendy, das kürzlich verstorbene Ehrenmitglied der schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft, betitelte sein Buch: Paracelsus, der Vermaledeite. Und wahrlich, an Verwünschungen hat es dem Magus vom Etzel nicht gefehlt, weder Zeit seines Lebens noch in den vier Jahrhunderten, die seit seinem Tode verflossen sind. Doch dürfen wir seit der kräftigen und energischen Arbeit der Sudhoff, Netzhammer, Strunz u. a., besonders aber seit dem Jubiläumsjahr 1941 von Paracelsus, dem Gefeierten, sprechen, von jenem Jahre an, das wie keines seit 1541 dem rastlosen, seltsamen Gelehrten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen bestrebt war. Nebst dem gesamten europäischen Blätterwalde ehrte ihn die Stadt Salzburg, die pietätvoll seine Gebeine birgt, unter starkem Beifall aus dem ganzen Deutschen Reiche, es feierte ihn die Stadt Villach, wo der Vater des Hohenheimers über dreißig Jahre seine Heilkunst ausübte – was Wunder, daß deshalb auch die Schweiz, speziell Einsiedeln, der Geburts- und Heimatort des Theophrastus von Hohenheim, sich anschickte, seinen größten Sohn, den Zugehörigen zum altehrwürdigen Stifte, gebührend zu feiern.

Zwei Vorfeiern

boten den Auftakt. Die eine in Basel, wo die Schweizerische naturforschende Gesellschaft in ehrender Weise des großen Forschers und Kämpfers, der einst an der Universität lehrte, gedachte, und die rührigen Bibliothekare an der Universitätsbibliothek, Dr. K. Schwarber und Dr. F. Husner, eine feindurchkomponierte Paracelsus-Ausstellung veranstaltet hatten, die andere in Pfäfers-Ragaz, wo Paracelsus als Verfasser einer Lobschrift dieser berühmten Heilbäder gebührend verherrlicht wurde.

Doch den Höhepunkt schweizerischer Paracelsus-Ehrung bedeutete der große

Paracelsus-Kongreß in Einsiedeln, 4. bis 6. Oktober 1941,

der auf verdienstvolle Initiative von Prof. Dr. Linus Birchler, ETH. zustande kam.

Veranstaltende Gesellschaften waren: Kloster und Bezirk Einsiedeln, der schwyzerische Ärzteverein, die kantonale schwyzeri-

sche Naturforschende Gesellschaft und der Historische Verein des Kantons Schwyz.

Dem Ehrenkomitee gehörten an:

Protektor: Sr. Gn. Fürstabt Dr. Ignatius Staub, Einsiedeln

Präsident: Bundesrat Dr. Philipp Etter

Vizepräsident: Prof. Dr. A. Rohn, ETH., Präsident des Schweizerischen Schulrates

Dr. Hans Barth, Präsident der deutschschweizerischen Philosophischen Vereinigung, Zürich

Prof. Dr. Paul Casparis, Bern

Prof. Dr. Rob. E. Châble, Neuenburg

Oberstdivisionär Herbert Constam, Zürich

Prof. Dr. Rob. Eder, ETH., Zürich

Dr. G. Engi, Basel

Prof. Dr. Hs. Fischer, Zürich

Dr. Garraux, Bern

Prof. Dr. J. A. Häfliger, Basel

Dr. René Jaccard, Genf

Dr. med. A. Keller, Rheinfelden

Prof. Dr. med. E. Ludwig, Rektor der Universität Basel

Prof. Dr. F. Nager, Zürich

Oberstlt. Dr. Hugo Remund, Bern

Prof. Dr. Ruggli, Basel

Prof. Dr. J. Strohl, Zürich

Prof. Dr. G. Tiercy, Genf

Oberstlt. Dr. P. Vollenweider, im Feld.

Während dieses hohe Ehrenkomitee dem Kongreß seinen Glanz verlieh, bereitete ein rühriges Ortskomitee in vielen Sitzungen die eigentliche Feier vor. Ihm gehörten an:

Dr. Carl Birchler, Präsident

Martin Gyr, Kaufmann, Stellvertreter

P. Sigismund de Courten

Dr. P. Ildefons Betschart

Dr. P. Cölestin Merkt

Ferdinand Birchler, Kassier

K. W. Kälin, Lehrer, Aktuar

Hauptmann J. Kälin-Holzgang

Meinrad Lienert, Ratsherr.



Delegation der Universität Basel



Delegation der Universität Bern



Delegationen der Universitäten Genf und Fribourg;
Oberstdivisionär Bircher und Oberfeldarzt Vollenweider



Delegation der Universität Zürich

Es war die stattliche Zahl von mehreren hundert Gelehrten aus der ganzen Schweiz, welche den Fürstensaal des Einsiedler Klosters am 4. Oktober füllte, als Fürstabt Dr. Ignatius Staub von Einsiedeln, als der Rechtsnachfolger jener Äbte, denen Paracelsus zugehörig war und seine Zugehörigkeit sogar testamentarisch anerkannte, den Kongreß eröffnete. Den Gruß des Bundesrates überbrachte Bundesrat Dr. Philipp Etter, der in staatsmännisch feiner Rede den «Revolutionär mit positivem Vorzeichen» würdigte. Der Stiftschor umrahmte eindrucksvoll die Reden der Eröffnungssitzung, die einen besondern Glanz erhielt durch die Anwesenheit höchster ziviler, militärischer und wissenschaftlicher Autoritäten; nennen wir nur Oberstkörpskommandant Wille, Oberstdivisionär Bircher, dann die Rektoren der Universitäten Basel, Bern, Freiburg, Lausanne, Genf und Zürich oder deren Vertreter, und nicht zuletzt die persönliche Anwesenheit des Nestors der schweizerischen Paracelsus-Forschung, des Erzbischofs Raymund Netzhammer.

Am Nachmittag begann die wissenschaftliche Arbeit. In der philosophischen Abteilung, geleitet von Dr. P. Ildefons Betschart, sprachen: Dr. phil. Hans Kayser in Bern: Über das Formendenken des Paracelsus; Dr. med. Walter Bigler, St. Gallen: Die *Compositio humana* bei Paracelsus; Dr. Erwin Jäckle, Zürich: Paracelsus und Agrippa von Nettesheim; Prof. Dr. Herbertz, Bern: Paracelsus bei Schopenhauer; Dr. P. Ildefons Betschart, Einsiedeln: Paracelsus in religiöser Schau; Prof. Dr. Fritz Medicus, Zürich: Paracelsus in der philosophischen Bewegung seiner und unserer Zeit. – In der medizinischen Abteilung, präsiert von Dr. Bruno Lienhardt, sprachen: Dr. J. Karcher, Basel: Paracelsus, Stadtarzt von Basel, und Vesal; Dr. A. L. Fischer, Basel: Über Porträtbildnisse des Paracelsus; Prof. Dr. Kurt von Neergaard, Zürich: Was lehrt uns Paracelsus für die weitere Entwicklung der Medizin?; Dr. E. Jenny, Aarau: Paracelsus als Arzt; und Dr. B. Milt, Zürich: Gesundheit und Krankheit und Heilmittel bei Paracelsus. – Damit war der erste Nachmittag reichlich ausgefüllt. P. Joh. Bapt. Bolliger vom Stifte Einsiedeln erfreute die Teilnehmer um 7 Uhr mit einem prachtvollen Bach-Konzert auf der Stiftsorgel.

Am späten Abend zeigte Prof. Dr. L. Birchler bei der Zusam-

menkunft im Pfauen an Hand von Lichtbildern «Paracelsus am Etzel», wobei er in ein interessantes, noch nicht restlos aufgeklärtes Kapitel von Paracelsi Jugendgeschichte hineingriff.

Am 5. Oktober, morgens 8.30 Uhr, sprachen im Fürstensaal des Stiftes die französischen Redner des Kongresses unter Leitung von P. Sigismund de Courten OSB., nämlich: Dr. René Jaccard, Genf: Situation de Paracelsus dans le temps; und: Hommage d'une femme à Paracelsus; ferner: Dr. René Allendy, Paris: La psychiatrie de Paracelsus. – Gleichzeitig sprachen im Examenzimmer des Stiftes: Prof. Dr. J. A. Häfliger, Basel: Beitrag zur Paracelsus-Kritik, und Oberstdivisionär Dr. Bircher über: Reisen des Paracelsus. – Den Abschluß der Vorträge bildeten die Vorträge von Prof. Dr. C. G. Jung, Zürich: Paracelsus als geistige Erscheinung, der ob des Zudranges der Hörer in den Theatersaal verlegt werden mußte, weiter von: Dr. Oettli, St. Moritz, über: Allgemeingültiges und Zeitbedingtes bei Paracelsus, und Dr. B. Diethelm, Ragaz, über: Paracelsus und die Heilbäder.

Nach dem morgendlichen Pontifikalamt in der Stiftskirche fand die

Übergabe des neuen Paracelsus-Denkmales

statt. Prof. Dr. Linus Birchler hatte sich auch hier das Hauptverdienst erworben. Edle Spender, vor allem die Paracelsus besonders verpflichteten großen chemischen Industrien, aber auch edle private Spender, hatten es möglich gemacht, durch Alfons Magg ein Denkmal von hohem künstlerischem Werte erstellen zu lassen: eine Einsiedler Frau mit zwei gesunden Kindern als Symbol alles mütterlich Gesunden, das im Paracelsischen Werke geschaffen ist und heute noch fortwirkt. Die Inschriften, ausgewählt vom Initianten des Denkmals, Prof. Dr. Birchler, lauten:

Zum Gedächtnis
an den

Arzt, Naturforscher und Philosophen
THEOPHRASTUS PARACELSUS

Erneuerer der Medizin, Vater der Chemotherapie,
Förderer der Biologie und der Wundarznei, Retter
der Geistesumnachteten, Kündler des ärztlichen

Ethos, eigenwilliger Denker und demütiger Christ,
Freund der Armen.

Ende 1493 neben der Teufelsbrücke am Etzel geboren,
ist er nach einem faustischen Leben am 23. Sept.
1541 zu Salzburg verstorben, seiner Einsiedler
Heimat eingedenk.

Die beiden Seitenwände des breiten Sockels zieren die Kern-
worte des großen Einsiedlers:

Alterius non sit, qui suus esse potest.

Ein jeder stehe wie ein Fels in seinem Wesen.

Das Kind bedarf keines Gestirns und keines Planeten:
seine Mutter ist sein Planet und sein Stern.

Selig und mehr denn selig ist der Mann,
dem Gott die Gnade gibt der Armut.

Die rechte Tür der Arznei ist das Licht der Natur.

Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe.

Daß ich mich keiner Rhetorik noch subtilitatem be-
rühmen kann, sondern nach der Zungen meiner Ge-
burt und Landsprachen, ich bin von Ainsidlen, des
Lands ein Schweizer.

Also bin ich gewandelt durch die Länder und ein
Peregrinus gewest meine Zeit – allein und fremd
und anders. Da hast Du, Gott, wachsend lan Deine
Kunst unter dem Hauche des furchtbaren Windes
mit Schmerzen in mir.

Im Sockel eingeschlossen findet sich nebst andern Urkunden
ein Verzeichnis der edlen Spender, die durch ihre Hochherzigkeit
die Erstellung des Denkmals möglich gemacht haben.

Nach dem Vortrag eines von Waldstattlicher Otto Hellmut
Lienert stammenden Prologs wurde das Denkmal enthüllt und
vom Präsidenten des Kongresses, Prof. Linus Birchler, dem Ver-
kehrsverein Einsiedeln in treue Obhut gegeben; dessen Vor-
sitzender, Hauptmann Kälin, übernahm mit wenig Worten dank-
bar diese Ehrenpflicht.

Der Abend des denkwürdigen Tages versammelte die Gäste nochmals im Theatersaal des Stiftes, wo Max Geilingers Paracelsus-Spiel eindrucksvoll von einer Zürcher Spielgemeinde aufgeführt wurde.

Da Paracelsus selber in seinem Testament sich die katholischen Totengottesdienste zum Troste seiner Seele erbeten, wurde am Montag, den 6. Oktober, der Kongreß mit einem feierlichen Requiem für Paracelsus, die höchste Totenehrung der katholischen Kirche, eindrucksvoll geschlossen.

An allen drei Tagen besorgte der Konservator der Einsiedler Stiftungssammlungen, P. Rudolf Henggeler, in lebenswürdiger Weise die Führung durchs Kloster und die von ihm inszenierte Paracelsus-Ausstellung. – Alle Teilnehmer waren sich einig darüber, daß der Kongreß eine würdige und sachliche Ehrung des großen Einsiedlers war, was auch die Presse allerwegen dankbar bezeugte. –

Das nunmehr neuangebrochene Studium Paracelsischen Gedankengutes rief indes einer mutvollen Fortsetzung. Deshalb wurden schon am Kongreß von 1941 Stimmen laut, es möchte eine schweizerische Paracelsus-Gesellschaft ins Leben gerufen werden, die sich energisch dieser Arbeit annehmen solle. Erst ein Jahr später sollte es zur

Gründung der schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft

kommen. Es war anläßlich der 1. Jahrestagung der schweizerischen Paracelsus-Freunde in Einsiedeln am 11. Oktober 1942. Prof. Dr. L. Birchler eröffnete sie, während Dr. med. J. Strebel, Luzern, über «Stand und Aufgaben der Paracelsus-Forschung», Dr. W. Bigler, St. Gallen, über «Probleme der Paracelsus-Forschung» und Prof. Dr. C. G. Jung, Zürich, über «Den Begriff des Mercurius in der hermetischen Philosophie» sprachen. Der Gründungsakt und die Konstituierung der schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft erfolgten einstimmig im Laufe der Versammlung. Die neue Gesellschaft gab sich folgenden Vorstand:

Präsident: Prof. Dr. Linus Birchler, ETH., Feldmeilen
Ehrenpräsident: Exz. Erzbischof R. Netzhammer, Eschenz
Vizepräsident: Dr. R. Jaccard, Genf
Sekretär: Dr. P. Ildefons Betschart, Einsiedeln
Kassier: Ferdinand Birchler, Kaufmann, Einsiedeln

Beisitzende: Prof. Dr. med. C. G. Jung, Zürich
 Prof. Dr. Heinrich Zangger, Zürich
 Dr. Jos. Strebel, Luzern
 Dr. W. Bigler, Frauenarzt, St. Gallen
 Josef Denkinger, Schriftsteller, Goßau
 Landammann Aug. Bettschart, Einsiedeln
 Frau Dr. Jolan Jacobi, Zürich.

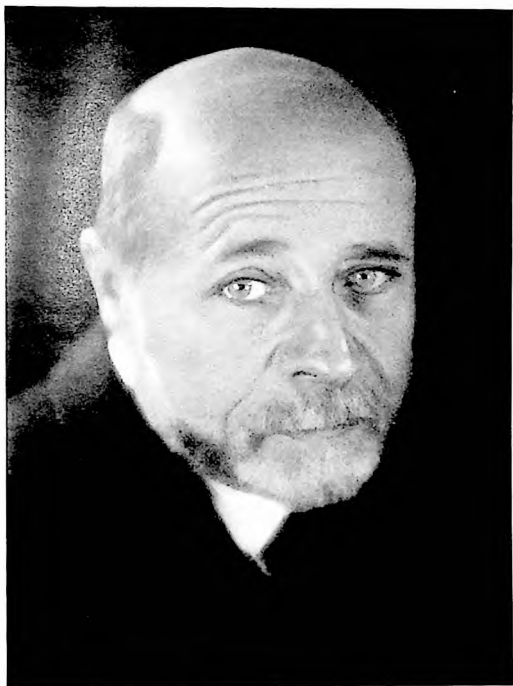
Die Gesellschaft setzt sich zum Zweck, die Tätigkeit des Paracelsus und deren Auswirkung in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft: Medizin, Naturwissenschaften und Philosophie, zu erforschen und durch geeignete Veröffentlichungen bekanntzugeben. Hiezu soll nebst der jährlichen Generalversammlung, die gewöhnlich in Einsiedeln stattfinden soll, vor allem das Jahrbuch der Gesellschaft dienen. Bereits sind wertvolle Resultate gewonnen worden, indem Schriftsteller Denkinger, Goßau, Dr. Bruno Lienhardt, Einsiedeln; Dr. J. Strebel, Luzern u. a., bedeutende Neufunde gegluckt sind.

Die 2. Jahresversammlung fand – im Anschluß an den 450. Geburtstag des Theophrastus von Hohenheim – am 12. Dezember statt. Der Einsiedler Stiftsarchivar, P. Rudolf Henggeler, sprach in einem reich illustrierten Vortrag über: Paracelsus auf Münzen und Denkzeichen; Dr. P. Ildefons Betschart führte mit seinen «Prolegomena zur Philosophia sagax» in ein Hauptwerk Paracelsi ein; Schriftsteller J. Denkinger referierte über seine wichtigsten Paracelsus-Funde, während Dr. J. Strebel wundernswerte «Vererbungsstudien an Paracelsus mit Rückschlüssen auf seine Einsiedler Mutter» vorlegte. Konsul Basile de Telepnef zeichnete höchst interessant die Wanderwege des Paracelsus von 1512 bis 1525. – Die Versammlung legte durch ihren Präsidenten, Prof. Dr. L. Birchler, am Paracelsus-Denkmal einen Erinnerungskranz aus Tannzweigen und Tannzapfen nieder.

Das erste, hiemit vorliegende Jahrbuch enthält meist Vorträge, die an den bisherigen Tagungen gehalten worden sind. Die Vielfalt der Autoren, ebenso die bunte Farbigkeit ihrer Standpunkte – religiös, politisch, national usw. – zeigen die noch nicht ausgeloteten Tiefen des Gedankenmeeres eines Paracelsus. Die Herausgeber sind sich wohl bewußt, daß hier auch Widerspruchsvolles

vorgelegt wird. Das läßt sich bei der komplexen Persönlichkeit des Paracelsus nicht vermeiden. Das Jahrbuch soll gewollt eine freie Aussprachemöglichkeit für *alle* Paracelsus-Forscher schaffen. Die Drucklegung wurde ermöglicht durch einen erheblichen Zuschuß der Arbeitsgemeinschaft *Pro Helvetia* und eine gleiche Summe, die eine ungenannt sein wollende Zürcher Firma stiftete. Ihnen gebührt unser Dank. Möge das Jahrbuch, das sich *Nova Acta Paracelsica* nennt, in Erinnerung an die fünf Nummern *Acta Paracelsica*, welche die deutsche Paracelsus-Gesellschaft 1930-32 herausgab, allerorts gute Aufnahme finden und dem großen Hohenheimer neue Freunde werben.

Dr. P. ILDEFONS BETSCHART



Prof. Dr. Rene Allendy, Paris

HOMMAGE A RENÉ ALLENDY

«Et qui donc oserait prétendre que Jésus revenant sur la terre, le Jésus des Evangiles tout au moins, se ferait l'agent des dictateurs et des capitalistes? Paracelse, c'est cet esprit évangélique: il fut libre comme les vagabonds, fraternel comme les humbles dont il se fit l'égal et parmi lesquels il voulut reposer. Il prêcha, par la parole et par l'exemple, le genre de vie qui détruirait les luttes et les guerres et qui abolirait aussi les abus et les injustes privilèges. Peu d'hommes ont eu le cœur assez grand pour le suivre.»

Paracelse, le Médecin Maudit, page 197, *l'héritage*, par le Dr René Allendy.

Le 12 juillet 1942, est mort à Montpellier, le Dr René Allendy, premier membre d'honneur de l'Association suisse des Amis de Paracelse. C'est une perte immense, et les *Nova Acta Paracelsica* se doivent d'honorer la mémoire de celui qui a tant lutté pour Théophraste. Curieuse analogie que celle de ces deux hommes, Paracelse et Allendy. Comme l'écrivait Jean Desplanque, camarade de collège d'Allendy: «Trop indépendant pour s'inféoder à une école ou à un parti, trop fort pour en éprouver le besoin, trop intelligent cependant pour ne pas leur prendre ce qu'ils ont de bon, Allendy est un isolé de génie.»

Je le revois en 1938, en sa villa-refuge de la rue de l'Assomption, à Paris, en pleine maturité; je le revois, meurtri par tant de souffrances en 1941, à Genève et à Einsiedeln; je le revois enfin, en mai 1942 à Montpellier, malade mais encore confiant: En son regard, en ses yeux si clairs et si clairvoyants, je lis une seule pensée: l'Amour. Oui! l'Amour de l'Humain, l'Amour, communion du Divin avec l'homme, et de l'homme avec le Cosmos divin.

René Allendy est né à l'Île Maurice en 1887. De l'Île de France il vient à Paris, est élevé dans le collège religieux «Beauséjour» de Passy (XVI^e), poursuit ses études au Lycée Janson de Sailly, puis à l'Ecole de Médecine. Il se rattache en ligne directe à l'Ecole de Montpellier; et ce n'est pas simple coïncidence si lors de la douloureuse catastrophe de 1940 il se réfugie dans l'Hérault, et réunit dans la Faculté d'avant-garde de Montpellier une élite de professeurs appréciant son enseignement. — Après la guerre de 1914 à 1918 qui l'avait déjà profondément affecté, il est évacué gravement

malade, à Thonon, et ses confrères le condamnent. Mais grâce à sa foi et à son admirable compagne Yvonne Allendy, à la mémoire de laquelle son *Paracelse* est dédié, René Allendy vit, vivra, accomplira une œuvre puissante qui va de l'hermétisme à la médecine, de la médecine au psychisme et à la philosophie. Fondateur du néo-hippocratismes, président de la Société d'homéopathie, il est admiré et combattu, mais sa foi demeure inaltérable, il croit en un devenir humain meilleur: unissez-vous millions d'êtres!

L'œuvre du Dr René Allendy est considérable. Sa thèse de doctorat: *L'Alchimie et la Médecine*, paru en 1912, révélait déjà un novateur curieux de tout: «Je commence, écrivait-il, en recoupant un auteur par un autre, à voir un peu plus clair dans le Grand Oeuvre. Pour moi, il ne faut le comprendre *que sur le plan spirituel*». Poursuivant ses études, Allendy s'occupe des relations entre l'alchimie et l'homéopathie: *Le grand œuvre thérapeutique des Alchimistes et les principes de l'homéopathie* (1920). — *La thérapeutique positive* (1920). — *Le symbolisme des nombres* (1921). — Puis paraît son œuvre maîtresse: *Les Tempéraments* (1942) qui fait ressortir la vaste culture synthétique de l'auteur. Aucun domaine de la médecine ne reste étranger au Dr Allendy; c'est ainsi qu'il publie dans la même année 1926: *La psychanalyse et les névroses, Les rêves et leur interprétation psychanalytique*. — *Le rêve et la psychanalyse*. — *La Thérapeutique alimentaire*. Puis en 1927, *Le problème de la destinée et Orientation des idées médicales*.

Il n'est pas possible de tout citer; mais l'intelligence de René Allendy incline de plus en plus vers «*La Justice intérieure*», vers un «*Essai sur la guérison*» par l'esprit. — Et c'est ainsi qu'il fait paraître en 1938, en pleine maturité d'expérience et de culture, son magnifique «*Paracelse, le Médecin Maudit*». Toutes ses forces vont tendre à faire connaître mieux, en France et à l'étranger, le grand Théophraste Paracelsus.

Voilà ce qu'il m'écrivait, peu de temps après les fêtes commémoratives d'Einsiedeln (octobre 1941): «Que Paracelse ait été réhabilité, à Einsiedeln, alors que dès 1911, au début de mes travaux personnels je m'étais attaché à lui comme à un Maître, voilà une consécration qui termine pour moi un cycle. Que j'aie pu parler dans le Stift d'Einsiedeln, dont l'image était sous mes yeux d'enfant, lorsque je faisais mes premiers devoirs et que je m'endormais

avec des rêves d'avenir, ça aussi c'est un signe émouvant, le signe d'un achèvement réussi, peut-être le point de départ d'une autre phase de ma vie. Je voudrais l'espérer, dans l'espèce de puits où je sens mon activité enfermée.»

Ce voyage en Suisse fut une des dernières grandes joies de René Allendy. Il avait pu réaliser le vœu de sa vie: La réhabilitation et la consécration de Paracelse dans l'Abbaye même d'Einsiedeln. Il avait revu d'anciens amis, le professeur C. G. Jung, Ch. Baudoin, P. Schmidt, J. Desplanque, en avait gagné de nouveaux, les professeurs Besse, Demôle, Flournoy; et déjà nous avions préparé une série de conférences en Suisse, où notre précieux ami aurait parlé, avec la claire netteté française qui était sienne. Hélas! le Cosmos divin ne l'a pas permis. Mais la foi était en René Allendy, la foi en une résurrection de l'Humain, d'une nouvelle Renaissance. C'est ainsi que peu après Einsiedeln et revenu à Montpellier, Allendy fit paraître *L'Amour* qui est pour ainsi dire son testament spirituel (Denoël, Paris 1942) et, dans la collection «Action et Pensée» des Editions du Mont-Banc, *L'Enfance méconnue* (Genève 1942), guide magnifique d'éducation. Cette même collection vient de faire paraître ce livre si actuel par plus d'un point de vue: *Aristote ou le complexe de trahison*. Ici encore René Allendy combat les vaines idoles et les fausses gloires, dans le seul but du règne de la vérité et de la justice, c'est-à-dire de l'Amour.

J'ai déjà dit la joie et le réconfort qu'apportèrent à notre ami le voyage à Einsiedeln; il m'en parlait souvent dans ses lettres. Voici son cœur vivant: «Comme je reviendrai avec joie en Suisse, comme j'aimerais vivre dans votre beau pays jusqu'à la fin du cauchemar européen! Je sens dans mon «inconscient collectif» ces milliers, ces millions d'hommes qui meurent, et ceci réveille les souvenirs latents de la dernière guerre, où je me suis trouvé, moi aussi, sur les champs de bataille et où j'ai connu de près les angoisses de la séparation et de l'inquiétude. Mais tout cela était éclipsé par le soleil d'Einsiedeln.»

René Allendy n'est plus. Des mains pieuses ont déposé sur sa dépouille mortelle son dernier livre: *L'Amour* et quelques épis mûrs. Que Madame Allendy reçoive le témoignage de sympathie de ses fidèles amis suisses, car ainsi que l'écrivait J. Desplanque, «Allendy fut un très grand homme. Directement ou indirecte-

ment, on sera obligé de tenir compte de ses travaux. Il n'est pas le seul qui n'ait rencontré qu'incompréhension et amertume alors qu'il méritait appui et gloire. En sera-t-il toujours ainsi en notre pays? A lui, peu importe, maintenant: il a apporté un tribut suffisant à l'humanité pour qu'elle lui en soit un jour reconnaissante.»

René Allendy repose au cimetière de Montpellier; mais il vivra par ses ondes éparses, et par tout ce qu'il a donné, par son œuvre si pleine de vraie fraternité humaine.

Dr h. c. René Jaccard

GRUNDSÄTZLICHES ZUR PARACELSUS-FORSCHUNG¹

Von *Walter Bigler*, St. Gallen

•Die Erkenntnis einer geschichtlichen Gestalt ist ein Vorgang, der von zwei wandelbaren Größen beeinflusst wird. Der historische Gegenstand gibt immer nur soviel her, als die Nachwelt von ihm zu sehen in der Lage ist. Er bleibt stets eine unausgeschöpfte Mannigfaltigkeit von Sinnzusammenhängen und Bedeutungen, die, obgleich sie ‚da‘ sind, doch erkannt werden müssen, um im eigentlichen Sinne ‚da‘ zu sein. Das, was in den Kreis der Aufmerksamkeit einer späteren Zeit tritt, ist abhängig von der geistigen Spannkraft und Sensibilität, der persönlichen Fülle und Einfühlungskraft, welche die unerläßlichen Voraussetzungen des historischen Verständnisses bilden. Darum ist die Geschichte als ein Inbegriff von Erkenntnis und Deutung dem Wandel unterworfen. Sie wird zu allen Zeiten neu geschrieben werden müssen. Dieser Sachverhalt erklärt auch, weshalb die historische Monographie für die Erkenntnis des Zeitalters, in welcher sie entstanden ist und der Persönlichkeit, die sie geschaffen hat, von aufschlußreicher Wichtigkeit ist. Denn jede Monographie erschließt einen Zugang sowohl zu ihrem ‚Objekt‘ als auch zum ‚Subjekt‘, das sie geschrieben hat. Dante ist zwar immer Dante, ein Bürger von Florenz am Anfang des 14. Jahrhunderts, ein Dichter und Patriot mit einer mehr oder weniger genau aufhellbaren innern und äußern Lebensgeschichte. Aber er ist doch wieder nicht nur dieser Dante allein, sondern immer nur der, den eine jeweilige Nachwelt aus ihm macht. Daß er ein großer Dichter sei, ist wohl das übereinstimmende Urteil aller Zeiten. Es sagt aber über seine nachwirkende und *begriffene Gestalt* nichts aus. Entscheidend ist bloß die *ausdrückbare Bedeutung*, die von seinem Werk Zeugnis ablegt. Diese allein vermittelt Erkenntnis. Die *Divina Comedia* liegt vor uns als ein Text in philologisch-kritischer Bearbeitung, die sich nach menschlichem Ermessen kaum mehr wesentlich ändern wird. Und doch ist dieser Text für jedes Zeitalter und für jeden einzelnen, der sich

¹ Referat an der Gründungsversammlung der Schweiz. Paracelsus-Gesellschaft, 11. Oktober 1942 in Einsiedeln.

darin versenkt, neu und nur das, das sie sich auf Grund ihrer geschichtlich-geistigen Bedingung anzueignen vermögen. Man hat geglaubt, aus diesem Sachverhalt schließen zu können, daß von wahrer geschichtlicher Erkenntnis nicht die Rede sein könne. Das ist ein grober Irrtum, wenn auch zugegeben werden muß, daß das Problem der objektiven historischen Erkenntnis vielschichtig und keineswegs leicht zu lösen ist. Geschichtliche Erkenntnis ist nie abgeschlossen. Sie kann nie mit einem fertigen Ergebnis aufwarten. Freilich dient die frühere Einsicht der späteren als Grundlage. Aber die folgenden Geschlechter verwenden das von ihr geleistete, indem sie es sich ‚anverwandeln‘. Dadurch bereichern sie das Bild der historischen Gestalten. Sie machen es *wahrer und wesentlicher*.¹

Ein aufschlußreiches Beispiel für diesen Sachverhalt, auf den in anderem Zusammenhang mit den eben zitierten Sätzen *Hans Barth* aufmerksam gemacht hat, bilden die Bemühungen um die Erkenntnis der geistigen Gestalt Theophrasts von Hohenheim. Wer Paracelsus gewesen ist, glauben wir ungefähr zu wissen. Ein Mensch des späteren Mittelalters, ein großer Arzt und Erforscher der Natur, mit wenigstens zum Teil bekannter innerer und äußerer Lebensgeschichte, eine der merkwürdigsten Gestalten der deutschen Geistesgeschichte. Sein Werk, von *Sudhoff* in unermüdlicher Lebensarbeit herausgegeben und «kommentiert», liegt zur Hauptsache vor. *Wie aber steht es um seine nachwirkende und begriffene Gestalt, wie steht es um die ausdrückbare Bedeutung, die von seinem Werk Zeugnis ablegt und die, wie Barth sehr richtig bemerkt, allein wirkliche Erkenntnis zu vermitteln vermag?*

Paracelsus scheint zu den geschichtlichen Gestalten zu gehören, deren geistige Struktur und damit im Zusammenhang auch deren Werk kaum umschrieben werden können. Wohl wurde das Merkwürdige, Einzigartige und irgendwie Irritierende seiner Erscheinung, seit man sich überhaupt wieder ernsthaft mit ihm beschäftigt, immer empfunden. Aber es scheint außerordentlich schwer, die Formel dafür zu finden, die scheint in keiner Gestalt aufzugehen. Die Frage, was und wer Paracelsus eigentlich gewesen ist, wie er über die Probleme, die ihn beschäftigten, eigentlich dachte, und wie er sie zu lösen suchte, bleibt in eigentümlich widerspruchsvollen Auslegungen und Vermutungen stecken. Daran hat

auch das viele und an und für sich durchaus Wertvolle, das bei Anlaß des vierhundertsten Todestages über Paracelsus gesagt und geschrieben worden ist, nicht allzuviel geändert. Denn immer noch scheint es, als ob man von Paracelsus und seinem Werk im Grunde nicht viel anderes zu geben vermöchte als eine Interpretation von etwas, das letzten Endes *in beunruhigender Unbestimmtheit bestehen bleibt*. Woher kämen denn sonst so unterschiedliche und im Grundsätzlichen differierende Auslegungen? Woher die nach so verschiedenen Gesichtspunkten und Perspektiven orientierten Paracelsus-Bilder? Woher das verlegene Schweigen, das sich immer dort fast hörbar einstellt, wenn es sich darum handelt, zur letzten Realität seines Wesens vorzudringen? Paracelsus gleicht, darüber dürfte wohl kein Zweifel bestehen, dem Schauspieler, der mit verschiedenen Masken in die Welt schaut.

Damit ist aber auch das Fragwürdige und Unhaltbare der ganzen Situation gekennzeichnet, in der sich die gegenwärtige Paracelsus-Forschung trotz aller Bemühungen immer noch befindet. Und gleichzeitig die Aufgabe umschrieben, die sich einer kritischen und ihrer Verantwortung bewußten Paracelsus-Forschung stellt und der sich auch eine neu gegründete Paracelsus-Gesellschaft nicht wird entziehen können. In einem solchen Augenblick dürfte es angebracht sein, sich auf den Stand der Forschung und die eigentliche Aufgabe zu besinnen.

Diese Aufgabe wird vor allem darin bestehen müssen, nach Möglichkeit an Paracelsus selbst heranzukommen, durch alle die Verhüllungen und Interpretationen hindurch sein wahres Gesicht zu entdecken und zu untersuchen, ob Paracelsus notwendigerweise die *problematische* und allen möglichen und unmöglichen Deutungen zugängliche *Gestalt* bleiben muß, als die er uns heute noch erscheint, oder ob es nicht Mittel und Wege gibt, diesen Menschen und dieses Werk nicht nur tiefer, sondern auch richtiger zu erfassen, als es bisher geschehen ist. Die Aufgabe würde mit andern Worten darin bestehen, zu untersuchen, ob es nicht möglich ist, durch die allerdings oft wirren und schwer zugänglichen und durchaus unsystematischen Texte hindurch den Menschen und Denker *nach dem zu fragen, was ihm wirklich wichtiger schien*.

Es würde sich also darum handeln, zu versuchen, gleichsam in den geistigen Raum durchzustoßen, in dem dieser große Arzt und

Naturforscher zu Hause war, in das *geistige Zentrum seiner Persönlichkeit*. Und wenn es auch bei der Erkenntnis eines fremden Menschen ohne Stilisierungen und Vereinfachungen nicht abgeht, und die Maßstäbe jeder Interpretation mehr, als man zugibt, durch die Lebensentscheidungen des deutenden Menschen selbst bestimmt sind, so sollten es doch möglichst nur die sein, die den seelischen und geistigen Voraussetzungen der zu verstehenden und zu deutenden Persönlichkeit entsprechen. Anders kommen wir auch in der Erkenntnis des Paracelsus nicht weiter.

Die Aufgabe als solche ist also klargestellt. Wie aber kann sie gelöst werden? Zwei Wege kommen hier vor allem in Betracht. Vor allem muß der Text gereinigt und an Hand des gereinigten Textes die Interpretation neu geleistet werden.

Da bleibt nun nichts anderes übrig, als daß sich der Interpret die ganze «Bildung» des Paracelsus aneignet und versucht, *das Werk aus seinem eigenen Zusammenhang und aus dem Zusammenhang der allgemeinen Geistesgeschichte zu erklären*. Beendet ist diese Arbeit erst dann, wenn ein Kommentar vorliegt, der keine Schwierigkeit verleugnet, Wort für Wort die Meinung des Forschers und Denkers nachzudenken versucht und jede Behauptung belegt. Der im weiteren offen zugibt, wo und warum die Interpretation versagt. Denn viele Schriften des Paracelsus und viele Zusammenhänge verstehen wir noch nicht. Damit in engem Zusammenhang stehend kommt ein zweites:

Jede Interpretation, die Paracelsus und seinem Werke gerecht zu werden versucht, muß unter allen Umständen versuchen, *die Kriterien herauszufinden, die seinen Anschauungen adäquat sind*. Sie muß mit andern Worten versuchen, die «Kategorien» zu bestimmen, nach denen sein Werk beurteilt werden muß. Sind es die Kriterien gegenwärtiger exakter Wissenschaft, speziell gegenwärtiger Naturwissenschaft, die Paracelsus und seinem Werk «adäquat» sind, hat dieses Werk mit gegenwärtiger Naturwissenschaft überhaupt etwas zu tun oder sind an es nicht ganz andere Maßstäbe anzulegen, allgemein philosophische oder gar religiöse? Das ist die Frage, die auf jeden Fall beantwortet werden muß, wenn wir in unserer Paracelsus-Forschung weiterkommen wollen. Wobei darauf hinzuweisen ist, daß all das, was hier gesagt ist, als Fragestellung aufzufassen ist, die nichts präjudizieren soll, sondern nur einen Ver-

such darstellt, zu zeigen, wo die Probleme der Paracelsus-Forschung eigentlich liegen. Die Sicherheit, mit der sich manche Autoren gebärden, darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß sehr vieles durchaus ungelöst und ungeklärt bleibt. Die Aufgabe an und für sich allerdings bleibt groß. Wir stehen hier noch durchaus am Anfang.

Wenn es hier als die wesentliche Aufgabe weiterer Paracelsus-Forschung bezeichnet wurde, zu versuchen, in den geistigen Raum vorzustoßen, in dem des Paracelsus ungeheures Werk verankert liegt und weiter die Kriterien ausfindig zu machen, die diesem Werk adäquat sind, und es als das charakterisieren, was es eigentlich ist, so ist damit zugleich gesagt, *daß wir bei der Lösung einer solchen Aufgabe nicht nur der Mithilfe der Biologie, sondern hauptsächlich auch der Mithilfe der Philosophie und der Theologie bedürfen*, nicht nur der geschichtlich orientierten, sondern auch der theoretischen Philosophie. Wenn das Gespräch über Paracelsus nicht schließlich in ein harmloses «Geplauder» ausarten und in ganz unverbindlichen und unklaren pseudophilosophischen Formulierungen stecken bleiben, sondern tiefer greifen und zu wirklichem Verständnis führen soll, bedarf es genauester Kenntnis philosophischer und theologischer Art, für die der Mediziner und Biologe in der Regel nicht zuständig ist. Darüber muß man sich völlig klar sein. *Denn erst im Lichte einer eigentlich kritisch-philosophischen und theologischen Besinnung wird es möglich sein, die geistesgeschichtliche Position des Paracelsus im System der Wissenschaften oder wahrscheinlich eher im System der «Philosopheme» genauer zu umschreiben und über seine «Religiosität» ins klare zu kommen.* Erst im Licht einer solchen Besinnung wird es ferner möglich sein, die Stellung des Paracelsus im Rahmen jener ungeheuren geistigen Krise des späteren Mittelalters, die wir als die Reformation bezeichnen und in die er tief verflochten war, genauer zu umschreiben und seine Stellung zur spätmittelalterlichen Scholastik, zum Humanismus und zur Philosophie der Renaissance genauer zu umgrenzen. Erst auf Grund einer solchen Analyse wird es auch möglich sein, der Einstellung des Paracelsus zur Alchimie gerecht zu werden und die auch nach meiner Überzeugung doch sehr fragwürdige Jungsche Paracelsus-Interpretation auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Und schließlich wird es auch erst auf Grund einer sol-

chen Analyse möglich sein, zu der eigentümlich irritierenden Stellung des Paracelsus zum Erkenntnisproblem Stellung zu nehmen und der eigentümlichen Neigung wehren, ihn als durchaus isolierte Erscheinung zu betrachten und ihm auch dort Originalität zuzuschreiben, wo er sie gar nicht besitzt, sondern auch in seiner Naturerforschung tief in die philosophische und religiöse mittelalterliche Tradition verflochten ist. Denn wenn wir uns auch davor hüten müssen, eine geistige Gestalt in lauter Abhängigkeiten und geschichtliche Einflüsse aufzulösen, so müssen wir doch, ohne ihre Selbständigkeit zu treffen, die Kräfteströme, in deren Wirkungskreis sie steht, spürbar machen.

Ob in allen diesen Fragen jemals Einigkeit zu erreichen sein wird, ob es mit andern Worten gelingen wird, die geistesgeschichtliche Stellung des Paracelsus im System der Wissenschaften und der Philosophie näher zu umschreiben und sich darüber klar zu werden, welche Betrachtungsweisen ihm adäquat sind, läßt sich vorläufig noch nicht absehen. Es wird von einer im eigentlichen Sinne «dialektischen» Auseinandersetzung abhängen, ob eine solche Lösung möglich ist oder nicht, vorausgesetzt, daß man methodisch verfährt und den großen Versuchungen widersteht.

Unser empirisch forschendes und im tiefsten ungläubiges und unphilosophisches Zeitalter hat sich gewöhnt, Paracelsus hauptsächlich vom Standpunkt sogenannter exakter Naturwissenschaft und naturwissenschaftlich orientierten Medizin aus zu betrachten und sein Werk je nachdem als den Beginn empirisch forschender Naturwissenschaft zu begrüßen oder als naturphilosophische «Mythik» abzulehnen. Beides scheint mir unzutreffend zu sein und am Wesentlichen vorbeizusehen. Die Problematik, die sich um Paracelsus schlingt, reicht unendlich viel tiefer.

Paracelsus war ein glühender Geist, ein Ausbruch unter gewaltigem Druck stehender Kräfte, welche unablässig arbeitend immer neue Gegenstände ergriffen. Er stand in ganz ursprünglicher Nähe zur konkreten Wirklichkeit. Sein Denken war von unmittelbarem Fühlen mit den Dingen getragen, «existentiell» im eigentlichen Sinne des Wortes. *Aber dieses Denken geschah nicht in unbeteiligter Objektivität.* In allem vielmehr, was Paracelsus dachte und schrieb, selbst in seinen «okkultesten» Schriften, *bleibt sein glühendes philosophisch-religiöses Bewußtsein wach.* Wer das nicht be-

achtet, verfällt der Phrase. Erkenntnis bedeutet ihm nicht objektive Feststellung, sondern zugleich immer Stellungnahme, «Gesinnung». Paracelsus hatte mit andern Worten nicht «irgendwelche», sondern ganz bestimmte «Anschauungen» von dieser Wirklichkeit, seine ganz bestimmten «Anschauungen» vom Wesen des Stoffes, vom Wesen der Natur, vom Wesen des Menschen und von seiner Stellung in der Welt und im Ewigen. Und er hatte schließlich auch seine ganz bestimmten «Anschauungen» von den Möglichkeiten, die dem Menschen gegeben sind, *diese Wirklichkeit in ihrem Grund und Ursprung zu erfassen und zu begreifen*. Diese Anschauungen vor allem sind nachzudenken. Sie aber adäquat wiederzugeben und den ihnen entsprechenden Ausdruck zu finden, dazu ist die vorläufig noch gültige Biologie und Anthropologie, die von ganz andern Voraussetzungen ausgeht, nicht imstande. Denn es handelt sich letzten Endes um religiös-philosophische Probleme, die hier zur Lösung drängen, denen nur *religiöse Kategorien* gewachsen sind. Es handelt sich hier um die letzten Grundlagen unserer geistigen Existenz, die aller eigentlichen Paracelsus-Forschung ihr Gepräge geben müssen. Mit dieser Erkenntnis erst wächst sein Bild in die volle Größe.

STAND UND AUFGABEN DER SCHWEIZERISCHEN PARACELSUS-FORSCHUNG¹

Von Dr. J. Strebel, Luzern

Dr. Hans Locher, der Zürcher Arzt, der 1851 Vorlesungen über Paracelsus hielt, war der erste schweizerische Medizinhistoriker, der scharf und klar formulierte, daß die Geschichte der Medizin kein Mittelalter kennt, sondern nur Altertum und Neuzeit. Locher wies Paracelsus den ihm gebührenden Ehrenplatz an als Zertrümmerer des galenischen Götzendienstes, der sich mit arabistischem Flitterkram eines Avicenna, Averroes, Rhazes behängt und verbrämt hatte. Locher erkannte aber auch klar die unsterblichen Verdienste Hohenheims als positiver Neugründer der modernen Medizin durch Aufrichtung der ersten Grundsäule der Medizin, der Chemie, der Jatrochemie und der induktiven empirischen Naturforschung, die erst lange nach ihm Baco von Verulam für alle Disziplinen der Naturwissenschaft angefordert hat. Paracelsus als ragende, unerschütterliche, sturmwittrerte Grundsäule der heutigen jatrochemischen und psychanalytischen Medizin: so schilderte ihn 1851 der erste Rehabilitator in der Schweiz, der zwar auch irrte, wenn er schrieb: Paracelsi Verdienst sei nur mehr historischer Art, wenn auch einmalig. Nein, erwidern wir darauf: Paracelsus wird und soll gerade in unseren Tagen frisch auferstehen und alle Krisen überwinden helfen. Denn wo es kriselt, da fehlt es ja immer an der – *Philosophia Sagax*, die uns erst zur Einheit universalen Denkens zurückführt, zu den Müttern, nicht der Elemente, sondern der platonischen Urideen und damit zum Geist der Geister, zum Urgeist, der alles erdachte und schuf, zu dem Mensch und Schöpfung heimkehren sollen nach ihrer Reinigung im Athanar des Wandel- und Wandlungsternes, genannt *Erde*.

Doch kehren wir zurück auf den realen Boden der uns vor kurzem von Prof. Dr. P. J. Betschart gestellten Aufgabe. Ich bin zwar kein Freund von Nur-Referaten, weil ich Originalarbeiten jedem Referieren vorziehe. Deshalb erlaube ich mir, nach zwei kurzgehaltenen Referaten, welche das mir gestellte Thema umreißen,

¹ Referat an der Gründungsfeier der Schweiz. Paracelsus-Gesellschaft vom 11. Oktober 1942.

wenn auch nicht erschöpfen, eine auf archivalischen Neufunden basierende Originalarbeit zu bringen über ein Thema, das speziell den Tagungsort Einsiedeln berührt und in fast mathematisch exakter Weise neuen Aufschluß bringt über das Erscheinungsbild der unbekannten Einsiedler Mutter Paracelsi und über den genotypisch determinierten Charakter Hohenheims von seiten seines Großvaters².

Der Stand der schweizerischen Paracelsus-Forschung anlässlich der letztjährigen Jahrhundertfeier seines Todes, die auch zu einer Auferstehungsfeier wurde und es bleiben soll, ist Ihnen allen wohl bekannt, so daß sich ein Eingehen erübrigt. Das Buch von Dr. J. Betschart über Paracelsus brachte den Hohenheimer weitesten Kreisen näher und fand allgemeine Anerkennung wie auch die Anthologie von Frau Dr. Jolan Jacobi, deren 3000 Exemplare fast ausverkauft sind. Letztere vernachlässigt zwar bewußt den großen Wundarzt, der mit seiner «Großen Wundarzeney» zu Lebzeiten einen großen Bucherfolg errungen hat, ebenso den Begründer der Chemie und Jatrochemie, worüber ich eine größere ungedruckte Arbeit geschrieben habe, vor allem aber auch den Anthroposophen, Magier und Kabbalisten. Diesem fühlbaren Mangel suchen die zahlreichen Bildwiedergaben einigermaßen abzuhelpen, auch in bezug auf den Symbolgehalt der Alchimie und Magie. Bei einer Zweitaufgabe dieses wertvollen Paracelsus-Bandes wäre der Verleger anzuhaltend, daß die Reproduktion der Bilder einigermaßen befriedigend ausfallen sollte, da die jetzige Wiedergabe den Kenner der Originalbilder, auch späterer Etats, in Grätigkeit und Klarheit völlig unbefriedigend läßt. Hier tangiert unser Referat bereits Zukunftsaufgaben der schweizerischen Paracelsus-Forschung: der Kabbalist untersuche die Einflüsse der gabalischen Künste auf das Schaffen Hohenheims, der Astrologe den Einfluß dieser Disziplin und die Umwandlung der Astrologie nicht nur zur Astronomie, sondern zur kosmischen Psychologie. Dr. Hunwald, früher in Paris, Annecy, jetzt in Lausanne, wäre als Spezialist dieser Fragen der geeignete Wissenschaftler, hierüber endgültige Klärungen zu bringen. Merkwürdig hat mich immer gedeucht, daß bis jetzt kein Mitglied der anthroposophischen Geistbewe-

² Veröffentlicht in der Schweiz. Med. W. Gekürzt, bebildert und mit Stammtafeln belegt, wird sie auch im 2. Band der Nova Acta Paracelsica erscheinen.

gung sich an den Magier Paracelsus herangewagt hat. Vielleicht weil sie jurantes in verba magistri nur einen einzigen Meister anerkennen, dem aber meines Erachtens Paracelsus weit überlegen war. Sudhoff und seine Zeit, wie auch die Lochers (1851), besaßen noch keine Antennen für diese Influenzen. Crookes, der ehemalige große Physiker der Londoner Universität und Präsident der Society for psychical research, starb leider inmitten der Bemühungen, neue Röntgenschirme für die Aurastrahlung zu erfinden, usw. Trotzdem muß auch dieses Thema von einem Kenner neu in Angriff genommen werden: Paracelsus, der Magier, speziell an Hand einer Neuherausgabe der Philosophia Sagax, die analog dem kommentierten Paramirum von Achelis im Schwabe-Verlag Basel herauskommen sollte. Eine ausführliche, von mir geschriebene Einleitung liegt ungedruckt vor. Denn die Sagax ist nach allgemeinem Urteil von Kennern der Kulminationspunkt paracelsischen Denkens in geschlossenster Form. Auch das Büchlein über die Elementargeister sollte illustriert von Erni, Luzern, als Bibliophilendruck bei Schwabe herauskommen. Denn auch hier gilt Goethes Wort: Wir wollen weniger beschrieben und mehr gelesen sein. – Bei diesen Neuauflagen sind nicht nur Sudhoffs Ausgabe, sondern vor allem die Originale zu berücksichtigen (von denen ich Ihnen eine klassische Ausgabe der Sagax herumreiche).

Dies einige wenige Anregungen im Sinne von *Aufgaben*, die ich wegen Zeitmangel leider selbst noch nicht realisieren konnte. Habe deshalb meinem eifrigsten Paracelsusschüler, Fürst Telepnef, Auftrag gegeben, einige dieser Arbeiten auszuführen. Zuerst wies er in *Essays critiques sur le livre par Allendy*: «Paracelse, le Medecin maudit», nach, daß das Buch von Allendy infolge Unkenntnis der deutschen Quellen voller Widersprüche, Unrichtigkeiten und subjektiver Hypothesen steckt und im französischen Schrifttum durch ein richtigeres zu ersetzen ist. Mittlerweile ist Allendy sechzigjährig in Montpellier plötzlich gestorben. Trotz vieler Widersprüche hat er sich im französischen Schrifttum ein bleibendes Verdienst um Paracelsus erworben. Seine Nachforschungen in Montpellier über Paracelsus, wo er doziert hat, müssen jetzt von einem andern wieder aufgenommen werden. Da Allendy gestorben ist, sollen die *Essays* nicht veröffentlicht werden. Eine zweite Aufgabe hat Telepnef glänzend gelöst: die erste richtige Beschrei-

bung der Reisen Paracelsi in Europa. Bis jetzt sind hierüber unrichtige Kartenskizzen veröffentlicht worden, z. B. von Professor *Lejeune* 1941, S. 27, auf welcher die Reise direkt von Litauen nach Polen, Rumänien führt, während schon *Locher* 1851, S. 23 mit Recht schrieb: «Von Schweden ging er in Gesellschaft eines ‚tatarischen‘ Fürsten durch Rußland über Moskau nach Konstantinopel» (Belege). Fürst Telepnef oder Konsul Telepnef, wie er sich in der Schweiz schreibt, ist nun ein direkter Abstammeling dieses Tatarenfürsten, der Paracelsus nach Moskau brachte zur Heilung seiner Gemahlin. Telepnef besitzt hierüber unedierte Akten in seinem Familienarchiv und teilte mir anhand von englisch geschriebenen Notizen folgendes mit: unter Zar Wassil III. (1505–1530) brachte einer seiner Vorfahren laut Dokumenten des Familienarchivs Mediziner von Litauen nach Moskau und Konstantinopel. Seit Iwans des Dritten Heirat mit Sophie aus dem Hause der Paläologen stand Moskau in naher Beziehung zu Konstantinopel und dadurch indirekt speziell durch Architekten mit Rom. Von Preußen wurden Gelehrte, speziell Ärzte, oft unter hohen Honorarversprechungen, nach Moskau gelockt, wie später noch Katharina die Zweite Euler dem Preußenkönig Friedrich dem Großen abspenstig machte und nach Petersburg zur Gründung der Akademie der Wissenschaften berief. Damals sprach man in Litauen, wo Paracelsus sicher bezeugt sich aufhielt, noch Weißruthenisch oder Russisch, weil Litauen ohne Grenzpfähle nach Sarmatien oder Rußland überging. Von hier aus gingen die fürstlichen Geleit- oder Konvoizüge direkt nach Moskau, so daß die Lochersche These gestützt wird. Kiew war damals Hauptstadt von Litauen, nicht Kaunas, wie in der Karte von Prof. *Lejeune* eingezeichnet steht. Letzterer läßt Paracelsus von Kaunas, das damals nur als winziges Winkelnest vegetierte, direkt durch Polen nach Warschau reisen, während die Lochersche Annahme durch dokumentarische Neufunde gestützt wird. Schon Wassil des Dritten Vater, Iwan der Dritte, hatte mit der Erweiterung und Pazifizierung der Tataren begonnen. Weil die erste Ehe Wassils mit Salome unfruchtbar war, bekam der Vorfahr unseres eifrigen Paracelsisten Fürst Telepnef den Auftrag genau zur Zeit, als Paracelsus in Litauen weilte, die berühmtesten Ärzte nach Moskau zu bringen. Reisen in Rußland waren damals nur in gesicherten

Konvoizügen möglich. Erst in zweiter Ehe mit Helena aus *Litauen* wurde Iwan der Vierte geboren, der blutmäßig ein Telepnef war. Konsul Telepnef, ein heute noch lebender Sprosse dieser Fürstenfamilie, schrieb deshalb, gestützt auf Tradition und Archivfunde seiner Familie, mit Recht im Sinne Lochers wörtlich folgendes: «the certitude of Paracelsus's visit to Moscow seems to be restlessly confirmed. Relations between Lithuania and Russia in the North, the intercourse of Moscow and Rome through the previous dominions of the Byzantine Empire in the south, a widely progressed pacification of the tatar possessions (some of the tatar princes or chiefs even accepted services at the Moscovite court), a close connection with Hungary—and all these intercrossing routes the Grand Dukes emissaries with 'safe-conducts' for the scholars of western Europe, particularly for the german physicians, in very high favour with Vassily III». Mit Recht fragt Telepnef in seinen mir zur gefälligen Verfügung gestellten Notizen, die die neuesten Fortschritte über Paracelsi großen Reisekreis bedeuten: «Would not a traveller and inquirer like Paracelsus willingly embrace such an opportunity of investigating and turning over a few more leaves—and very curious too—in the Grand Book of the Mysteries of Natur and Sciencel». Weitere Anhaltspunkte über den Besuch in Rußland fand Telepnef im Buch der Meteora (A. III, 985) im Kapitel vom Regen, wo Paracelsus ihm bekannte Länder aufzählt, wie Pannonien, Sarmatia, Dania, Suevia, die ihr eigenes Klima hätten. Pannonien war die römische Provinz in der Donauebene mit Wien als Hauptstadt, Sarmatien aber das Gebiet zwischen Weichsel oder Vistula und Wolga, also Rußland mit inbegriffen. Telepnef wird die beiden großen Wanderzirkel des Magiers, den äußeren und den inneren, noch ausführlicher studieren und Ihrem Kreise selbst erläutern, zumal die heute vorliegenden Karten hierüber voller geographischer Unrichtigkeiten stecken und unvollständig sind. So vermutete ich auch schon längst, daß Paracelsus nach Vollendung seines Studiums in Ferrara sofort weiter südwärts gen Salerno zog, das ihn als älteste pharmazeutisch-chemische Schule und Hort der Medizin unbedingt anziehen mußte. Von hier nach Neapel war's nicht mehr weit. Neapel war damals spanisch. Bekannt ist ja, daß die Ausbreitung der Syphilis, deren bester Kenner und Therapeut Paracelsus war,

ihren Seuchenzug von Neapel aus nach Frankreich, der Schweiz, Deutschland usw. nahm. Spanische Söldner schleppten sie hier ein von Barcelona-Sevilla-Granada aus. Nach Spanien war sie als Tropenkrankheit durch die Soldateska der Kolumbuskaravellen gekommen. Vor Neapel brauchten die Spanier gar nicht gegen das französische Heer zu kämpfen. Sie ließen einfach die spanischen Soldatendörren ausfliegen und marodieren mit dem Erfolg, daß das ganze Franzosenheer verseucht wurde und von 4000 Schweizer Söldnern kein einziger im Kampfe fiel (*attrappés par les coups de pieds de Vénus*) und doch nur noch 148 nach Bern zurückkehrten, das vor ihnen die Stadttore verschließen mußte, um die Infektion abzuwehren. Noch heute grassieren in innerschweizerischen Bergtälern Zeugen dieser Infektion in Form von Taubheit und andern fixierten Erbleiden nach Forschungen von *Hanhart*, Zürich. Diese kleine, interessante Exkursion war nötig, um zu beweisen, daß der beste Syphilidenkenner aller Zeiten, als der Paracelsus von den Syphilidologen bezeichnet wurde, von Neapel sicherlich als Wundarzt den direkten Weg gen Granaten zog, wahrscheinlich als Wundarzt im Solde Spaniens. Damit fällt die Sudhoffsche These von der zweimaligen Überquerung der Pyrenäen, die ich immer für unwahrscheinlich hielt. Granaten, Lissabon, Salamanca, para toda la España, einmalige Überquerung der Pyrenäen und längerer Aufenthalt in Montpellier, wo Allendy die Nachforschungen hätte weiterführen sollen, die leider durch seinen kürzlichen vorzeitigen Tod vereitelt wurden. Hernach längerer Aufenthalt in Paris mit Dozententätigkeit. Hernach die authentischen nordischen Reisen nach England, Schottland, Irland, Dänemark (Wundarzt bei Christiern II), Schweden, usw.

Wie Sie daraus ersehen, erblühen auch hier dem Forscher neue *Aufgaben*, die kritisch an die Hand zu nehmen sind unter Berücksichtigung *aller* Quellen, vor allem auch der Chirurgie. Konsul Telepnef wird diese Probleme und Aufgaben in nächster Zeit zu Ende führen.

Telepnef wäre auch der geeignete Autor zur Neuausgabe des Büchleins über die Elementargeister, das von Paracelsus bekanntlich mit besonderer Liebe geschrieben wurde und die Grundlage der Romantiker bildete. Denn – wie er mir persönlich mitteilte – hat er diesbezügliche Eigenerfahrungen im paracelsischen Sinne

auf seinen Gütern, der Insel Dagö, und in Cornwall gemacht, wo sich zahlreiche Zinnminen befinden und Paracelsus sich wahrscheinlich auch aufgehalten hat, da er bekanntlich vor allem Ländern mit Minen aufsuchte, wie in Schweden Falun. Auch hier Anregungen zu neuen Aufgaben der Paracelsus-Forschung. Denn auch hierin wird der «Phantast» in den meisten Punkten Recht bekommen im Sinne Shakespeares, daß mehr Dinge zwischen Himmel und Erde sind, als sich eure Schulweisheit träumen läßt. –

Wahrhaftig: Paracelsus ist wie ein Meer, das man wohl befahren, aber nie ausschöpfen kann. Noch habe ich nicht die «Paracelsica» von Prof. Jung erwähnt, die mehrere Vorträge erweitert zusammenfassen. Prof. Medicus, der exzellente Philosoph Paracelsi an der Zürcher Hochschule, hat ihnen eine Rezension in der NZZ. gewidmet, die, ideell richtig, die große Mühewaltung Jungs vielleicht doch zu wenig gewürdigt hat. Bernhard *Milt* (Zürich) verdanke ich einen Sonderdruck aus der Vierteljahresschrift der Zürcher Naturforschenden Gesellschaft über Paracelsus und Zürich, den ich zum Ausgangspunkte meines zweiten Referates nehme und zur Eigenwürdigung des neuesten Werkes über Paracelsus von Erwin *Jaecle*. Bevor ich darauf eintrete und diesen neuesten Baustein im Sinne des heutigen Standes der Paracelsus-Forschung in der Schweiz bearbeite, erlaube ich mir, kurz über einige mehrminder wichtige Neufunde zu referieren. Als bedeutendsten Fund betrachte ich den von Josef *Denkinger*, Schriftsteller, Goßau, anläßlich der von ihm angeregten Paracelsus-Ausstellung in St. Gallen gemachten. Er betrifft Rezepte und Handschriften bzw. Marginalien. Sie fanden sich teilweise im Buchdeckel eines offenbaren Taschensattelexemplares Paracelsi der Großen Wundarznei, das von Wien nach St. Gallen kam, teilweise als Marginalien im Buch selbst. Ein Weinrezept, das ich zu begutachten hatte, spricht nicht nur im Ductus der Paracelsischen Handschrift mit dem typischen saturnischen (h)h sicherlich für Paracelsus, sondern auch inhaltlich. Vor Paracelsus hat das bekanntlich niemand getan, auch lange nach ihm keiner. Diese Neufunde sollte der Entdecker *Denkinger* selbst, der ein vorzüglicher Paracelsist ist, in den «Nova Acta Paracelsica» veröffentlichen. Kleinere Neufunde stellen das Paracelsus-Bildnis des Besitzers der größten privaten Inkunabelsammlung Europas dar, das in Holland gefundene Porträt im Be-

sitz von Erik Waller Stockholm, ferner «Paracelsi Hand- und Denck-Bibel 1684», die noch näher zu untersuchen ist behufs Einreihung. Diese Paracelsische Denkbibel, zusamt dem Hauptschlüssel der Paracelsischen Arcanen, war ursprünglich Eigentum der St. Galler Bibliothek, bzw. der Filialgründung in Rorschach (Kloster Maria-berg). Nach Auflösung des Rorschacher Klosters erwarb ein Arzt, Dr. Helfenberger in Rorschach, den Großteil dieser Bibliothek, worunter Paracelsische Handschriften gewesen sein sollen. Nach dem Tode des letzten Helfenberger-Arztes, die eine ganze Ärztedynastie repräsentierten, soll der geldbedürftige Bruder die stets sorgsam behütete Bibliothek verkauft haben. Ein Überbleibsel davon fand den Weg zu mir aus einer Helfenbergerhand. Kürzlich brachte mir auch ein Gymnasiast aus einer alten Bücherkiste, die im Luzerner Hinterland jahrzehntelang uneröffnet auf dem Dachboden schlummerte und beinahe wegen der Paracelsischen Magusschriften verbrannt worden wäre, mehrere Erstausgaben Paracelsischer Werke, von denen ich Ihnen das Buch der Archidoxen zeige, nebst einigen interessanten Bändchen über den «Stein der Weisen», die gleichsam einen Mangeti in nuce darstellen. Damit habe ich Ihnen den Beweis erbracht, daß immer noch zahlreiche Funde in der Schweiz zu machen sind, welche, in den richtigen Händen, berufen sind, immer neue Bausteine zum Paracelsischen Geistdom zusammenzufügen. Erst dann lernen wir immer klarer erkennen, wie die gotische Vertikale des Metaphysikers und Magiers zusammen mit der Horizontalen des ersten induktiven Naturforschers das richtige Koordinatensystem seines freilich nicht mathematisch gerichteten Denkens ergeben. An diesem Dom dürfen auch nicht die dämonischen Fratzen der Wasserspeier fehlen. Paracelsus war kein Mathematiker wie sein großer Vorläufer Nikolaus Cusanus, der bereits mathematische Pulsmessungen mit Hilfe der Wasseruhr vornahm, erstmalig die Infinitesimalrechnungen fand und kurz vor den Toren des Leibnizkalküls stand. Paracelsus war eine introvertierte, grüblerische, vulkanische Feuerseele, mehr Romantiker als Klassiker. Klassisch trotzdem in ungezählten grundlegenden Arbeiten. Wenn wir nun auch in weiter dringenden Forschungen engbegrenzte Fragestellungen herauschneiden müssen, wie dies Walter von Brunn kürzlich in «Paracelsus und seine Schwindsuchtslehre» erschöpfend getan hat,

so dürfen wir nie den Grundfehler begehen, vor lauter Analyse die Synthese zu vergessen. Denn Paracelsus selbst ist Vorbild für beides. Auch sollten wir seine Denkvorläufer kennenlernen wie den Kusaner, der im Sinne der Vorsokratiker das Gesetz der Entsprechungen neu formuliert hat, oder die alchimistischen Anschauungen eines Geber, zu dessen Merkursulfurtheorie Paracelsus das Salz als drittes chemisches Grundprinzip hinzufügte, wodurch er selbst zum Salz der neuen Chemie wurde, zum Salz, das fürwahr nie schal wird, mit dem wir Paracelsisten immer wieder von Zeit zu Zeit unser Lebenssüpplein würzen wollen.

Erste Aufgabe der schweizerischen Paracelsus-Forschung ist die Herstellung einer vollständigen *Bibliographie* in bezug auf alle in schweizerischen Bibliotheken und privaten Büchereien befindlichen Originalwerke Paracelsi mit Angabe ihrer Druckorte, Editionsjahre und eventuell auch ihrer Herkunft. Diese Bibliographie muß ergänzt werden durch Erfassung aller Veröffentlichungen über Paracelsus und seine Werke mit Einschluß der lexikographischen.

Eine *zweite wichtige Aufgabe* ist die Herausgabe von Originaltexten des Paracelsus analog den Bändchen der Klosterberg-Sammlung. Zur Einführung würde ein erstes Bändchen einem breiten Leserkreis die sprachgewaltigen Essays «Vom Irrgang der Ärzte» sowie die in der Gesamtliteratur einzig dastehenden *Defensiones* (Antworten auf die Verunglimpfungen der Mißgönner) bringen; vielleicht als Abschluß dieses Bändchens noch das Fundament der Romantik: das mit intuitiver Liebe geschriebene Kapitel über die «Elementargeister». Ein zweites vollbefrachtetes Bändchen würde Paracelsus als Begründer der heutigen Medizin, Chemie und Jatrochemie, ersten induktiven Naturforscher, Chirurgen usw. erweisen, während ein drittes zum krönenden Abschluß (Autor: Prof. J. Betschart) den Hohenheimer als Philosophen, Magier und Meister der metaphysischen Synthese würdigte. Paracelsus hat uns in zeitgemäßer Sammlung und Sprache noch sehr vieles zu sagen und zu deuten gerade im Umbruch unserer Zeitenwende. Denn er ist nicht nur scharfsinniger Analytiker, sondern vor allem auch konstruktiver Synthetiker. Hic Rhodus, hic salta!

DIE KINDHEIT THEOPHRASTS IN EINSIEDELN

Fragen nach dem historischen Wahrheitsgehalt der Paracelsus-Biographie

Von Dr. Karl Bittel (Überlingen am Bodensee)

Längst ist es an der Zeit, die Frage nach dem historischen Wahrheitsgehalt der Lebensgeschichte des Theophrast Bombast von Hohenheim einmal mit allem Ernst zu stellen und aufs strengste an Hand sämtlicher erreichbaren Dokumentationen zu beantworten. Denn leider ist es eine Tatsache, daß *die historische Gestalt Hohenheims* auch heute noch, 450 Jahre nach seiner Geburt, im Dunkel der Geschichte steht, weil selbst das kärglich «Überlieferte» so sehr ein Gemisch aus Dichtung und Wahrheit ist, daß die vielfältigen Irrtümer unausrottbar erscheinen. Die Ursachen sind bekannt: urkundliches Material fehlt fast vollständig, im zeitgenössischen Spiegel erscheint seine Gestalt widerspruchsvoll verzerrt, und was sich an Überlieferung weitergegeben hat, verwob sich bereits zu seinen Lebzeiten untrennbar mit der Legende. Hohenheim selbst, der nur seinem Werk lebte, war in persönlichen Äußerungen überaus kärglich.

Bei solchem Mangel an historischem Tatsachenmaterial ist es kein Wunder, daß dichterischer Phantasie das Feld überlassen blieb und sie das Lebensgemälde von Paracelsus frei gestalten konnte. So hat Belletristik statt wissenschaftlicher Forschung das Paracelsus-Bild, wie es heute im allgemeinen Bewußtsein lebt, geschaffen. Roman und Dichtung, neuerlich auch Film und Oper, wetteiferten mit mehr oder minderem Können und Erfolg. Der um Paracelsus gewobene Mythos stellt die wissenschaftliche Paracelsus-Urkunde dringend vor die Aufgabe, endlich die historisch verbürgte Paracelsus-Biographie, frei von allem Beiwerk, zu erforschen und in gültiger Form darzustellen. Denn der Alternative, welche der bedeutendste Paracelsus-Forscher Karl Sudhoff schließlich, angesichts der Schwierigkeiten, den Lebensgang vollständig zu rekonstruieren, ausgab, kann unmöglich zugestimmt werden: die Lücken in der Biographie Hohenheims, die der gewissenhafte Biograph stehen lassen muß, auszufüllen, muß der schöpferischen

Kraft eines Dichters oder dem Weiterdringen der Forschungsarbeit einstweilen überlassen bleiben (Lebensbild 1936, S. 8). Nur das letztere kann und darf Maxime sein! Denn nur wirkliche Quellenforschung gewährleistet objektive Historie. Andernfalls bleiben wir bei jenem unerquicklichen Zustand, daß einer nach dem andern das «romantische Beiwerk» auch trotz bestem Willen übernimmt und die Loslösung keinem mehr gelingt, wie auch Sudhoff selbst ein mehrfaches Opfer wurde. Nur bei rücksichtsloser Ausmerzungen aller überlieferten Irrtümer lassen sich die biographischen Fragen lösen. Stück um Stück muß der *historischen Beweispflicht* Genüge getan werden, auch auf die Gefahr hin, daß durch die konsequent vorgenommenen Abstriche das Torso noch unansehnlicher, dafür aber vollkommen echt wird.

Beginnen wir mit der Geburt und Kindheit Theophrasts von Hohenheim. Schlägt man eine beliebige gültige Biographie aus jüngster Zeit auf, so ist mit einigen Variationen etwa zu lesen:

Doctor Wilhelmus von Hohenheim ließ sich unweit Einsiedelns im Gasthaus bei der Teufelsbrücke als Licentius medicinae nieder und ehelichte im Jahr 1491 Els Ochsner, deren Familie in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zum Benediktinerstift stand. Das noch vorhandene Bräutigamsbild des Vaters zeigt sowohl das Wappen der Bombaste von Hohenheim und ein Stierwappen, das dem Geschlecht der Ochsner zugehört. Am 10. November 1493 (vielmals wird auch der 17. Dezember genannt) kam ihr einzigstes Kind zur Welt, das auf die Namen Philippus, Aureolus, Theophrastus getauft wurde. Das Kleeblatt der Drei schlug sich im Hause der mütterlichen Eltern an der Sihl recht und schlecht durch. Nach 10jähriger Ehe, im Jahre 1502, starb die Gattin; sie hatte jahrelang im Banne einer Schizophrenie gelegen und schließlich in der reißenden Sihl Erlösung von der Last ihres Daseins gesucht. Der Vater verließ nun Einsiedeln und zog mit dem neunjährigen Sohn nach Villach, einer Berufung als Lehrer an die dortige Bergschule und zugleich als Stadtarzt Folge leistend.

Wenn wir nach dem historischen Wahrheitsgehalt dieser auch in wissenschaftlichen Darstellungen durchweg üblichen Paracelsus-Biographie fragen, müssen wir uns zunächst darüber klar werden, welchen *Quellen* hier geschichtliche Beweiskraft zuzumessen ist. Da es nicht ein einziges Dokument und keinerlei zeitgenössische Aussagen über die Kindheit Theophrasts gibt, bleiben als einzige Anhaltspunkte *autobiographische Äußerungen von Hohenheim selbst* übrig, wie solche überhaupt, trotz aller Kargheit, für die

Gesamtbiographie nahezu ausschließlich *die* zuverlässige Grundlage abgeben¹.

Über Herkunft, Geburt und Kindheit Hohenheims finden sich im paracelsischen Schriftwerk folgende Zeugnisse. Frühesten Aufschluß gibt sein Name «Theophrastus Bombast ex Hohenheim, Eremita», wie er sich in seiner Vorlesungsankündigung zu Basel am 9. Juni 1527 nennt. Sein Vater Philipp stammte aus dem schwäbischen Rittergeschlecht der Bombaste von Hohenheim. «Der ich bin von Ainsidlen – Eremita! – des lants ein Schweytzer» fügt er später in der Großen Wundarzney noch hinzu. In seinen letzten Lebensjahren nennt er sich auch mehrfach «Aureolus», offenbar der Kosenamen, mit dem er als Kind gerufen wurde. Der Vorname «Philippus», den Hohenheim selbst nie geführt hat, findet sich erstmals auf dem Grabstein genannt und ist möglicherweise bei den Nachlaßverhandlungen in Einsiedeln als eingetragener Taufname eruiert worden. Der Beiname «Paracelsus», mit dem Hohenheim in die Geschichte einging, ist erstmals im Jahre 1529 von ihm als Schriftstellerpseudonym für prognostische Schriften benutzt worden. Kindheitserinnerungen tauchen in seiner Defension «zu entschuldigen sein wunderliche weis und zornige art» auf: «Von der natur bin ich nit subtil gesponnen, ist auch nit meins lants art, das man was mit seidenspinnen erlange. Wir werden auch nit mit feigen erzogen, noch mit met, noch mit weizenbrot, aber mit kes, milch und haberbrot... in tanzapfen erwachsen» Eine weitere Erinnerung ist, «dass wir in armut und hunger unser jugent verzert haben» und schließlich «als ich selbs gesehen hab im 99sten jar ein gross wasserguss».

Damit ist die autobiographische Quelle erschöpft. Kein Anhaltspunkt für seinen Geburtstag, nichts über die Mutter, nicht einmal ihren Namen hat er genannt. Woher haben nun die Biographen ihre vielfältigen Einzelheiten, wie sie oben zitiert wurden? Fragen wir zuerst nach dem *Geburtsdag*, um eine einzigartige biographische Groteske aufzudecken. Zeitgenössisch sind die

¹ In einer kleinen Anthologie «*Paracelsus: Autobiographisches*» habe ich den Versuch gemacht, das Leben Hohenheims, frei von allen fremden Zufügungen, zu rekonstruieren. Es erweist sich, daß fast alle über diesen autobiographischen Tatsachenstand hinausgehenden späteren Zufügungen von fraglichem historischem Wert sind. Leipzig 1943, Reclam-Bändchen Nr. 7567/68.

einzigsten Anhaltspunkte die bekannten beiden Stiche seines Porträtisten AH, wonach er im Jahre 1538 im Alter von 45 Jahren und zwei Jahre später im 47. Lebensjahr gestanden habe. Soweit ich es übersehen kann, hat darnach der Bilderstecher Jenichen (vor 1565) gefolgert «nati anno 1493, mortui anno 1541». Das klingt sehr bestimmt, aber der Verdacht liegt nahe, daß diese Bestimmung des Geburtsjahres entsprechend den Angaben von AH mit der einfachen Rechnung «1538 minus 45 = 1493» vorgenommen worden ist².

Einen bestimmten Geburtstag nannte der Basler Thurneysser (1574), der es ganz genau verzeichnet hat: «nach Chr. 1483, den 10. Novembris auff rechten mittag»; aber – das ist *Luthers* Geburtstag! Murr (1799) hat diese Verwechslung später berichtigt, indem er, ohne es zu begründen, den Tag einfach um 10 Jahre später verlegte, auf den «10. November 1493 in der Mittagsstunde». Dieses eher mögliche Jahr wurde beibehalten, als bald irrtümlich mit dem 10. Dezember weitergegeben, bis schließlich der Druckfehlerteufel – offenbar zuerst in der «Biographie Universelle» (1863) – den 17. Dezember 1493 daraus gemacht hat. Dieses vollständig haltlose Datum bürgerte sich besonders gut ein und wird heute vielfach neben dem 10. November behauptet, obwohl Sudhoff längst erklärt hatte, daß man nur «letztes Jahresdrittel 1493» bestimmen könne. Aber, wie gesagt, nicht einmal das Jahr 1493 kann dokumentiert werden.

Noch ungereimter als diese Geburtsquellen erweist sich das Dokument des besagten «*Bräutigamsbildes*». Das Original in Öl dieses heute oft abgebildeten Bildnisses eines 34jährigen Mannes mit einer Mönchskappe und einer roten Nelke in der Hand befand sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Besitz des bischöflichen Hoflakaiaen Schamhuber in Salzburg und galt dazumal als ein Bildnis von Paracelsus, weshalb man auch eine Kopie auf das Blechtürchen seines Grabmals gemalt hatte. Wegen der darauf angegebenen unmöglichen Jahreszahl 1491 meinte Seligmann

² Es gibt auch andere frühe Angaben, die das Geburtsjahr mit 1494 angeben, vor allem in den noch unbekannten Ahnentafeln schwäbischer Rittergeschlechter des *Pleickardt von Helmstatt* um das Jahr 1600. Vgl. *Bittel*: «Ist Hohenheim 1493 oder 1494 geboren?» (Medizin. Welt, Berlin, 1942, S. 1163), worin ich das letztere Jahr für das wahrscheinlichere halte.

(1869) jedoch, daß es des Vaters Bildnis sein müsse. Aberle (1887) machte ein Bräutigamsbild daraus, Kälin (1895) folgerte aus dem darauf neben dem Wappen der Bombaste angebrachten Ochsenwappen, daß die Mutter eine «geborene *Ochsner*» gewesen sei, einer Kombination, welcher Netzhammer (1900) beipflichtete, gleichzeitig aus einem Rodel um 1480 einen Rudi Ochsner an der Sylbrugg nennend, welcher «möglicherweise der Vater von Theophrasts Mutter war». Aus dieser Kette überaus vager Kombinationen ist mittlerweile eine Überlieferung geworden, die unbedenklich allgemein als Tatsache mit allem Drum und Dran hingenommen wird, obwohl das Bildnis inzwischen als eine Fälschung erkannt ist: das Hohenheimer Wappen ist eine Übermalung eines anderen Wappens mit schwarz-weißen Feldern (Salzburger Museumsblätter 1941), hat also gar nichts mit Hohenheim zu tun! Damit wird auch die ganze Ochsner-Legende hinfällig, und der Eintrag im Tagebuch von Schlageter (Einsiedeln 1730) gewinnt an Wahrscheinlichkeit, daß das Geburtshaus des «Goldmachers Theophrast» oberhalb der Sihlbrücke am Etzel auf dem Grundstück von *Gretzer* gestanden habe, wie es Netzhammer (Meinrads-Raben 1941) mitteilte und Lienhardt in älteren Urkunden als «Küelwiesli» im Besitz der *Gretzer* gefunden hat. Damit wird auch das seit langem gezeigte «Geburtshaus» in der «Confractur» von 1577 an der Teufelsbrücke hinfällig.

Seiner Mutter hat Theophrast nie Erwähnung getan. Erst ein Menschenalter nach Paracelsus' Tod hat «Michel Toxites paracelsist von Strasburgk», wie er genannt wurde, um dem Gerede über seinen Meister zu begegnen, «man wisse nicht woher Theophrastus kumm, dass er nicht ehelich geporn und dass er ein Bettler gewesen» folgendes veröffentlicht (1574): «Diser herr Wilhelm hat sich zu Einsideln verheurat mit einer ehrlichen person, dem Apt daselbs oberkaiten halben zugehörig, mit welcher er Theophrastum Paracelsum im ehelichen standt erzeugt hat.» Dieses folgerte er aus der bekannten Nachlaßforderung des Abts von Einsiedeln und will dazu auch mündlich erfahren haben, daß der Vater Wilhelm «ausserhalb der ehe geboren» gewesen sei. Die Hörigkeit der mütterlichen Familie darf als urkundlich angesehen werden, denn der Abt erhielt für seine «Gottshauss Fraw» vom Nachlaßverwalter das geforderte «Besthaupt». Das Zeugnis

über die Ehe der Eltern mag mangels eines Gegenbeweises³ hingenommen werden; auch in Helmstadts Ahnentafel steht: «Eius Uxor legitima erat von Einsidlen.» Das Hochzeitsjahr 1491 ist natürlich freie Erfindung, wie auch alle übrigen Behauptungen über die Mutter sagenhaft sind. Nichts ist von ihrer Krankheit, ihrem frühen Tod oder Selbstmord bekannt.

Was den *Vater* Wilhelm nach Einsiedeln verschlagen hatte, läßt sich nicht nachweisen. Vielleicht nur eine zufällige Wallfahrt zum Engelsfest am 14. September. Als er dann dort blieb, mag er sich als Scherer oder Chirurgus, vielleicht auf der für diese Zeit nachweisbaren Einsiedler Badstube betätigt haben; daß er der erste Klosterarzt gewesen sei, ist unerwiesen. Ebenso wenig, also nichts, wissen wir über die Gründe seines *Abzugs*, auch nicht, wann er Einsiedeln und die Schweiz verlassen hat. Da sein Existenzkampf offenbar schwer war, wird er sich längst nach einem fruchtbareren Ort für seine Tätigkeit umsehen haben müssen. Wir wissen aus einer späteren Urkunde aus *Villach*, daß er sich in diesem weltentfernten Städtchen in Kärnten etwa im Jahre 1502 als Lizentiat der Medizin niedergelassen hat. Das besagt, daß er auf diese beschwerliche große Reise mit dem Knaben – mit oder ohne die Mutter? – wesentlich früher aufgebrochen sein muß, insbesondere wenn er, wie man annimmt, unterwegs mehrfach Aufenthalte nahm.

Vielleicht ist das auslösende Ereignis für den Abzug Hohenheims aus der Schweiz in politischen Ursachen zu finden. Als der Vater in diesen ursprünglich alemannischen Landesteil zog, war die Schweiz zwar seit 1309 schon reichsunmittelbar, aber seit Sempach und noch mehr seit den dreimaligen Siegen über das starke Burgunderheer 1476/77 – wo Karl der Kühne fiel – war sie immer selbstherrlicher und machtsrebiger geworden. Vom Reich her sah sich die Schweiz in Gefahr, ihre Freiheit und Selbstständigkeit zu verlieren, und die gegenseitigen Beziehungen waren

³ Aus der Tatsache, daß Theophrast selbst als Leibeigener der Abtei galt, kann nichts über seine eheliche oder uneheliche Geburt gefolgert werden, denn das Kind folgte nach dem Recht der Zeit stets «der schlechteren Hand». War also ein Elternteil leibeigen, so waren es die Kinder einer solchen Ehe auch. So konnte die Leibeigenschaft der Mutter auf den Sohn übergegangen sein, obwohl der Vater im Freistande lebte.

immer gespannter geworden. Als nun mit Habsburgs Hilfe im Grenzland über dem Rhein aus dem Schwäbischen Ritterbund St. Georgensschild der Schwäbische Bund (1488) erwachsen war, hielten sich die Schweizer unmittelbar für bedroht. Um der Gefahr einer Überrumpelung zuvorzukommen, zogen sie im Februar 1499 über den Rhein und schlugen im «Schwabenkrieg» die deutschen Landsknechte unter Georg von Frundsberg. Im Frieden von Basel am 22. September 1499 mußte Kaiser Maximilian die vollständige Loslösung der Eidgenossenschaft vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation hinnehmen.

Diese politischen und kriegerischen Ereignisse waren zweifelsohne keine gute Zeit für den emigrierten adeligen Rittersproß aus Schwaben, wo die Bombaste von Hohenheim auf der anderen Seite kämpften. Gründe genug zu Reibereien, Zerwürfnissen und Konflikten mit «dem Schwaben» und begründeter Anlaß für ihn, während dieser Jahre der Schweiz den Rücken zu kehren. Ob sich auch familiäre Zwistigkeiten mit «dem Hergeloffenen», dem Unehelichen, Unkirchlichen – der seinem Sohn einen heidnischen Vornamen gegeben hatte – in dem religiös und national gebundenen Milieu der bauerlichen Verwandtschaft der Frau ergaben, auch durch den Standes- und Bildungsunterschied mit dieser selbst, so daß sie deshalb zurückgeblieben wäre, kann alles nur vermutet werden. Ich möchte annehmen, daß die Einsiedler bzw. Schweizer Kinderzeit von Theophrast vielleicht schon im fünften Lebensjahre abgebrochen ist.

Jedenfalls beweist diese Prüfung der seitherigen «Überlieferungen» aus der Zeit der Kindheit Theophrasts auf ihren historischen Wahrheitsgehalt, daß so viele Korrekturen vorgenommen werden müssen, daß von dem heute geläufigen Bild fast nichts mehr übrigbleibt. Außerordentlich kümmerlich ist unser biographisches Wissen über Hohenheim. Aber die wissenschaftliche Paracelsus-Kunde verlangt nicht Quantität, sondern Qualität. Nur wenn es gelingt, das reiche Geranke von Legende und Dichtung um Paracelsus sauber und rücksichtslos auszuhauen, wird die *wahre historische Gestalt* des Theophrast Bombast von Hohenheim endlich erscheinen.

Literatur: Der Verfasser hat den Versuch einer historisch dokumentierten Paracelsus-Biographie unternommen: «Karl Bittel: *Das menschliche Schicksal*

des *Paracelsus*, Studien und Korrekturen zur Biographie des Theophrast Bombast von Hohenheim» mit einem Anhang «*Paracelsus-Dokumentation, Referatblätter zu einem Urkunden- und Quellenwerk*». Aus diesem noch nicht erschienenen Werk seien einige Vorveröffentlichungen genannt: Korrekturen zur Paracelsus-Biographie; über die Notwendigkeit eines dokumentarischen Quellenwerks (Hippokrates, Stuttgart 1943:30); Zur Genealogie der Bombaste von Hohenheim (Münchner Med. Woch. 1942:359); Geburt, Kindheit und Jugend des Paracelsus (Europäischer Wissenschafts-Dienst, Berlin 1943, Nr. 7); Las Paracelsus auf der Universität Basel oder auf einem freien Lehrstuhl? (Med. Welt, Berlin 1943:13); Paracelsus am Oberrhein (Straßburger Monatshefte 1943:226); «Paracelsus» genannt... (Wiener Med. Wochenschrift 1943:451); Ist Paracelsus in der Kaigasse gestorben? (Hippokrates, Stuttgart 1942:129), u. a. m. – Ein Teil der obengenannten Referatblätter kann vom herausgebenden *Paracelsus-Museum* (Stuttgart, Königstraße 19 A) bezogen werden.

PARACELSUS IN DER PHILOSOPHISCHEN BEWEGUNG SEINER UND UNSERER ZEIT¹

Von *Fritz Medicus* (Zürich)

Bedeutsame Leistungen der Philosophiegeschichte kommen von ursprünglichen Menschen, in denen sich das Herkommen nicht einfach fortzusetzen vermag, weil sich in ihnen, auch wo sie im einzelnen unrecht haben, eine neue Zeit mit neuen Aufgaben, neuen Spannungen ankündigt. Die Zeit des Paracelsus war an Spannungen überreich.

Weit verbreitet war noch immer der Geist des *Mittelalters*; jahrhundertelange Bemühungen hatten einen reichen Schatz feinsten philosophischer Begriffsarbeit zutage gefördert. Ihm gegenüber erschien alles Neue formlos-ungefügt. Indessen hatte sich die alte Art in manche Künstlichkeiten verloren, so daß dadurch ihr Kontakt mit den robusten Bewegungen der Zeit geschwächt war: mittelalterliches Philosophieren war nur noch in beschränktem Ausmaß «der Gedanke der Zeit». Vielfältige junge Bestrebungen suchten ein unbefangeneres Philosophieren in Beziehung zu den Spannungen der Zeit zu setzen. *Machiavelli* wie *Thomas Morus*, ältere Zeitgenossen des Paracelsus, empfangen die Antriebe ihres Philosophierens von der *Politik*. In sehr verschiedenem Geist. Bei dem einen entfaltet sich der Gedanke des Nationalstaates in seiner ganzen moralischen Bedenkenlosigkeit, beim andern die Sehnsucht nach Gerechtigkeit der sozialen Ordnung und nach Freiheit des religiösen Gewissens. – Im Werke des Morus kündigt sich eine allgemeinere, weit über die Interessen der Politik hinausreichende Tendenz an: manchen kühnen Neuerern – und Paracelsus war ihnen nicht fern – erscheinen *alle* überkommenen *Autoritäten* fragwürdig, handle es sich um die Autorität des Staates, der Kirche, der Sitte oder irgendwelcher als klassisch verehrten Lehren und großen Namen. So fragte man nach dem *wahren* Recht, das in der Natur selbst gegründet sein müsse. Und gegen Ende der Renaissancezeit erschien in unvermeidlicher Parallele zum *Naturrecht* die *natürliche Religion*. Bei *Paracelsus* sind leise Anfänge dieser Bewegung.

¹ Vortrag am Schweiz. Paracelsus-Kongreß 4. bis 6. Okt. 1941 in Einsiedeln (Erweiterte Fassung).

In der Reformation haben sich neue Kirchen mit neuen positiven Ordnungen neben die alte Kirche gestellt. Paracelsus hat unter den Übelständen der alten Kirche gelitten. Er hat sich nicht von ihr getrennt; aber er hat die Reformation doch mit einigem Wohlwollen angesehen. Allein die positiven Ordnungen, die durch sie aufgerichtet wurden, hielten ihn ferne. «Ecclesia ist ein Maur», schreibt er in privaten Aufzeichnungen²: das Wort ist Ausdruck des Schmerzes über die eigene Kirche wie des Mißfallens an den neuen Kirchenbildungen der Reformatoren. Auf diese insbesondere zielt er, wenn er von den «mancherlei secten, so unter dem glauben Christi einfallen», sagt, daß sie «das euangelium in ein engs garn stricken³». (Der Zusammenhang, in St. Gallen geschrieben, ist insbesondere gegen die Wiedertäufer gerichtet; aber diese Adressierung ist aus der Geschichte der dortigen Reformation zu verstehen. Paracelsus meint doch alle neuen Bekenntnisse.) Wohl war die Bibel und insbesondere das Neue Testament der starke Grund seines Glaubens; aber auf diesem Grunde verlangte sein Geist nach Freiheit. Er ließ sie auch anderen. Er notiert sich einmal die Norm: «Predige du allein wz dich antrifft, als ein Apostell, dz ynnertlich, das eusserlich geet auss dem Innern. vnd will es Gott also lassen vngeurthaylt, es sey Mess, es sey liechter, es sey vassten, es sey annder dinng, yn was weg es sey, das vrtheyl du nitt. Es gehört Gott zu, vnnnd nit dir. Allein predige dz Euangelium allen creaturen. vnnnd nu dz eusserliche hayss sie nit thun, verbeuts yn auch nit. Predige das euangelium. wz darnach Gott eusserlich handelt, das lass Gott beuolhen sein⁴». Es ist ihm nicht immer leicht gefallen, sich so zurückzuhalten. Von jeder Betonung äußerer Riten fürchtete er, sie könne der Anbetung im Geiste Abbruch tun und wilden Aberglauben fördern. Aber in milder Reife schreibt er wieder: «Zwene Tempel sollen wir haben in Vita beata, Einen zur leer vnd ist Mauren, Einen zur volbringung der leer, der ist wir selbst inn vnserem Herten⁵».

Es ist hiernach deutlich, inwiefern bei Paracelsus Ansätze zum Bekenntnis einer natürlichen Religion zu entdecken sind. Sein

² K. Sudhoff, Paracelsus-Handschriften (Berlin, Reimer 1899), 338.

³ Theophrast von Hohenheim gen. Paracelsus, Sämtl. Werke, hrsg. v. K. Sudhoff 1/IX, 337. ⁴ Paracelsus-Handschriften 376/77. ⁵ Ebenda, 259.

Glaube ist biblisches Christentum. Aber ein Christentum, das durch seine «Mauer» nicht eingeeengt ist und das sich auch nicht in ein aus Bibelworten gesponnenes Netzwerk fesseln läßt. Das alte Wort, daß die Menschenseele von Natur christlich ist, würde nach Paracelsus' Sinn gewesen sein. Und wichtig, sehr wichtig war seiner Religiosität die Bewährung in einem Leben der Liebe. «Der eins guten glaubens ist, der ist ein volbringer der werk gottes⁶.» Die Worte beziehen sich insbesondere auf den Beruf des Arztes. Paracelsus sieht ihn ganz erfüllt von Aufgaben werktätiger Liebe.

Die nachdrückliche Betonung der Arbeit für andere Menschen, die religiösen Adel erhält, wo Liebe ihr Motiv ist, ist – stets mit dem Unterton bewußten Gegensatzes gegen allzu einseitige Hochschätzung des kontemplativen Lebens – ein charakteristisches, wenn auch nicht alltägliches Motiv der Renaissancephilosophie. Stark klingt es auf bei einem Zeitgenossen des Paracelsus, dem vornehmlich in England und in den Niederlanden lebenden streng katholischen hochgebildeten Spanier *Ludovicus Vives*. Gott hat die Söhne Adams an die Arbeit gewiesen, an die Arbeit für die Gemeinschaft: *nati ad societatem sumus*, und nur durch Arbeit kann die *societas* bestehen. In dieser aber ist das Verhältnis der Menschen zueinander bestimmt durch ihr Verhältnis zu Gott. Die *religio in Deum*, die verantwortliche Gebundenheit an Gott, erst macht aus der menschlichen Gesellschaft jenes Große, das sie sein soll. – Es ist nicht anzunehmen, daß Paracelsus und Vives etwas voneinander gewußt haben; aber sie waren beide vom überzeitlichen Geist des Christentums erfüllt und beide dem neuzeitlichen Geist zugewandt, der die Aufgaben des Menschen in der *Welt*, nicht in der Abkehr von ihr, zu finden verlangte.

Sehr fern war Paracelsus all jenen Bewegungen seiner Zeit, die zum *Altertum* zurückstrebten. Vielen erschienen die Griechen und Römer als Vorbilder der eignen Gestaltung eines höheren Lebens. Einem Erasmus galt die *eruditio* des Gelehrten als die notwendige Wegbereitung aller wahren Kultur und Religion, alles dessen, was das Leben lebenswert macht. Aber das Latein, das Paracelsus schrieb, war wenig korrekt; von einem Verhältnis zum Griechischen war nicht viel zu merken. Daß er seine medizinischen

⁶ S. W. I/VIII, 207.

Vorlesungen an der Universität Basel in deutscher Sprache hielt, war ein Vorstoß gegen das humanistische Fundament der bisherigen Arzneikunst.

Philosophiegeschichtlich wichtig waren damals die Neubelebung antiker Systeme; insonderheit glaubten viele, in den Lehren *Platons* und des *Aristoteles* zeitlose Wahrheit zu besitzen. Das Neue, das sich auf geistigem Gebiete ankündigte, schien ihnen nur soweit sinnvoll und bejahenswert, als es Rückkehr zu Altem war. Es versteht sich, daß Paracelsus keine Fühlung mit ihnen hatte. Er hatte sie auch nicht mit jenen Fortschrittlicheren, die das Aufblühen neuer Wissenschaft begrüßten, für die großen Züge ihrer philosophischen Haltung aber an Platon und Aristoteles als den klassischen Meistern festhielten; insbesondere war die Überzeugung mächtig, daß man in der Logik des Aristoteles die unerschütterliche Basis besitze, auf die sich die jetzt neu erstehende Wissenschaft gründen müsse. So hat der wenige Jahre nach Paracelsus geborene Mailänder Arzt *Girolamo Cardano* das naturwissenschaftliche Problem des Artbegriffs hervorgezogen. In seinen Spuren hat später *Andrea Cesalpino* fortgearbeitet, ein Forscher, mit dem für die Botanik eine neue Epoche beginnt. Er hat die Probleme der aristotelischen Philosophie als Naturforscher erlebt, so daß ihm die Logik aus einem Gegenstand abstrakter Schreibtisch- und Kathederinteressen zu einer Wissenschaftslehre geworden ist. Doch Cesalpino ist erst 26 Jahre nach Paracelsus geboren, gehört also in eine etwas spätere Epoche, deren geistige Substanz sich immerhin in der Zeit unseres Einsiedlers, aber ohne seine Mitwirkung, vorbereitete.

Ich erwähnte Cardano. Noch ein philosophischer Arzt ist zu nennen, und zwar ein Mann, von dem Paracelsus gewußt und in dessen Werke er Einblick genommen hat, *Marsilius Ficinus*. «Er war ein ausgezeichneter Arzt», *fuit egregius medicus* – sagt er von ihm⁷. Doch ist der geistige Abstand groß. Ficinus, 60 Jahre vor Paracelsus geboren, war Platoniker oder eigentlich Neuplatoniker, doch auch mit Aristoteles vertraut und in manchen Lehren von ihm abhängig. Abhängig von alten *philosophischen* Autoritäten in seinen *naturwissenschaftlichen und ärztlichen* Theorien. Wie ganz

⁷ S. W. I/III, 411.

anders Paracelsus! Kein philosophischer Klassiker ist irgendwie sein Lehrer in medizinischen Dingen. Wohl baut auch er die Arzneikunst auf Philosophie – aber auf eine Philosophie, die, wenn sie auch ohne die Leistungen der Zeitgenossen und der Vorzeit nicht möglich gewesen wäre, doch ganz und gar persönlich erarbeitete und erlebte Überzeugung und in dieser Form neu ist. – Ficinus und Cardanus, die philosophischen Ärzte der italienischen Renaissance, stehen den Philosophen des Altertums mit Verehrung gegenüber; Paracelsus erwähnt Namen von Philosophen wie von Ärzten selten anders als mit ausdrücklich beigefügten Urteilen der Mißachtung. In einem lateinischen Spottgedicht hat man seinen Namen Theophrastus in Cacophrastus umgewandelt. Eine Vorrede zum Buche Paragranum antwortet auf das Gedicht und greift den verunehrten Namen auf: Ihm müssen sie alle noch folgen! «Mein wird die monarchie sein, und ich füre die monarchie . . . wie gefelt euch Cacophrastus? . . . wie dunkt euch, so secta Theophrasti triumphiren wird und ir werden in mein philosophie müssen und . . . euern Aristotelem Cacoaristotelem heissen⁸.» «Was ich von euch gelernet hab, das hat der ferndige schnee gefressen. ich hab die summa der bücher in sanct Johannis feuer geworfen, auf das alles unglück mit dem rauch in luft gang, und also ist gereinigt worden die monarchie⁹.» Als Arzt wie als Philosoph will er auf sich selbst gestellt sein.

Eine weitere Strömung im Geistesleben jener Tage ist zu nennen: sie ist wie Paracelsus selbst auf Erkenntnis der Natur gerichtet; sie ist auch nicht allzusehr mit klassischer Literatur beschwert – und überdies wirkt sie machtvoll fort, und doch steht ihr Paracelsus ganz fern: die *mathematische Naturwissenschaft*. *Lionardo da Vinci* war für sie eingetreten. Er hat allerdings nichts drucken lassen; Anregungen sind doch von ihm ausgegangen. 1494 und 1509 erschienen in Venedig bedeutsame Bücher des ihm nahestehenden Franziskaners *Luca Pacioli*. Beide, der große Künstler und der kluge Mönch, erwarteten von der Klarheit und Sicherheit der Mathematik *die Wahrheit* – *Lionardo* zu rationalen mechanistischen Konstruktionen drängend, *Pacioli* in der Mathematik selbst geheimnisvolle Tiefen aufspürend, wie beim Beginn

⁸ I/VIII, 56. ⁹ I/VIII, 58.

der Renaissance schon *Nicolaus von Kues*. Ganz von Lionardo abhängig erscheint Pacioli in seinem Bestreben, die Wichtigkeit der Mathematik für die Naturerkenntnis zu zeigen. Am Ende der Renaissance erreicht diese Tendenz einen Höhepunkt in *Galilei*. Aber Paracelsus, doch gewiß mit nicht minder heißem Erkenntnisverlangen auf die Natur gerichtet, läßt die mathematischen Bestrebungen unberücksichtigt. Er hat wie sein (wenig Jahre älterer) Zeitgenosse *Agrippa von Nettesheim* und wie drei Jahrhunderte später Goethe und Schelling ein (wenn auch noch nicht begrifflich abgeklärtes) Bewußtsein von der *Grenze* des mathematisch Erfassbaren gehabt, die durch die seelenlose Objektivität der mathematischen Gebilde bedingt ist. Diese Gebilde sind tot an sich selber: sie sind abstrakt, und sie sind Gegenstände. Die Natur aber lebt. Sie ist weder abstrakt, noch ist sie Gegenstand, und von den Wesen, in denen sich ihr Leben manifestiert, gilt das gleiche. Pferde sind keine «Gegenstände», auch Bäume sind es nicht. Wenn jene Wissenschaft in ihren Konstruktionen die Natur *begriffen* zu haben meint, so ist sie in schwerem Irrtum. Darüber freilich, in welchem weitem Maße die gegenständlichen Abstraktionen helfen können, bedeutsame Erkenntnisse zu gewinnen, deren Geltung *am Lebendigen* aufgewiesen werden kann, hat sich Paracelsus keine Rechenschaft gegeben; wie noch vielen Späteren hat ihm die Gewißheit seiner Orientierung am Wesentlichen die Würdigung der Abstraktionen versperrt.

Es ist aussichtslos, das Leben aus dem Leblosen begreifen zu wollen. Aussichtslos und unförmig dazu. Vielleicht hat Paracelsus in Agrippas Werk über die Ungewißheit und Eitelkeit der Wissenschaften (1530 erschienen) mit Wohlgefallen die scharfe Ablehnung des Unterfangens gelesen, den Geheimnissen der göttlichen Wahrheit durch die kalten Zahlen beikommen zu wollen. Wenn Agrippa in diesem Buche die Leistungen des Verstandes in Grund und Boden kritisiert, so darf man mit einigem – nicht mit vollem – Recht neben ihm Paracelsus nennen, der dem Verstand gerne das Beiwort «viehisch» anheftet. Agrippa repräsentiert eine vor ihm von *Johann Reuchlin* und in Italien von *Pico della Mirandola* vertretene Strömung des damaligen Geisteslebens, die gerne im Dunklen, Okkulten schwelgt, die dem Verstand die ihm undurchdringlichen Geheimnisse vorhält und zur Offenbarung Zuflucht nimmt.

Paracelsus war von dieser Strömung, in der Hohes und Phantastisches sich oft seltsam durchdringen, berührt.

Freilich – Agrippas «Deklamation» hat etwas ganz besonders Schillerndes: ihm fließen auch Ernst und Ironie ineinander, und an mancher Stelle mag er selbst kaum gewußt haben, wie weit es ihm ernst war. Bei Paracelsus ist man darüber nirgends im unklaren. Agrippas Buch läuft, nachdem die Wissenschaften verurteilt sind, in das Lob des Esels aus. Nicht aus den Schriftgelehrten und Priestern hat sich Jesus seine Apostel erwählt, sondern aus den Ungebildeten und Eseln. Wer immer nach Weisheit strebt, muß werden wie ein Esel, genügsam, ausdauernd in Not und Hunger, Arbeit und Plagen, geduldig in der Verfolgung, einfältig und arm am Geiste, unschuldigen Herzens, in Frieden mit allem was Odem hat. Bei Paracelsus wären solche Worte – Spässe mit ernstem, aber undeutlich bleibendem Hintergrund – unmöglich. Auch er zwar ist ein Kulturkritiker. Aber Agrippas Bedeutung *erschöpft sich* in Kulturkritik; wo er seinen Zeitgenossen einiges wenige Positive mit der einen Hand gereicht hat, hat er ihnen mit der andern die Annahme verweigert. Paracelsus aber war positiv gerichtet: seine These vom «viehischen Verstand» ist die Kehrseite einer Lehre, die dem Menschen den höchsten Adel zuerkennt – die *Gottebenbildlichkeit*. In alledem nämlich, worin der Mensch *nicht* Gottes Ebenbild ist, ist er Tier¹⁰. Nun, jener Verstand, der die ihm von außen vermittelte Wirklichkeit in Bruchstücken auffaßt und sich aus ihnen mit Hilfe der Phantasie seine fragwürdigen Erkenntnisse schafft, jener Lückenbüßer unserer geistigen Armut, ist weit entfernt von göttlicher Höhe. Wenn der Mensch gleichwohl zu zuverlässig gewissen Erkenntnissen zu kommen vermag, so ist es, damit er über sich selbst urteile, «wie hoch er sei, auf das er nit falle in die hoffart Lucifers, der solches nit wußt, sonder sich gleich got schezte¹¹». Der Mensch soll den *limus terrae*, den Lehm, aus dem er gemacht ist, betrachten, «auf das er sehe, das er gleich wie das vihe ist und nichts bessers¹²». Darin freilich, daß er dies zu erkennen vermag, erweist sich, inwiefern er doch etwas Besseres ist. Er ist sogar sehr viel Besseres und ist es gerade auch als Erkennender: sein

¹⁰ Vgl. B. Sartorius Frhr. v. Waltershausen, Paracelsus am Eingang der deutschen Bildungsgeschichte (Leipzig, F. Meiner, 1936), 35. ¹¹ I/VIII, 104.

¹² I/VIII, 104.

Erkennen geht nicht in den Leistungen des «viehischen Verstandes» auf. Sondern in ihm leuchtet oder soll doch leuchten, vom heiligen Geist selbst angezündet, das «Licht der Natur»¹³.

Die erkenntnistheoretische Bedeutung dieses bei Paracelsus häufigen Ausdruckes wird klar von der Idee der Gottebenbildlichkeit aus. Die *Vollkommenheit* des göttlichen Erkennens verdeutlichen wir uns (so hat man sich längst gesagt), indem wir darauf achten, daß es sich nicht auf von ihm unabhängige Gegenstände bezieht. Gott ist *allgegenwärtig* – das All ist in ihm. So schaut er nach scholastischer Lehre im Licht der Glorie, dem *lumen gloriae*, das *Wesen der Dinge in sich*. Solche herrscherliche Schau des geheimnisvollen Wesens der Natur bleibt dem Menschen unzugänglich; so wie der Zimmermann das Haus, das er bauen will, innerlich schaut, «ehe ers macht», vermag kein Mensch «die heimlichkeit der natur» zu schauen. Wohl aber gibt es eine Erkenntnis, die von der den menschlichen Augen offenbar gewordenen Natur zu jener verborgenen Tiefe *zurückführt*¹⁴. Denn der Mensch ist vor den anderen Geschöpfen darin ausgezeichnet, daß er nicht bloß etwas *in* der Natur ist, sondern daß Gott ihn, *nachdem* er die Natur geschaffen hatte, aus dem *limus* geformt hat. Dieser Lehm, erklärt Paracelsus, ist die «im Anfang» geschaffene Materie und also dem Wesen nach «die ganze Welt». «Der mensch ist nicht aus nichts gemacht; er ist aus der großen welt gemacht»¹⁵, aus dem Makrokosmos. Der *limus* ist «himel und erden»¹⁶, ober und under sphaer, die vier element und was in ir ist, darumb er [der Mensch] bilich den namen hat microcosmus, denn er ist die ganze welt¹⁷. Der Mensch hat die Natur in sich – die ganze Natur. Es ist nur der «viehische Verstand», dem sich ihr Wesen verbirgt, so daß er nirgends mehr als bloße Einzelheiten auffaßt, nirgends das All, das in der menschlichen Natur gegenwärtig ist. Wie also Gottes Erkenntnisweise darum vollkommen ist, weil Gott das All nicht als einen fremden Gegenstand außer sich hat, sondern es in sich schließt, so ist auch im Menschen die Möglichkeit eines vollkommenen Erkennens insofern angelegt, als er der Natur nicht lediglich äußerlich gegenübersteht, sondern sie in sich trägt. Damit aber diese Möglichkeit sich verwirkliche, dazu bedarf es noch eines weiteren. Denn der

¹³ I/VIII, 208. ¹⁴ I/II, 300/01. ¹⁵ I/IX, 94. ¹⁶ Vgl. Gen. 1, 1 («Himmel» im astronomischen Sinn!). ¹⁷ I/IX, 193; vgl. schon I/I, 355 f. sowie I/XII, 72 f.

kosmische Reichtum, den die leibliche Beschaffenheit des Menschen in sich hat, ist diesem zunächst noch nicht bewußt. Und er bleibt ihm auch unbekannt – es sei denn, daß *die Natur* in ihm *Licht* werde, in ihm zum Bewußtsein ihrer selbst durchbreche. Geschieht dies, so bezieht sich der Verstand nicht mehr bloß von außen auf sie, sondern er durchleuchtet sie – nun in Gottebenbildlichkeit – von innen, so daß er ihr wahres Wesen schaut. Paracelsus hat für den Durchbruch dieses kosmischen Bewußtseins das fromme symbolische Wort: der heilige Geist zündet im Menschen das Licht der Natur an.

«Die natur ist ein liecht das uber das liecht der sonnen scheint¹⁸» – so klar, so «heiter», daß in ihm «unsichtbar ding» sichtbar werden. Wie *Reuchlin* in den Wörtern, wie sie mit Buchstaben im hebräischen Text des Alten Testaments stehen, Geheimnisse gefunden hat, die nur durch göttliche Offenbarung durchschaut werden können¹⁹, so findet solche Geheimnisse Paracelsus in den natürlichen Dingen: ihm reden sie mit Zeichenschrift von Hintergründigem. Der heilige Geist, den Gott am Pfingsttag gesendet hat, ist nicht allein ein Apostel, ein Theologus, «sondern es stehet in der geschrift, der wird uns recht alle dingen lernen. . . ., auch die erznei, die philosophie, die astronomei begriffen. aus dem wir lernen derselbigen hendel und on in ist es alles tot und on verstant²⁰». Dem gewöhnlichen, in die Entgegensetzung von erkennendem Ich und gegenständlicher Realität gebundenen Bewußtsein ist solch *unmittelbares* Erkennen ein Geheimnis. Die Zeit des Paracelsus hat von *Magie* gesprochen, und er selbst braucht gelegentlich den Ausdruck, der die Psychologie des schöpferisch Begabten, des in Wirklichkeitstiefen Blickenden, des Sehers, bezeichnet²¹. Die *Magica*, sagt er im besonderen Hinblick auf das Interesse des Arztes, zerlegt als eine Anatomie «alle corpora der erznei, in denen die remedia sind». «Nit das die glider der hölzer, der kreuter, der rüben gesehen werden, wie sie inwendig sind, sonder da werden gesehen die kreft und tugent²².»

Die Natur und alles, was in ihr ist, *lebt* von diesen Kräften. So auch der Kranke. Der Arzt, der der Krankheit begegnen soll, ist nur dann ein rechter Arzt, wenn er dieses Innere der Natur kennt.

¹⁸ I/IX, 253. ¹⁹ Vgl. auch Paracelsus selbst I/X, 126. ²⁰ I/XI, 204. ²¹ I/I, 152, 379; I/II, 87, 132, 139. ²² I/XI, 204, 206.

«Woraus sol der arzt reden, dan aus der natur, wie sie in lernet²³?» Die Natur muß die Lehrmeisterin des Arztes sein: sie «weiß» um die Krankheit – sie muß es auch sein, «die das recept componirt... darumb so muß der arzt aus der natur wachsen²⁴.» «Die natur ist der weisheit vol²⁵.»

Nicht bloß, daß die Weisheit des Wertschöpfers in ihr zum Ausdruck kommt; die Kräfte der Natur wirken selbst mit Weisheit, sie sind (modern gesprochen) Subjekte der Weisheit. Sie haben ihre Wissenschaft, ihre *scientia*, in sich. «Ein birnbaum der da frucht tregt, der muß das selbig aus der scientia tun. nun ist im die scientia geben von got, also das er durch die scientiam blüe tregt, bletter macht und birn formirt. das ist nun ein große kunst, das in einem holz solche scientia sein sol²⁶.» Ganz anders verhält es sich mit einem von Menschenhänden verfertigten Mechanismus: wenn ihm ein Sandkorn ins feine Räderwerk gerät, so «weiß» er schlechterdings nicht, was er zu tun hat. Die Dinge der Natur aber suchen mit überlegener Sicherheit ihre Ordnung innezuhalten: Störungen, Schädigungen werden von ihnen selbst überwunden – sie «wissen», wie sie ihnen begegnen können. Der Arzt, der den Patienten eine pflanzliche oder metallische Arznei einnehmen läßt, muß darüber im klaren sein, welche Sziens Gott diesen natürlichen Dingen gegeben hat und wie sie folglich im Leib des Kranken wirken werden. Nicht der Arzt heilt den Patienten, sondern (wie es übrigens schon Hippokrates gelehrt hat, den Paracelsus denn auch einigermaßen gelten läßt) die Natur heilt ihn: der menschliche Körper hat auch im Zustand der Erkrankung nicht minder als ein Birnbaum eine *scientia* von dem, was der Ordnung seines Lebens entspricht; es handelt sich für den Arzt nur darum, ihn in seinem inneren Kampf zu unterstützen.

Man versteht von dieser Auffassung von Krankheit und Heilung aus, daß Paracelsus mit Ingrim gegen die Apothekerkünste seiner Zeit eifert, die in dem «Suppenwust», den sie zusammenkochen, die Arcana, die geheimen Heilkräfte der natürlichen Dinge, ertrinken lassen. Wie eine Arznei gekocht werden muß, muß *der Natur* abgelernt werden, und dazu braucht es *Erfahrung*. Phantasie (Paracelsus braucht das Wort stets in abschätziger Bedeu-

²³ I/I, 52. ²⁴ I/VIII, 70/71. ²⁵ I/VIII, 85. ²⁶ I/XI, 191.

tung) tut es nicht. Nicht nur für die ärztliche Kunst ist das gesagt, sondern allgemein gilt: zu der *scientia*, die ihn in seinem Tun leiten soll, kommt der Mensch – im Unterschied von dem Birnbaum, dem seine *scientia* als eine fertige Gabe von Gott gegeben ist – nur durch *Erfahrung*²⁷. Gott hat allen natürlichen Dingen Gaben gegeben, und wenn schon den Bäumen und Kräutern, wieviel mehr «dem menschen der sein biltnus ist²⁸». «Dieselbig gab ist scientia²⁹.» Aber der Mensch hat sie nicht bloß hinzunehmen; er ist durch sie verpflichtet: sie weist über das, als was sie ihm gegeben ist, hinaus. Ein jeder soll «sein donum und scientiam auf das höchst bringen... so nun der mensch den samen scientia hat, so folgt aus dem, das er in treiben muß, damit er kome auch in sein volkommene eren und herbst, das sein frucht von im fallen als von einem baum³⁰».

Die Forderung, daß der Mensch die ihm verliehene Gabe «treibe», führt Lehrlinge zu Meistern in die Schule; Erfolge aber lassen sich nicht erzwingen. «Ist ein liecht in uns, so hats got in uns geton³¹.» «Also teilt got durch den heiligen geist aus vilerlei, nit allein ein handwerk, sonder vil hunderterlei handwerk, auf das der mensch sehe, wie wunderbarlich der geist sei, aus dem die ding alle gent. dem gibt er die kunst zum malen, dem zu schneiden die metallén, dem zu reinigen die metallén, dem zum holz, dem zu steinen, und ein iegliche in vil handwerk. darauf wissen, das ein ieglich handwerk zwifach in im selbs ist: das ein ist das wissen, das einer vom menschen lernt, das ist, von seinem lernmeister, das ander ist, das einer von disem geist lernt. als malen mag ein mensch den andern lernen. das aber also gelernet wird, ist nit gab des heiligen geists, sonder so einer die kunst darzue kan, das ist die gab: das einer malet, in dem man sich verwundern mag und soll. do spürt man den heiligen geist, das er do gespeist hat... also triumphirt der geist gottes uf erden under den menschen³².»

In solchem Wirken des heiligen Geistes gelangt die Gottebenbildlichkeit des Menschen zu ihrer höchsten Bewährung: Gott hat seine Schöpfung nicht abgeschlossen, sondern er hat den Menschen berufen, sie weiterzuführen – das Eisen zu schmieden, das Korn zu Brot zu verarbeiten, ja die Mysterien Gottes an den Tag

²⁷ I/XI, 191. ²⁸ I/XI, 193. ²⁹ I/XI, 193. ³⁰ I/XI, 194. ³¹ II/I, 80. ³² II/I, 144/45.

zu ziehen. «Got wil nicht, das seine mysteria sichtbar seien, aber das sie sichtbar und erkantlich werden durch die werk, das ist, durch die werk des menschen, der ist darumb da, das ers sol sichtbar machen³³»: erst durch menschliche Tat wird die Welt das, wozu der Schöpfer sie bestimmt hat. Solche Tat muß sich auf Erfahrung stützen. Alle Schulung bringt Erfahrung.

Aber wir müssen uns hüten, die «Erfahrung» dort, wo sie auf wissenschaftliche Erkenntnis zielt, im modernen Sinne zu verstehen. Vom *Experiment* hat Paracelsus nicht viel gehalten. Zunächst: er hat noch nichts davon geahnt, daß es ein Mittel *methodischer* Forschung sein könne; er kannte es nur als eine Fahrt ins Blaue, als zielloses Versuchen, was wohl herauskommen möge. Daher hat das Wort bei ihm in der Regel einen verächtlichen Beigeschmack. «Die experimenten machen kein arzt; das liecht der natur macht ein arzt³⁴.» «Wo nicht das liecht der natur in einem arzt wirkt... , was ist ein solcher anderst dan ein experimentator, aus dem kein arzt nimermer mag geborn werden³⁵.» Wo das Experimentieren glückt, ist es Zufall – das Uhngefahr entscheidet³⁶. Hat es günstig entschieden, so darf man ihm darum noch nicht vertrauen: Vertrauen ist nur dort berechtigt, wo der Natur ihre *scientia* abgelernt worden ist³⁷. Zu solchem Ablernen aber genügen die Augen nicht: diese zeigen nur das *experimentum*, nicht die unsichtbaren Kräfte, die allein das Licht der Natur, das unmittelbare Miterleben des Naturwirkens, dem Menschen offenbar macht. Auch wenn Paracelsus die Möglichkeit, Experimente methodisch anzustellen, erwogen hätte, hätte er darauf beharrt, daß die Ziele des Naturerkennens höher liegen als bei äußerer Beschreibung der Erscheinungszusammenhänge. Wo das Licht der Natur in einem Forscher leuchtet, folgt das Verstehen des äußerlich Erscheinenden sekundär aus der Schau der wirkenden Kräfte selbst. Die verborgene *scientia*, die Gott allen Dingen der Natur nach ihrer besonderen Art gegeben hat, muß im Bewußtsein des Forschenden aufleuchten – aufleuchten als *Wissen* um die großen Geheimnisse, die *magnalia* des vielgestaltigen Lebens. Insbesondere bedarf solchen Wissens der Arzt. In ihm muß es als Philosophie da sein. Denn «was ist die philosophiei anders dan die unsichtige natur³⁸»? Der

33 I/XII, 59. 34 I/I, 354. 35 I/I, 353. 36 I/XI, 190. 37 I/XI, 191. 38 I/VIII, 71.

philosophischen Erkenntnis ist die «unsichtige», unsichtbare Natur in ihren geheimnistiefen Kräften erschlossen. Sie ist das grundlegende Stück der Ausbildung des Arztes, die «erste Säule» seiner Kunst. Den Makrokosmos muß er verstehen. Was er bei dem Menschen *insbesondere* zu suchen hat, was ihn also die Kenntnis der «großen Welt» *nicht* lehren kann, ist «alein seiner glider proportion³⁹». Denn dem *Wesen* nach sind große und kleine Welt, der *limus* (d. h. Himmel und Erde, wie sie «im Anfang» geschaffen sind) und der Mensch, völlig eins; nur «die gestalt der form⁴⁰» unterscheidet sie. Das konkrete Wissen um diese Einheit, das Verstehen der Natur in ihrem unsichtbaren Wesen ist es, das Paracelsus als «Philosophie» bezeichnet.

Man sieht: diese Philosophie ist Erfahrungswissenschaft, ja sie umfaßt alle wesentliche, alle bis zu den wirkenden Kräften durchdringende Erfahrung. Aber alles, was wir heute «Sinneserfahrung» nennen, bleibt stumm oder doch undeutlich, wenn nicht aus dem Innern des Menschen jenes «Licht» aufleuchtet, dem das Draußen darum verständlich wird, weil es wesensidentisch ist mit den Kräften des eigenen Lebens. Es ist das der tiefsten Absicht nach dieselbe Lehre, die Schelling im Jahre 1800 in die Worte faßte, «unsere Erkenntnis sei ursprünglich ganz und durchaus empirisch, und sie sei ganz und durchaus *a priori*⁴¹». Und wenn Schelling sechs Jahre später (übrigens in bewußtem Gegensatz zu Kant und zur Überschätzung der mathematischen Naturwissenschaft) schrieb «Alle wahre Erfahrung ist religiös⁴²», so spricht uns auch dieses Wort als Zeichen geistiger Verwandtschaft mit Paracelsus an.

Das Aufleuchten des Lichts der Natur ist menschlicher Willkür entrückt; es ist Gnade – «illumination, die da ausgehet von dem, der selbst das licht ist⁴³». «Der heilig geist ist der anzünder des liechts der natur⁴⁴». Alle Wissenschaften, alle Künste kommen von ihm – auch die Künste der stummen Natur. «Die natur ist der weisheit vol.» Sie hat Perlen gemacht ohne den Menschen⁴⁵, sie «hat die arcana gewaltig gesetzt und zusammen componirt, was da zusammen gehört⁴⁶». Jeder Menschenleib ist mit seinem bloßen Dasein Zeugnis ihres geheimnisvollen Wissens. Aber die Menschen sind «blint mit sehenden augen⁴⁷», wo ihnen nicht göttliche

³⁹ I/I, 354. ⁴⁰ I/VIII, 80. ⁴¹ Schelling, S.W. I/III, 528. ⁴² Ebenda, I/VII, 137. ⁴³ I/XI, 201. ⁴⁴ I/VIII, 208. ⁴⁵ I/VIII, 84. ⁴⁶ I/VIII, 85. ⁴⁷ I/IX, 252.

Gnade die verborgene *scientia* ins Bewußtsein treten läßt. Auf solche Gnade darf vertrauensvoll hoffen, wer mit rechtem Ernst den wunderbaren Geheimnissen nachgeht: «dan also streicht got seine magnalia herfür und die schule des liechts der natur, das wir nit alein uns die augen sollen lassen ersettigen sonder uns verwundern und nachforschen den natürlichen dingen, so der augen gesicht nicht begreift und doch so deutlich vor inen stehet als ein seulen die vor dem blinden stehet⁴⁸.» – Der Affekt der *Naturbewunderung* ist in der Philosophie der Renaissancezeit nicht selten; bei Paracelsus ist er doch einzigartig. Andere *glauben* an die Natur im Sinne eines mehr oder weniger bewußten Pantheismus, sehen durch alles verworrene Treiben der Menschen hindurch sie in ihrer Ruhe, ihrer gesetzmäßigen Ordnung, ihrer Unveränderlichkeit. Oder die pantheistische Bewunderung kreist um den Gedanken ihrer Unendlichkeit. Oder man gibt auf der Basis des kosmologischen Arguments dem neu sich regenden Verlangen nach Naturerkenntnis ein frommes Ziel: je genauer die Natur erkannt wird, um so mehr wird *Gott* aus seinen Werken erkannt. Bei Paracelsus hat die Naturbewunderung anderen Charakter. Man könnte sie *mystisch* nennen: der Mensch, in dem das Licht der Natur leuchtet, findet in ihr *sich selbst* – findet wundersame Entsprechungen seiner leiblichen Beschaffenheit und der Gebilde und Ordnungen im Weltall. Aber diese Mystik, diese Lehre von der Einheit der menschlichen Natur mit dem Makrokosmos, ist doch nur ein vorletztes Wort. Denn der Mensch ist nicht bloß Natur, nicht bloß *limus*: er hat den *Atem Gottes* empfangen und ist durch ihn Gott verantwortlich. Die Naturmystik schließt nicht als solche ab, sondern sie ist verankert in einem *biblischen Christentum*.

Diese Paracelsische *Naturmystik*, die über sich hinausweist auf eine gar nicht mehr naturalistische *Theologie*, drängt zu einer strengen Ethik; einzelne Anregungen könnten ihr von *Luthers* Schrift «Von der Freiheit eines Christenmenschen» (1520) gekommen sein. – Gott gibt einem jeden Menschen sein «Amt», und jeder hat die Pflicht, es in «Barmherzigkeit und Liebe» auszuüben. In der Gesellschaft gibt es Hohe und Niedere, Übergeordnete und Untergeordnete. Aber die Herrenrechte haben ihre Grenze an dem

⁴⁸ I/IX, 253.

von Gott verliehenen Amt des Untergebenen. «Das ist ein unbarmherzikeit, der do sein ampt nit weisst, das er müg fürstehen dem, der seinem ampt befolen ist.» Steht der Arzt am Krankenbett seines Fürsten, so ist dieser für ihn nur der kranke Mensch und als solcher der Ordnung unterworfen, die er, der Arzt, ihm kraft seines von Gott empfangenen Amtes auferlegt. Untertan ist er nur, sofern er nicht Träger seines Amtes ist. «Ich under dem herren, der herr under mir, ich under im ausserhalb meins ampts und er under mir ausserhalb seins ampts. also ist ie einer under des andern ampt und in solcher lieb ie einer dem andern unterworfen⁴⁹.»

«Also seind», fährt Paracelsus fort, «under die barmherzikeit eins arzts unterworfen all menschen.» Weil er das Amt des Arztes als ein besonders ausgezeichnetes verehrt, sieht er die Forderungen, die hier zu stellen sind, besonders ernst. «Diser [der ärztlichen] kunst ubung ligt im herzen⁵⁰.» Der Arzt ist der Verwalter einer göttlichen Gabe. «Die wirkung der arznei ist nit sein⁵¹.» Gott bleibt der Herr der Natur. Die Welt hat «ein loch, dadurch gottes hant aus dem himel in sie greift und macht in ir was er wil⁵².» Um seinem Amt gerecht zu werden, hat sich der Arzt der Zweiheit des aus dem *limus terrae* Genommenen und des aus dem Atem Gottes Stammenden, die der Mensch in sich schließt, bewußt zu sein. Er darf sein Wirken nicht auf Phantasie bauen: das tun die schlechten Ärzte, und die klassischen Bücher, aus denen man an den hohen Schulen die Arzneikunst lehrt und lernt, sind voll von phantastischen Theorien. «Der arzt muss der krankheit nach wie die ku der krippen... lasset euch die fantasei nicht überwinden...; die eussern augen müssen die ding alle besteten⁵³.» Der wahre Arzt weiß, daß es ausgedehnter Erfahrung bedarf, um die Natur kennenzulernen, und daß er solche Kenntnis braucht: denn dem Patienten gegenüber ist er nur dann auf seiner Höhe, wenn er in ihm den Makrokosmos, die große Welt, wiedererkennt. «Keiner mag da ein arzt werden on ler, on erfarenheit, nit in einer kurzen zeit, sondern in einer langen zeit. dan lang ist die zal der krankheiten und fast vil und mannigfaltig⁵⁴.»

Das freilich muß deutlich sein: von jenem *Empirismus*, der aus der Beobachtung allein zu Erkenntnissen zu kommen hofft, ist Pa-

⁴⁹ I/VIII, 263. ⁵⁰ I/VIII, 266. ⁵¹ I/VIII, 264. ⁵² I/IX, 195. ⁵³ I/VIII, 74/75. ⁵⁴ I/VIII, 213.

racelsus weit entfernt. Gott ist «der lehrer der arzney⁵⁵». Ohne das Licht der Natur bleibt die Erfahrung begrifflos – *experientia sine scientia*⁵⁶. Bloß menschliche Lehren sind unaufhebbaren Zweifeln preisgegeben. Denn «was ist der mensch anders dan ein fantast⁵⁷?» Der rechte Arzt aber zweifelt nicht, sondern «wartet der stunt, die ime zu erfaren gibt, wie got den kranken haben wil⁵⁸». Er hat «gewalt» über die Krankheiten – er hat sie von dem, der ihn erschaffen hat⁵⁹. Die auf begnadete «erfarenheit» gegründete Arznei ist keine «ungwisse kunst⁶⁰». «Darumb so ist ein unvolkomen lernen im menschen, dan es endet sich nicht, gründet sich nicht und die prob, so begegnet, ist erkrimmen, erlamen, verderben und töten. das lernen die arzt, so im menschen lernen, das können sie⁶¹.» Nicht im oder am Menschen hat der rechte Arzt seine Kunst gelernt, sondern am «eussern menschen», der Himmel und Erde umfaßt, am Makrokosmos; am Kranken sieht er und erkennt er die Natur. Er muß Naturkundiger sein auf der Erde und als Astronom auch am Himmel: die *ganze* Natur ist im Menschen. Wenn er im Kranken nur den Menschen sieht, so ist seine Therapie unweigerlich ein Experimentieren auf gut Glück. Nur wo die Fremdheit des Bewußtseins gegenüber der Natur dadurch besiegt ist, daß die im Arzt selbst wirksam gegenwärtige und auch sein Bewußtsein tragende und erfüllende Natur sich diesem Bewußtsein aufschließt, in ihm zum unmittelbaren Wissen von sich selbst kommt, so daß der kranke Mensch in seinem Leiden intuitiv erlebbar wird (und der Arzt darum gewiß sein kann, ob überhaupt und wie hier Hilfe möglich ist) – nur da ist der Arzt mehr als «ein experimentator, das ist ein geratwoler und verzweifelter hoffer⁶²». «Experimentator»: das Wort bezeichnet den Arzt, der an seinen Patienten herumexperimentiert – experimentieren muß, weil ihm die *gewisse* Erkenntnis fehlt, das *Licht*, das der *Natur* ihr wundersames Wissen gibt, und das im Menschen – im Philosophen zunächst und im Arzt, dessen Kunst sich auf Philosophie gründet – zur intuitiven Erfassung der Natur wird derart, daß die empirisch gesammelten Beobachtungen von einer ganz neuen Klarheit durchstrahlt werden. Wo das Licht der Natur aufleuchtet, ist das Einzelne nicht mehr vereinzelt, sondern Mani-

⁵⁵ I/VIII, 208. ⁵⁶ I/XI, 192. ⁵⁷ I/VII, 370. ⁵⁸ I/VII, 369. ⁵⁹ I/VII, 370. ⁶⁰ I/VIII, 60. ⁶¹ I/VIII, 87. ⁶² I/VIII, 87.

festation des Naturganzen: nur für den «viehischen Verstand» gibt es Bruchstücke von ihr.

Von dem *lumen naturale* der *Scholastiker* (eines Albertus Magnus, eines Thomas) ist das Licht der Natur, von dem Paracelsus spricht, sehr bestimmt zu unterscheiden. Auch die Philosophen der Renaissance pflegen das Wort in deren Sinn zu brauchen, d. h. es bezeichnet bei ihnen gerade jene Verstandestätigkeit, die Paracelsus viehisch nennt, die öffentliche Torheit – jenes Licht, das dem Menschen als solchem gegeben ist. Gewiß kommt auch dieses von Gott; aber nicht als gottebenbildliches: es ist nur dasjenige, das vom sinnlich wahrgenommenen Einzelnen aus zum Allgemeinen aufzusteigen sich müht – dasjenige, von dem Paracelsus einschärft, daß es das Allgemeine nur mit Hilfe der Phantasie und darum ohne Gewißheit ergreift. Dagegen wird eine Abhängigkeit des Paracelsischen Begriffs von alchimistischen Spekulationen behauptet werden dürfen; mit solchen zusammengesehen, erscheint er als Ergebnis eines Ringens um Überwindung dunkler Trübheit.

Der Ausdruck «Licht der Natur» deutet auf innigste Zusammengehörigkeit von menschlichem Geistesleben und Natur. Das Höchste im Menschen kommt indessen nicht aus diesem Licht, sondern aus dem *Atem Gottes*. «Einen leib hat der mensch der nit aus dem limbo kompt, darumb so ist er dem arzt nit unterworfen, der nimpt sein ursprung aus dem einblasen von got⁶³.» Atem ist unsichtbar, und so ist es auch dieser Leib. Paracelsus vermutet (er braucht hier das vorsichtige Wort), daß dieser unsichtbare Leib es ist, der am jüngsten Tag auferstehen wird: «dan wir werden nit rechnung geben umb unser leibskrankheiten..., sonder umb die ding die vom herzen gangen sind, die betreffen nur den menschen und ist auch ein leib, aber nit aus dem limbo, sonder aus dem atem gottes⁶⁴.» Was aus dem Herzen kommt, was der Verantwortlichkeit des Menschen anvertraut ist –: das fällt nicht mehr in das Licht der *Natur*; das betrifft *nur den Menschen*: es betrifft ihn, sofern er, von allen andern Kreaturen unterschieden, den ihm eingehauchten Geist in sich hat, der wieder zu Gott zurückkehrt und von ihm zur Rechenschaft gezogen wird⁶⁵. Denn das *Böse*, das der Mensch tut, kommt nicht vom *natürlichen* Leib:

⁶³ I/IX, 117. ⁶⁴ I/IX, 117. ⁶⁵ I/IX, 191.

die Natur weiß nichts von Gut und Böse. «Das fleisch aus dem limbo ist die natur und die bleibt in irer mass und gerechtikeit⁶⁶.» Und wie wir wissen, wird sie eben durch das Licht der Natur, durch ihre *scientia*, in ihrer «mass und gerechtikeit» erhalten. –

In der Renaissancezeit war der Einfluß, den Paracelsus ausübte, bedeutend. Am fruchtbarsten bei *Jacob Böhme*. Die Namen aber, die im 17. und 18. Jahrhundert den großen Gang der Philosophiegeschichte bezeichnen – Bacon und Hobbes, Descartes und Spinoza, Locke und Leibniz, Hume und Kant – sind ohne Beziehung auf das von ihm hinterlassene Erbe. Nur in einer dünnen Unterströmung fand dieses eine dürftige Pflege. Die Briten waren zu empiristisch gerichtet, ohne sonderlichen Drang zu metaphysischer Vertiefung; auf dem Kontinent aber entfaltete sich die Metaphysik als Auswirkung des Descartischen *Cogito ergo sum*, das will sagen: der Geist suchte sich lediglich bei sich selbst. Geist und Körper, Geist und Natur waren gründlicher auseinandergerissen als je zuvor. *Schelling* hat es wiederholt ausgesprochen, daß der für die neuzeitliche Kultur bezeichnende *Dualismus* in jenem Satze sein philosophisches Prinzip habe. In seiner eigenen *Naturphilosophie* glaubte er, die Überwindung der geheimnisvollen Entzweiung eingeleitet zu haben. Jener Dualismus hat sich auf die Voraussetzung gebaut, daß der Natur (deren Erkenntnis in *gegenständlichen* Begriffen zu suchen sei) das Geistige als ein völlig anderes gegenüberstehe. Ihre eindrucksvollste Begründung hat die gegenständliche Auffassung der Natur in *Kants* Theorie der Erfahrung erhalten. *Schelling* war durchaus gewillt, deren Bedeutung zuzugestehen; aber er sah auch – tiefer als Kant selbst und vor allem mit klarem Blick für die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge – ihre Grenzen, und so ließ er 1806 die Sätze drucken: «Wir erkennen nichts, als was in der Erfahrung ist, sagt *Kant*. Ganz richtig; aber das in der Erfahrung allein Seiende ist eben das Lebendige, Ewige oder Gott. Gottes Dasein ist eine empirische Wahrheit, ja der Grund aller Erfahrung. Wer dies gefaßt hat und innig erkannt, dem ist der Sinn aufgegangen für Naturphilosophie. Sie ist keine Theorie, sondern ein reales Leben des Geistes in und mit der Natur⁶⁷.»

⁶⁶ I/IX, 118. ⁶⁷ *Schelling*, S.W. I/VII, 245 f.

Es darf angenommen werden, daß Schelling damals bereits Paracelsus gelesen hatte. Er bezieht sich allerdings nicht ausdrücklich auf ihn; aber er nennt Namen überhaupt selten. Drei Jahre später findet sich der Paracelsische Ausdruck «Archäus», und zwar in Beziehung auf Gesundheit und Krankheit⁶⁸; aber auch 1806 schon zeigen sich auffallende Übereinstimmungen. Ganz nahe hinter dem mitgeteilten Wort steht folgendes: «Die Natur weiß nicht durch Wissenschaft, sondern durch ihr Wesen, oder auf magische Weise. – Die Zeit wird kommen, da die Wissenschaften mehr und mehr aufhören werden, und die unmittelbare Erkenntnis eintreten. Alle Wissenschaften, als solche, sind nur erfunden aus Mangel der letzteren; z. B. das ganze Gebäude astronomischer Berechnungen, weil es dem Menschen nicht gegeben war, das Notwendige in den himmlischen Bewegungen unmittelbar als solches zu sehen, oder das reale Leben des All geistig mitzuleben. – Einzelne waren und werden sein, die der Wissenschaft nicht bedürfen, in denen die Natur sieht, und die selber in ihrem Sehen Natur geworden sind. Diese sind die wahren Seher, die echten Empiriker... Was durch einen solchen Seher verrichtet wird in Arzneikunst oder irgendeinem andern Werk, das ist Wunder, denn es wird ohne Vermittlung erkannt und getan⁶⁹.» Hier sind nicht nur wörtliche Anklänge an Stellen bei Paracelsus, sondern man möchte annehmen, daß Schelling unter dem Seher, der in der Arzneikunst Wunder verrichtet, ihn selbst verstanden hat. Aber vielleicht nimmt man Anstoß an den ersten Worten: «Die Natur weiß nicht durch Wissenschaft, sondern durch ihr Wesen, oder auf magische Weise». Der Gedanke zwar stimmt mit der Lehre des Paracelsus überein; aber der Wortlaut ist ihr darin entgegengesetzt, daß Paracelsus der Natur ja «Wissenschaft» zugesteht: der Birnbaum hat seine *scientia*! Die Natur «hats in ihr angeboren, wir habens aus der ler⁷⁰». Allein merkwürdig: im nächsten Jahr (1807) spricht auch Schelling von der «Wissenschaft, durch welche die Natur wirkt»; er nennt sie «werkthätige Wissenschaft», die von der menschlichen darin unterschieden sei, daß sie nicht mit Reflexion verknüpft ist, so daß in ihr der Begriff nicht von der Tat verschieden ist. «Darum trachtet die rohe Materie

⁶⁸ Schelling, S.W. I/VII, 366. ⁶⁹ Ebenda, 246/47. ⁷⁰ I/IX, 93.

gleichsam blind nach regelmäßiger Gestalt und nimmt unwissend rein stereometrische Formen an, die doch wohl dem Reich der Begriffe angehören und etwas Geistiges sind im Materiellen⁷¹. Er weist auf die Bahnen der Gestirne hin und weiter auf die Instinkthandlungen der Tiere, auf ihre musikalischen und architektonischen Leistungen. Die kühne Formulierung hat, so scheint es hiernach, Schelling zuerst gestört; schließlich aber mag er sie gerade in ihrer Kühnheit ausdrucksvoll und gut gefunden haben. Das Studium des Paracelsus lag auf dem Wege, auf dem er einem »philosophischen Empirismus« zustrebte, der über die Naturerscheinungen hinaus nach der *Tiefe* der Erfahrung fragt.

Schellings These, daß die Wurzeln der Verständnislosigkeit für die Tiefe der Natur bei *Descartes* liegen, ist bald auch von *Franz Baader* übernommen worden. In einem Briefe schreibt er: »Es ist mein Beruf, dem Cartesianismus ein Ende in der Philosophie zu machen⁷²«. Baader hat seiner hohen Schätzung des Paracelsus oftmals Ausdruck gegeben. – Nun wollen wir Descartes nicht geringachten. Er war ein Großer. Aber sein Begriff der Natur drängt zwar zu ernster Forschung – allein zu einer Forschung, die die Frage nach einer Wesenstiefe der Natur überhaupt nicht aufkommen läßt. Es war der Begriff der dreidimensionalen Ausdehnung, der *extensio in longum, latum et profundum*, auf den Descartes alle Naturerkenntnis bezogen wissen wollte: diese Ausdehnung aber bezeichnet das Dasein äußerlich, bezeichnet es als quantitativ bestimmbar. In dem damit gegebenen Rahmen galt es, die Erklärungen der Naturwissenschaft zu halten. Descartes selbst hat *die Tiere* diesem Rahmen restlos eingeordnet: er hat sie für Maschinen erklärt. Nur *dem Menschen* gestand er eine Ausnahmestellung zu. Aber die wissenschaftliche Erfassung der nach ihren drei Dimensionen ausgedehnten Welt steckte ihre Ziele immer weiter: die Ausnahmestellung des Menschen erschien als Inkonsequenz. Ein Jahrhundert nach Descartes schrieb der philosophische Arzt *de la Mettrie* sein Buch »L’homme machine« (1748). Es ist nicht gut geschrieben; eine langweilige Lektüre. Aber sein Titel ist nichts weniger als langweilig: er ist das Motto einer breiten und lang dauern-

⁷¹ Schelling, S.W. I/VII, 299/300. ⁷² Franz von Baader, S.W. XV, 643.

den wissenschaftlichen Strömung. Namentlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war sie stark.

Den Bekennern mechanistischer Naturauffassung hat Paracelsus immer als Phantast gegolten. Paracelsus seinerseits hätte die Lehre de la Mettries als unüberbietbare Phantasterei bezeichnet und wie sie auch den ganzen Materialismus des letzten Jahrhunderts. Baader hat die antimaterialistische These 1819 dahin formuliert, «daß das Leben überall in und an sich schon einen hyperphysischen Charakter hat⁷³». Allein nicht viel später, 1828, gelang dem Chemiker Wöhler die synthetische Darstellung des Harnstoffs, und damit schien vielen Zeitgenossen der hyperphysische Charakter des Lebens abgetan. Der Materialismus erhob sich in neuer Kraft. Paracelsus freilich wäre der letzte gewesen, sich von jener (im Gebiet der Chemie zweifellos wichtigen) Leistung weltanschaulich erschüttern zu lassen. Die Erschütterung war nur auf dem Boden des durch Descartes heraufgeführten Dualismus möglich, der die *geistige* Welt von der *im Raume ausgedehnten* so völlig geschieden hatte, daß die zwischen ihnen anzunehmende Beziehung für die nächsten Jahrhunderte zum großen Rätsel wurde. Paracelsus aber hatte das Wesen der natürlichen Dinge im «Licht der Natur» und damit im Geiste gesucht: der Chemiker darf nicht meinen, die Stoffe, mit denen er arbeitet und die er anorganisch nennt, hätten keine anderen Eigenschaften als die, die ihm bekannt sind; in ihnen allen verbergen sich Heimlichkeiten, *arcana*. Das war indessen nicht die Denkweise der Zeit, und so breitete sich der Materialismus schnell aus. Unter den Biologen zwar und unter den Geisteswissenschaftlern gab es immer Widerstrebende; auch Schopenhauer setzte sich zur Wehr: Paracelsus wurde von ihm ein paarmal mit Auszeichnung erwähnt; die mechanistische Weltanschauung lehnte er mit Derbheit ab. Aber in viel weitere Kreise als sein Einfluß drang der der exakten Wissenschaften – und von diesen kam zu einem guten Teile schließlich auch die Wendung. Das Jahr 1900 brachte die *Quantentheorie*: durch sie hat die Physik aufgehört, eine Stütze des Materialismus oder seines geistesgeschichtlichen Ahnherrn, des Cartesischen Dualismus, zu sein. Die Vorstellung von der Welt als einem ungeheuren Mechanismus,

⁷³ Ebenda, II, 97.

nach dessen dumpfer Naturnotwendigkeit sich das Leben gebildet habe, das in jedem Lebewesen abschnurren müsse wie eine Grammophonplatte, gehört der Vergangenheit an. Führende Physiker diesseits und jenseits des Atlantischen Meeres haben dies mit starken Worten ausgesprochen. Eben diese Wendung aber hat ein neues Interesse an Paracelsus aufkommen lassen.

Doch, es war nicht bloß die von der Physik her erfolgte Überwindung des mechanistischen Weltbildes, die die geistige Situation für Paracelsus-Studien frei machte. Seit dem Beginn der 1890er Jahre hatte Hans Driesch durch experimentelle Feststellungen dem *Ganzheitsgedanken* wissenschaftliche Bedeutsamkeit gesichert und die überkommenen mechanistischen Doktrinen der Biologie ins Wanken gebracht: aus halbierten Keimen entwickelten sich *ganze* Embryonen (von halber Größe). Hier erwies sich die der Natur eingeborne «Wissenschaft» in ungeahnter Weise mächtig. Die begriffliche Durchdringung der überraschenden Versuchsergebnisse mußte in die von Paracelsus gewiesene Richtung drängen.

Noch allgemeineres läßt sich sagen. Die von Kant begründete, von den großen Nachkantianern deutlichst geforderte Abkehr der Philosophie von subjektiver Reflexion – d. h. von Gedanken, die sich der Reflektierende über dasjenige macht, worüber er reflektiert –, die Ersetzung der «Reflexionsphilosophie» durch die Rechenschaft, die das Erleben der Wirklichkeit über sich selbst ablegt, hat in Paracelsus einen ihrer entschiedensten Vorläufer. So mußte in dem gleichen Maße, in dem sich diese philosophiegeschichtliche Wendung auswirkte, auch die Aufnahmefähigkeit für die Philosophie des Paracelsus wachsen. Denn Paracelsus hat die Natur erlebt, und er hat Gott erlebt, und Naturphilosophie wie Religionsphilosophie wollen bei ihm nichts anderes als *dem Erleben* den Ausdruck geben, der es mit den Notwendigkeiten der begrifflichen Ordnung durchdringt und sich damit seiner Wahrheit vergewissert. Einer der ausgezeichnetsten gegenwärtigen Vertreter der Philosophie, Theodor Litt, hat die Worte geschrieben, in der Philosophie gelange «die Entwicklung, kraft welcher die *Gesamtwirklichkeit* des Geistes vorwärts schreitet, zum Wissen um sich selbst⁷⁴». Solange sich freilich das Philosophieren noch nicht

⁷⁴ Theodor Litt, *Philosophie und Zeitgeist* (Leipzig, F. Meiner, 1935), 41.

bestimmt vom subjektiven Reflektieren geschieden hatte, war ihm dieser Gehalt seiner Leistung hinter mehr oder minder illusionärer Befriedigung metaphysischer Neugierde verborgen. Paracelsus hat das subjektive Reflektieren als ein Phantasieren abgelehnt; seine Philosophie steht auf konkretem Wirklichkeitserleben. Augen und Ohren, Zunge und Nase, schreibt er im Buch *Paragranum*⁷⁵, müssen am philosophierenden Verstand teilhaben. In seiner Lehre kommt die im Erleben Geist gewordene Wirklichkeit «zum Wissen um sich selbst». Trotz allem Mittelalter, das Paracelsus mit sich schleppte – in der tiefsten Tendenz seiner Philosophie ist er modern.

So kam die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einsetzende Sichtung und Veröffentlichung der Paracelsischen Schriften einem neu erwachenden Bedürfnis entgegen. Die Jahre 1894 und 1899 brachten *Karl Sudhoffs* kritisches Werk über die unter dem nicht immer mit Recht beanspruchten Namen auf uns gekommenen Schriften; es hat eine Fülle unbekannten Materials erschlossen und übt nun seine Anziehungskraft auf geistesgeschichtlich Interessierte, die gegen den Zauber des mechanistischen Weltbildes gefeit sind. Etwas später begann die kritische Gesamtausgabe zu erscheinen. Während bis dahin nur vereinzelte Arbeiten über Paracelsus herausgekommen waren, haben die letzten Jahrzehnte in schnell zunehmendem Tempo eine recht ansehnliche Literatur über ihn gezeitigt: man weiß heute, daß der große Einsiedler einer jener ursprünglichen Menschen gewesen ist, in denen die gewaltige Spannung, von der das 16. Jahrhundert bewegt war, in ausgezeichnetem Maße Klarheit des Gedankens errungen hat. Die geistige Situation ist heute so, daß auch dort, wohin das Wort des Paracelsus nur in Übersetzungen gedrungen war, die in späteren Jahrhunderten kaum mehr gelesen wurden, sachliche Notwendigkeit zu überraschend ähnlichen Problemstellungen und Begriffen geführt hat. Die «Intuition der Wirklichkeit», der in Bergsons Philosophie entscheidende Bedeutung zukommt, berührt sich eng mit dem, was Paracelsus das Licht der Natur nennt. Und die «statische Religion», die Bergson von der Dynamik gotterfüllten Lebens überflutet wünscht, ist nichts anderes als die «Mauernkirche» bei

⁷⁵ I/VIII, 70.

Paracelsus. Wenn heute von ihm gesprochen wird, so ist es, weil wir uns seiner Gegenwärtigkeit bewußt geworden sind. Er hat eine andere Art sich auszudrücken als wir. Schon 1880 hat Rudolf Eucken erkannt, daß sein Philosophieren gegen das Fehlen einer ihm genugtuenden Terminologie anzukämpfen hatte. Oft müssen wir seine Sätze, um sie zu verstehen, aus einem krausen Gestrüpp befreien. Aber schon das zwingt uns, uns mit ihnen auseinanderzusetzen. Und indem wir dies tun, werden wir inne, daß er zu uns von unserer eignen Problematik spricht.

PARACELSUS, DER ARZT¹

Von Dr. med. *Ed. Jenny* (Aarau)

Hochansehnliche Versammlung!

«Der edelest schaz ist die heilung, so in der ganzen arznei für alles ist und nichts auf erden, das größer seie, dan die kranken heilen.»

Wenn Sie dieses Wort des Meisters von Einsiedeln hören, so wissen Sie, daß Sinn und Ziel seines Lebens war, den Kranken zu helfen; und alle seine wissenschaftlichen Bestrebungen hatten nur diesen Zweck im Auge. Denn die Wissenschaft ist nicht Selbstzweck, sie ist die Dienerin des Arztes und erhält erst in seiner Hand den höchsten Sinn. Und so preist Paracelsus den Beruf des Arztes mit folgenden Worten:

«Alle natürliche künst, weisheit und wissen entspringen im arzt und bleiben in im. Als viel weg gen Rom gent und komen all in Rom, also gent alle weg in den arzt, das ist all künst. Aus den künsten des cosmographus, des astrologus, des philosophus, des geomanticus und al naturales wird der arzt geborn und ir kunst aus dem arzt erhöht. Darumb sollen ir einen ganzen arzt finden, nit ein stuk, sondern bei einander alles was bei einander sein sol. – Also sol die arznei in irer kunst und weisheit stehen, das alle glernten in ir ein wunderbarlichs ansehen haben und eine verwunderung der höhe diser kunst. Dan die heimlichkeit des firmaments der erden werden durch den arzt eröffnet; inen ist heimlichkeit der natur offenbar und den andern glernten wird es durch die arzte mitgeteilt. Dan unter allen menschen der natur und seins liechts ist der arzet der höchste erkenner und lerer, darnach ein helfer der kranken.»

«Nun merken, das got den arzt unter allen künsten und faculteten der menschen am liebsten hat. Der arzt ist, der in den leiblichen krankheiten got versicht und verwest, darumb muß er aus got haben dasjenige, das er kan. Darumb ist es groß zu besitzen das ampt der arznei und nit so leicht als etliche vermeinen.»

¹ Vortrag am Schweiz. Paracelsus-Kongreß, 4. bis 6. Oktober 1941, Einsiedeln.

Diese hohe Auffassung vom ärztlichen Beruf war aber nicht Allgemeingut, und so hielt Paracelsus mit dem nimmermüden Eifer des Apostels seinen Kollegen ihre ungenügende wissenschaftliche Ausbildung vor und bemängelte ihre ethische Einstellung. In den verschiedensten Schriften, vor allem aber im *Paragranum*, legte er seine eigene Auffassung von den Grundlagen der ärztlichen Kunst nieder.

Der Grund, ohne den kein Arzt wachsen kann, die vier Säulen, auf welchen die Medizin fundiert ist, sind *Philosophia*, *Astronomia*, *Alchimia* und *Virtus*.

Die erste Säule ist die Philosophie, nicht im heutigen Sinne, sondern «das zu erkennen, was der erde gewechs ist und des wassers, deren natur, kraft zu wissen; auch das ist ein philosophus, der des menschen lauf weißt und erfahren hat und in erkünt.» – Also Naturwissenschaften soll der Arzt lernen und Anatomie, aber nicht nur die Anatomie des Toten, sondern auch des Lebenden, die Physiologie, ebenso die pathologische Physiologie. Dieses Ziel wollte Paracelsus auf ganz andern Wegen erreichen als die damalige Zeit. In seinem Programm, das er am 5. Juni 1527 beim Antritt seiner Vorlesungen in Basel bekannt gab, hieß es: Wenn man etwas erforschen wolle, so könne das nur durch *experimenta ac ratio* geschehen, nicht aber durch das Lesen alter Autoren. *Experimentia summa rerum doctrix*. Der Kampf gegen den blinden Autoritätenglauben, gegen die starren Dogmen eines Galen und für eine Wissenschaft, die auf Erfahrungstatsachen fußt, deren Ziel es ist, zu wissen und nicht zu wähnen, dieser Kampf zieht sich durch sein ganzes Leben. «Die augen seind deine professores. Glaube dem *praeceptor* nix, es werde dan bewiesen.» Heute ist diese Einstellung selbstverständlich, damals war sie etwas grundsätzlich Neues.

An die Stelle der klassischen Viersäftelehre, die er als untauglich zur Erklärung des Krankheitsgeschehens erkannt hatte, setzte Paracelsus Vorstellungen, die ihm aus seinen chemischen Studien zufflossen. Einiges davon sei kurz erwähnt: Der Mensch entstammt der Erde. Mit der Nahrung nimmt er alle Bestandteile des Bodens in sich auf. Die Substanzen des Körpers gehorchen daher, wie alles in der Natur, drei Grundprinzipien; sie sind brennbar wie *sulphur*, sie verflüchtigen sich wie *mercurius* oder sie sind feuerbeständig wie *sal*. Von solchen chemischen Gesichtspunkten ausgehend, ge-

staltete er das Bild der tartarischen Krankheiten. Wie der Tartarus, der Weinstein, sich im Faß aus dem Wein niederschlägt, so gibt es Leiden, bei welchen gelöste Stoffe sich ausscheiden und Krankheitserscheinungen machen, wie bei der Gicht, bei Blasen-, Nieren- und Gallensteinen.

Aus seinen weiteren Schriften zur Pathologie sei einiges angeführt. Die «Franzosen», die Lues, erkannte er als neue Erkrankung, brachte sie in ausgezeichneter Weise zur Darstellung und wußte die Quecksilbertherapie rationell zu gestalten unter Vermeidung der damals so häufigen Überdosierung. Seine Studie über die «Bergsucht», d. h. die in den Bergwerken und Schmelzhütten auftretenden Gesundheitsschädigungen bildete den ersten Beitrag zum Kapitel der Gewerbekrankheiten. Eine besondere Ruhmestat war es, daß er Epileptiker und Geisteskranke, bei welchen frühere Zeiten Dämonen und Teufel am Werke gesehen hatten, aus dem Bereich des Theologen in denjenigen des Arztes überführte. «Die ursach der hinfallenden krankheit hat niemants macht anzuzeigen, als allein der arzt; den es stehet keim theologo zu, in solchen dingen zu reden.» – «Ich erman euch arzt an die armen, die vor euern türen ligen, fallen und schäumen, das ir do helfent und ratet. Nit das er mit dem verzeifelten sathan sag, es ist unmöglich. Der arzt sol got ein größers und merers vertrauen und wissen, das got allen krankheiten ir arzney geschaffen hat, die du lernen und erfaren soltest.»

Zur Wundarzney, die er immer wieder als gleichberechtigt neben die innere Medizin stellte, äußerte Paracelsus Gedanken, die ihn zu einem Vorläufer von Lister und Semmelweis machen: Man soll die Wunde vor äußern Schädlichkeiten hüten und nicht darin mit Zangen und Eisen grübeln, dann heilt jede Wunde mit Hilfe der «Mumia» genannten natürlichen Heilkraft. Überhaupt spielt die lebendige Kraft in der Natur, die er Spiritus vitae oder personifizierend Archaeus nennt, in seinen Vorstellungen eine große Rolle. Entsprechend erinnerte er immer wieder daran: Die Natur ist die Ärztin, nicht der Arzt.

Seine Ansichten über die Ätiologie der Krankheiten legte Paracelsus im Paramirum primum nieder. Da ist das Ens astrale, die Wirkung der Gestirne, deren Ausstrahlungen den Menschen im Guten und Bösen beeinflussen können. Mit Speis und Trank und

Atemluft kommt das Ens veneni in den Körper. Ob der Mensch krank wird, hängt aber auch ab vom Ens naturale, von seiner Konstitution. Weiter ist von Bedeutung das Ens spirituale, denn Geist und Wille beeindrucken Körper und Psyche des Mitmenschen. Und schließlich wird alles bestimmt vom Ens deale; denn die Krankheit ist eine Geißel Gottes, er bestimmt die Stunde der Heilung. – «Auf welche entia ir arzet ein aufmerken sollet haben, das nicht alle krankheiten von eim ens herkommen oder aus eim grunt, sondern das fünf stück, das ist fünf entia sind, das aus eim jetlichen alle krankheiten zukünftig sind.» – Wie lange hat es gedauert, bis wir endlich wieder wie Paracelsus das kausale Denken durch das konditionale ersetzt haben.

Für Paracelsus waren Forschungsergebnisse nie endgültig. «Die arzney ist noch bis auf die stund auf kein termin komen oder end, sondern noch für und für vorbehalten weiter und merers zu lernen.» Deshalb ist der Arzt verpflichtet, weiter zu forschen, zu beobachten und aus dem Licht der Natur mehr zu erfahren, als in den Büchern steht. «Dan nichts ist so heimlich, das nicht von den undristen der tief eröffnet werd und erfunden zu seiner zeit.» – «So wissent, das got den arzt nicht gesetzt hat von wegen alein des pfnüsels, hauptwe, aißen, zanwe, sondern von wegen des aussazes, fallend sucht und dergleichen.»

Immer wieder beklagt Paracelsus die ungenügende Ausbildung der Ärzte. «Wie kan ein jerigs kalb ein doctor geben oder ein halbjrige geiß ein meister. Aber ir sind solche knaben, vermeinen es dörf kein vorwissen da sein, es werde wol nachher kommen mit der zeit. Wie mancher muß gen kirchhof burzlen, ehe der doctor narr sein hantwerk auslern. – Sobald meister hemmerlin doctor ist worden, so tut im der nam also sanft und gefalt seiner frauen so wol, das er schon ausgelernt hat, id est, er bleibt wie er vor war. – Auf das bitte ich euch arzet alle, getreu und untreu, vor den federn nicht zu fliegen, dan was nuzet eine gute kunst den, der ihr übung und brauch nit hat. – Die kunst laßt sich nit ererben, laßt sich auch nit abmalen aus den büchern, sondern sie muß etlich mal gefressen und wieder gespeit werden, man muß sie ruminieren und masticieren. – Einem schüler der arzney ist nichts nützer, so er lernen wil, er wander unter zeiten aus, so hört er und sieht, darin alle bücher blint sind. Das ist besser als hinter dem ofen sitzen und bi-

ren umkeren. Dan die schul der arzney ist nicht mit ziegeln decket sondern mit dem ganzen himmel.»

Die zweite Säule der Medizin sah Paracelsus in der Astronomie. Ein umfassendes Weltgefühl bestimmte seine Vorstellungen: Der Mensch als Mikrokosmos ist ein getreues Abbild des Makrokosmos und weitgehend von diesem abhängig. Diese uralte Konzeption ist kaum je mit so imponierender Geschlossenheit und Konsequenz dargestellt worden. Der Himmel regiert die Krankheit und die Arznei, deshalb muß der Arzt den Lauf der Gestirne kennen. Der ewige Wechsel am Firmament ist schuld daran, daß auch die Krankheiten im Laufe der Jahre ihr Gesicht verändern, daß neue Leiden auftreten und alte verschwinden, daß jedes Land, ja jede Gegend ihre eigenen Krankheiten haben, daß die Arzneien nicht immer von derselben Wirkung sind, daß Wetter, Tages- und Jahreszeit den Menschen beeinflussen. «Darumb steht der spruch da, das der arzt soll ein astronomus sein und die zeit bedenken, damit er die zeit wisse und sich were. Dan es ist ein herr über in, ist die zeit, die mit dem arzt spilet wie ein kaz mit den meusen.»

Seine Stellung zur eigentlichen Astrologie wechselte, so daß Anhänger und Gegner derselben in seinen Werken Stützen für ihre Anschauungen finden können. Vom krassen Aberglauben ist er aber deutlich abgerückt. Wenn z. B. damals der Aderlaß nur bei guten Aspekten des Himmels ratsam erschien, so legte er demgegenüber klar, daß nur der Zustand des Kranken für die Vornahme des Eingriffs bestimmend sein könne.

Sind wir nicht heute in der Lage, derartige Gedanken besser zu verstehen als noch vor wenigen Jahren? Heute, da die meteorischen und klimatischen Faktoren exakter Forschung zugänglich sind, wo eine Geomedizin im Aufbau begriffen ist, wo einwandfreie Beobachtungen über die Einwirkung des Mondes und der Sonnenflecken auf den Menschen vorliegen, wo erst kürzlich von Eugster die biologische Wirkung der Höhenstrahlung nachgewiesen wurde, die aus Fernen stammen, die jenseits unseres Sonnensystems liegen, heute, da uns die Physik lehrt, daß die Atome nichts anderes sind als Sonnensysteme im kleinen?

Erst eine spätere Zeit wird entscheiden können, wie weit Paracelsus mit seinen Ansichten recht hatte. Eines ist sicher. Auf diesem schwierigen Gebiet der Zusammenhänge zwischen Kosmos

und Mensch wird die Forschung nur dann Resultate erzielen, wenn sie den von Paracelsus aufgestellten Grundsatz verfolgt: «Nichts verachten, alle ding wol ermassen mit zeitigem verstant und urteil, und alle ding ergründen, on ergrünt nichts verwerfen».

«Was were es nuz einem arzet, so er all ursprung erkannte der krankheiten und künde sie nit heilen, noch hülff beweisen?» Damit kommen wir zur dritten Säule, zur Alchimie, welche Paracelsus als den wichtigsten Teil der Therapie ansah. Mit den damaligen ellenlangen Rezepten und vor allem mit der Zubereitung der Arzneien war er gar nicht einverstanden. Die Kunst liegt im Herausziehen der wirksamen Stoffe und nicht im Komponieren. «Die natur ist der komponist.» Auf die Apotheker, diese «Sudelköche», war er schlecht zu sprechen, da sie ihm «quid pro quo, merdam pro musco eingemischt und so schentlich die medicamine gemacht haben, das got aus sondern gnaden schaden verhütet hat.» Als Stadtarzt von Basel verlangte er in einer Eingabe an den Rat, daß die Apotheker ein Examen über ihre Fähigkeiten ablegen sollten. In regelmäßigen Abständen sei der Zustand der Apotheken zu prüfen. Vernünftige Taxen müßten eingehalten und finanzielle Abmachungen mit einzelnen Ärzten verboten werden. Den Apothekern war er auch deshalb nicht grün, weil sie oft dem Arzt ins Handwerk pfuschen. Aber, «der fisch sieden kann ist darum kein fischer, der wein trinken kann ist darumb kein rebmann. Darin kein bessere corrigierung ist, dan ein jeglicher bleibe in seinem handel.»

«Darumb so ist not, dieweil in der apothekerischen art der recht grunt der bereitung nit ligt, noch ist, so sollen wir weiter suchen, das ist in der alchimei lernen, da finden wir den grunt und alles was not ist. Nicht als die sagen, alchimia mache gold, mache silber; hie ist das fürnemen mach arcana und richte dieselbigen gegen den krankheiten.» Mit dieser Zielsetzung führte Paracelsus die Goldmacherkunst der Alchimie zur Iatrochemie und legte damit den Grund zu den Triumphen der Arzneimittelchemie, wie wir sie gerade heute erleben.

Großen Wert legte er auf die richtige Dosierung. «Alle ding sind gift und nichts on gift, alein die dosis macht, das ein ding kein gift ist.» Daher muß der Arzt seine Heilmittel genau kennen. Arzt und Arznei müssen vertraut sein wie Mann und Frau. Man

trachte, für jede Krankheit ein Arcanum zu finden, das als Spezifikum wirkt und die Krankheit beseitigt, wie die Axt den Baum fällt. Von einem Palliativum wie dem Schröpfen sagt er in seiner originellen Art: «Ein solcher rat zu schrepfen nichts anders ist dan ein galgenfrist. Ein jetlicher arzt sol arzneien das heilung sei, nit galgenfrist, als die juristen pflegen. Nit juristen sondern arzet sollet ir sein.»

Die Therapie beschränkte sich bei Paracelsus aber nicht auf die chemischen Mittel. Auch die Diät ist wichtig: die Nahrung sei Arznei und die Arzneimittel seien wie Speis und Trank. «Denn in der speis sind gross mysteria und arcana.» – Die natürlichen Heilquellen wußte Paracelsus zu benützen, ja er arbeitete genaue Indikationen aus, vor allem für unsere schweizerischen Bäder Pfäfers, Baden und Leuk; später lernte er auch St. Moritz kennen. Der Kranke soll aber nicht ins Bad geschickt werden, weil sich der Arzt nicht mehr anders zu helfen weiß. «Als der brauch ist also: so ein arzt an einem kranken verzweifelt oder besorgt ein zukünftig börsers, das eim solchen in ein bat geraten wird zu einer entschuldigung. Darumb gut acht zu haben ist, alle eigenschaften zu behalten und zu kompinieren das bat, das es sich reime gegen den krankheiten zu der gsundtheit und nicht zu der arzten entschuldigung.»

Die psychische Beeinflussung des Kranken ist wichtig. Der Patient muß zur Heilung bereit sein. Wie die Imagination der größte Feind der Heilung sein kann, so vermag der Glaube an den Arzt gesund zu machen. Darüber sagt er in unübertrefflicher Anschaulichkeit: «Du findest ein man, der kan reden, das im alle welt zulauf, und hört im zu. Nu wiß, das das maul ein magnet ist, zeucht an sich die leut in der kraft. Du findest ein man, der wil kriegien, dem laufen die leut zu, der ist auch ein magnet der kriegier. Es ist ein arzt, der hat ein lauf, der ist nun nichts als alein ein magnet der kranken, die komen zu im. Nun merken aber, er hat zwo arznei, den glauben und die arznei. Vil werden vom glauben gesunt und nit von der arznei, vil von der arznei und nit vom glauben.»

Immer wieder begegnen wir der tröstlichen Versicherung: jede Krankheit ist heilbar. «All arznei ist auf erden, aber die sind nicht da, die sie schneiden sollen. So die schnitter da sein werden der rech-

ten arznei, so werden wir die aussezigten rein und die blinden sehend machen.»

Der Arzt sei von allen Menschen der Höchste, der Beste, der Ergründetste in allen Teilen der Philosophie, der Astronomie, der Alchimie. Er sei erfahren nicht nur in der Leibarznei sondern auch in der Wundarznei. Mit allen Erfordernissen des bürgerlichen und politischen Lebens sei er wohl vertraut. Zum wahren Arzt, zum Helfer der Kranken wird er aber nur, wenn er seine Tätigkeit auf der vierten Säule, der Virtus, der ärztlichen Ethik, aufbaut.

Der Arzt sei redlich, keusch und wahr. Er sei starken Glaubens an Gott; denn der erste Arzt ist Gott. Aus Barmherzigkeit übe er seinen Beruf aus und nicht um des Geldes willen. Wie der Samariter dem Verwundeten bei Jericho nicht nur Wein und Öl für seine Verletzungen reichte, sondern ihm auch sein Roß und sein Geld zur Verfügung stellte, also soll der Arzt den armen Kranken nicht nur heilen, sondern auch speisen und tränken. Denn was ist die Arznei als allein Barmherzigkeit. «Im Herzen wächst der arzt, aus got geht er, des natürlichen liechts ist er, der erfahrenheit.» So tue er denn sein Werk im Stillen, daß niemand es wisse, denn der Himmel.

«So wisset hierauf, daß ein kranker tag und nacht seinem arzt soll eingebildet sein und in teglich vor augen tragen.» Das ist dem Arzt aber nur möglich, wenn er nicht zuviel Patienten hat. «Hangt er aber der kunst mer an, als seim gelt, das ist er sorgt für des kranken nuz, so nimpt er unter zwenzigen nit fünf an, lesst die andern hingehen. Betracht am ersten, dass du nit al welt kanst gesunt machen.»

Auch der edelste Arzt muß an die Honorierung denken. Paracelsus beklagt es sehr, daß neben den Sorgen um das Wohl des Kranken «noch ein ander sorg vorhanden, seins lidlons einzukomen und den listen und tücken, so von den erlösten und entrunen begegnen, fürzukommen». Gerade er, der «all sein sinn und gedanken in des kranken gesundheit stellte» betrachtete es als Vertrauensbruch, wenn er von den Reichen um den Lidlohn geprellt werden sollte. Die Erfahrungen mit dem Basler Domherrn Lichtenfels und mit dem Markgrafen Philipp von Baden brachten ihn dazu, daß er mit einem Eide gelobte, keinen Fürsten mehr zu behandeln, er habe denn das Honorar zuvor in der Tasche. –

«Aber das alles sol den arzet nicht verzagt machen. Er sol solch widerwärtigkeit nicht zu herzen fassen, gütig lassen hingehen. Ein frommer bringt hundert bezalung und vergleicht für hundert solch bescheiBer.»

Der Dank für die Heilung gebührt Gott. «Der arzt hat alein den dank der kunst und nit der hülff. Secht an ein hoffertigen arzt. Danks tu got umb hilff und im nicht, er zürnet. Dan er laßt sich am dank der kunst nicht begnügen. Was kan er dir aber schaden mit seiner hoffart? Got wird dich drumb der arzney nicht entblößen. Wil ers nimen tun, laß in faren; zeucht Kunze ab so kompt Heinz an di stat.»

«Selig ist aber der krank, dem got zufüget seinen arzet.»

Was hat nun Paracelsus zu Lebzeiten erreicht? Die Reform der Medizin schwebte ihm als Lebensaufgabe vor, wenn er auch die Bezeichnung «Luther der Medizin» weit von sich wies. «Mir nach mit euerm Avicenna, Galeno, Rasi etc. und ich nit euch nach; ir mir nach ir von Paris, von Montpellier, von Salerno, von Wien, von Cöln, von Wittenberg und keiner muß ausgenommen sein, des bin ich monarcha und ich für die monarchei. Doctor Helveter ist euer meister aller.»

Doch die Fakultäten und die Kollegen verstanden ihn nicht oder wollten ihn nicht verstehen. Zu schonungslos hatte er ihre Schwächen aufgedeckt, zu sehr mochte er gewisse Mißstände verallgemeinert haben. In mittelalterlicher Derbheit wurde der Kampf von beiden Seiten geführt. Der Druck seiner leidenschaftlichen Herzens geschriebenen Bücher wurde größtenteils verhindert. So wurde ihm allmählich klar: «Bei meinen zeiten wird ich das fabelwerk nicht umbstoßen mügen; dan es sind alt unbendig hunt, lernen nichts weiter, schemen sich abzustehen in die bekantnus irer torheit. Jedoch aber ligt in dem nicht viel, sondern es ligt an dem das ich verhoff, die jungen werden in ein andere haut schliefen. Vielleicht grünet, was jetzt herfürkeimet mit der zeit.»

Und es hat gegrünet und hat Frucht getragen, und Paracelsus ist der Reformator der Medizin geworden, aber er hat es nicht mehr erlebt. – Es ist ein tragisches Gesetz, daß grundlegende Neuerungen auf Verständnislosigkeit gerade der Berufenen stoßen und deshalb so schwer haben, sich durchzusetzen. Ein gewiß kompetenter Chronist, Jakob Burckhardt, schreibt in seinen welt-

geschichtlichen Betrachtungen: «Für die Zeit seit dem 16. Jahrhundert sind die Naturwissenschaften einer der wichtigsten Gradmesser des Genius der Zeiten. Was sie etwa retardiert sind sehr häufig die Academici und Professores.» Paracelsus selbst sagt treffend: «Die Kunst hat keinen Feind als allein den, der sie vermeinet zu wissen.»

Seien wir gerecht. Auch Paracelsus war nicht unschuldig an diesem Ausgang. Er war kein angenehmer Zeitgenosse. Beim geringsten Widerspruch brauste er auf und bekam daher mit aller Welt Streit. Er kannte keine Kompromisse. «Ich hab nit eine wechsen nase, die ich mag hin und her biegen, sondern straks den geraden weg hinaus.» Er konnte sich nicht in die damalige Ärzteschaft einfügen. Die übliche Berufskleidung der Ärzte lehnte er ab, indem er sagte: «So ist es je und je der Brauch gewesen, das ungeschafne weiber sich mit kleider müssen schön machen, also die nichts sollenden arzet auch.» Die Taxordnung hat er kritisiert: «Es ist auch ein doctorischer Brauch worden, das es recht ist, ist mir unwissend, das ein Gang sol ein Gulden gelten, ob er gleich wol nit verdient wird, und seich besehen und ein anders mit der tax bestimt. Einer mit dem andern ein mitleiden zu haben und das gebot der liebe zu erfüllen, solches wil in kein gebrauch oder gewonheit komen.»

Wenn er einen Patienten übernahm, der schon anderweitig behandelt worden war, so schimpfte er weidlich über die Therapie des früheren Arztes und kannte keinerlei kollegiale Rücksichten. Lieber als mit seinen Berufskollegen verkehrte er mit Scherern, Badern, Schwarzkünstlern, Alchimisten.

Können Sie sich vorstellen, meine Kollegen, daß Paracelsus, wenn er heute lebte, Mitglied unserer Ärztesgesellschaft wäre, oder gar Inhaber eines Lehrstuhls? Ich fürchte, er müßte froh sein, wenn er noch im Appenzell praktizieren dürfte.

Hüten wir uns daher, die Basler von 1528, vor denen Paracelsus in Nacht und Nebel fliehen mußte, mit mitleidigen Augen anzusehen, weil sie die wahre Größe ihres Stadtarztes nicht erkannt hätten. Ich glaube, wir sollten die Unvoreingenommenheit des Basler Stadtrates anerkennen, der Paracelsus die einzige Gelegenheit seines Lebens verschaffte, in amtlicher Stellung zu wirken, trotzdem seine Schattenseiten sicherlich damals schon bekannt waren.

Ein Mann von diesem Format paßt eben nicht in den engen Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft. Der Blick der Mitmenschen bleibt an Äußerlichkeiten hängen, und erst wenn die Zeit als Schmelztiegel gewirkt hat, so fallen die Schlacken ab, und das Edle wird in seinem ganzen Reichtum sichtbar.

Die Erkenntnis des Andersseins und das Gefühl für das Dämonion in seiner Brust kommt ergreifend zum Ausdruck in seinem Worte: «Also bin ich gewandelt durch die länder und ein peregrinus gewest meine zeit, allein und fremd und anders. Da hast du got wachsen lan deine kunst unter dem hauche des furchtbaren windes mit schmerzen in mir.»

Als ärztliche Persönlichkeit hatte Paracelsus großen Erfolg. «Den kranken gefiel ich», schreibt er, obschon er sie gewiß nicht sanft angepackt hat. In den Defensionen entschuldigt er sich, daß er so «rauch» Antwort gebe. «Die andern arzt können wenig der künsten, behelfen sich mit freundlichen lieblichen, holtseligen worten, sagent, komen bald wider mein lieber her. So sag ich, was wilt? hab jetzt nit der weil, es ist nit so genötigs. Ist nit mein meinung, mit freuntlichem lieblosen mich zu erneren.» Er war eben in Tanzapfen erwachsen und nit subtil gesponnen.

Als Zeitgenosse der Reformation war er ein tiefgläubiger Mann.

Er stand Zwingli nahe und war mit Vadian befreundet, die katholische Kirche verließ er jedoch nie. Aber auch hier kämpfte er gegen die starren Formen: «Es ist nützer du weschest den armen ir scheden und bindest denselbigen ir wunden, dan das du in der metten stehest.»

Auch Paracelsus sind die dunklen Stunden nicht erspart geblieben, in welchen das Schicksal dem Arzt die Grenzen seiner menschlichen Kunst eindrücklich zum Bewußtsein bringt. Er verließ die Arznei, «da sie ein ungewiß kunst sei, die nicht gebürlich sei zu gebrauchen, nicht bilich mit gelück treffen, einen gesunt machen, zehen dargegen verderben». Aber er fand den Weg zur Medizin immer wieder zurück, gepackt vom Worte Christi: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, wohl aber die Kranken.

So lebte er als hilfreicher, wundertätiger Arzt im Andenken des Volkes weiter, und manche Legende geht jetzt noch über ihn um. Für uns aber ist Paracelsus dadurch, daß er den Geist des genialen Naturforschers mit dem heißen Herzen des hingebenden Arztes

in sich vereinte, zur größten Gestalt der Heilkunst seit Hippokrates geworden.

Paracelsus war ein Mensch von europäischer Prägung; aber er war, um in seiner Sprache zu reden, aus unserer Erde gewachsen. Nicht nur gebar ihn eine schweizerische Mutter im Herzen der Schweiz, nicht nur sprach er unsern Dialekt und bekannte sich immer als Schweizer, sondern – und das darf gerade heute betont werden – sein Unabhängigkeitssinn, der keine weltliche Autorität über sich duldete, kam nicht von ungefähr. Strahlt denn nicht sein stolzer Grundsatz, der seit 400 Jahren sein Bild zielt, schon seit 650 Jahren als Leitstern über den Bergen seiner und unserer Heimat? *Alterius non sit, qui suus esse potest*. Wer selbst etwas ist, sei nicht von einem andern abhängig.

Ist nun Paracelsus nur eine große historische Persönlichkeit, deren man sich anstandshalber an Säkularfeiern erinnert, oder hat er uns Ärzten heute noch etwas zu sagen? Seine wissenschaftlichen Erkenntnisse sind zwar mit Ausnahme seiner Ideen über die Zusammenhänge zwischen Himmel und Erde überholt. Wissenschaft ist ja vergänglich. «Die natur die macht den textum, der arzt die gloß über dasselbig buch. Nun sihe, wie reimpt es sich zusammen dein gloß und der elementen text?» Jede Zeit macht ihre eigne Gloß zum Buch der Natur. Etwas aber bleibt sich immer gleich, das ist die ärztliche Ethik. Diese ewigen Grundsätze hat Paracelsus so wunderbar zu formulieren gewußt, daß er damit ein eigentliches Evangelium des Arztes geschaffen hat, das imstande ist, heute und für alle Zeiten das Gewissen der Ärzte aufzurütteln.

Und so werden dereinst, wenn unsere heutige Wissenschaft, auf die wir uns so viel zugute tun, schon lange als schlechter Reim zum Buch der Natur erkannt und ausgelöscht sein wird, die Mahnungen unseres Einsiedler Meisters immer noch Geltung haben; und auch der Arzt einer fernen Zukunft wird nur dann segensreich wirken können, wenn er seinen Beruf im Sinne jenes schönen Wortes ausübt, das als *Quinta essentia* der Paracelsischen Ethik in goldenen Lettern jeden medizinischen Hörsaal unserer Hochschulen zieren sollte:

«Der höchste grund der arzney ist die liebe; dan in welcher maß die liebe ist, dermaßen wird auch das wetter über uns gehen.

Das ist, ist unser liebe groß, so werden wir große frucht in der
arzney dadurch schaffen, wird sie bresthaftig sein, so werden un-
sere fruchte mangelhaftig funden. Dan die liebe ist die, die kunst
lernet, und außeralb derselbigen wird kein arzet geboren.»

PARACELSUS, STADTARZT VON BASEL

Von E. D. Dr. *Hans Karcher*

Im Jahre 1526 berief der Basler Magistrat den *Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus von Hohenheim*, genannt *Paracelsus*, auf den Posten des Stadtarztes der Stadt Basel. Die Stadt bedurfte damals eines besonderen Stadtarztes, da der medizinische Ordinarius *Oswald Baer*, der dieses Amt hätte versehen sollen, neben seinem Ordinariat eine Apotheke führte und deshalb nicht wählbar war. Paracelsus war 33 Jahre alt, als ihn dieser Ruf nach Basel erreichte. Er war vor kurzem erst in Straßburg angekommen, hatte sich entschlossen, sein bisheriges Wanderleben aufzugeben und sich als Arzt niederzulassen. Wie ernst es ihm dabei war, geht daraus hervor, daß er sich das Straßburger Bürgerrecht käuflich erworben hatte. Außergewöhnliche Heilerfolge hatten ihn als Arzt berühmt gemacht. Arm und reich von nah und fern konsultierten ihn und trugen die Kunde seines Ruhmes weit über den Bereich seines Wirkungskreises hinaus. So war sein Ruhm auch nach Basel gedrungen. Der Buchdrucker *Froben* hatte bei ihm Heilung gesucht und auch gefunden. Zusammen mit *Oekolampad* und *Erasmus* hatte er den Magistrat zu überzeugen vermocht, Paracelsus die Basler Stadtarztstelle anzubieten. Es mag dem Magistraten nicht leicht gefallen sein, schwere Bedenken zu überwinden. Denn mit dem Ruhme war auch die Kunde vom eigenartig unruhigen Wesen des Paracelsus, von seinem jeder Tradition spottenden öffentlichen Auftreten, von seinem stürmischen Drang, die Medizin zu erneuern, nach Basel gekommen.

Paracelsus folgte dem Rufe nach Basel, wohl nicht ahnend, daß er dort seine Schicksalsstunde erleben würde, die ihn aus dem höchsten Aufstiege zum katastrophalen Absturz führen sollte. Der Weggang von Straßburg war ihm durch allerlei Widerwärtigkeiten erleichtert worden. Der Markgraf Philipp von Baden, den er von der Ruhr geheilt hatte, hatte ihn um sein Arzthonorar geprellt. Dann war er in einer öffentlichen Disputation gegen den Vertreter der Straßburger medizinischen Fakultät, den Galenisten *Wendelin Holcb*, unterlegen. Es zog ihn auch nach seiner ursprünglichen Heimat, der *sacra Eremus* von Einsiedeln, der er sich in Basel

näher zu finden wähnte. Vor allem bestimmte ihn aber der mit der Stadtarztstelle in Basel verbundene Auftrag, medizinische Vorlesungen zu halten. Er freute sich darauf, von einer öffentlichen Lehrkanzel aus seine neue Lehre verkünden zu können, Schüler in dieser auszubilden, ihr zur offiziellen Anerkennung zu verhelfen.

Aber schon bei seinem Amtsantritte stieß er auf Hindernisse, Anfeindungen. Er mußte sich alles und jedes erkämpfen. Magistrat und Universität standen zur Zeit der angehenden Reformation in keinem guten Verhältnisse zueinander. So war es geschehen, daß man Paracelsus berufen hatte, ohne der medizinischen Fakultät davon Mitteilung gemacht zu haben. Dieser unfreundliche Akt des Magistrates gegenüber der Fakultät war ja bloß eine unter den vielen damals üblichen Mißhelligkeiten zwischen den beiden Instanzen. Aber Paracelsus bekam die Folgen dieses Versäumnisses auszukosten. Er war des Glaubens gewesen, nach Basel in jeder Beziehung als Ordinarius berufen worden zu sein, hatte es darum versäumt, sich den Formalitäten, die ihn regelrecht der Universität inkorporiert hätten, zu unterziehen. So war er nie immatrikuliert, wurde nie ordentliches Mitglied der medizinischen Fakultät. Er hat nie das Recht erlangt, seine Schüler zu Doktoren zu promovieren. Der Rat mußte sogar intervenieren, um für ihn das Recht durchzusetzen, seine Vorlesungen im Kollegium abzuhalten.

Dabei stieß Paracelsus auf die mißlichsten Amtsmißbräuche seiner Widersacher von der Fakultät. In der Ausübung seiner Stadtarztspflichten, die er ernst nahm, sah er sich gezwungen, in die Arkanen der Gilde der Ärzte und Apotheker einzugreifen, allerlei Mißbräuchen zu Leibe zu gehen, das Apothekerwesen zu sanieren. Sein Verhältnis zu den rechthaberischen Nutznießern der Fakultätstradition war darum schon nach wenigen Wochen ein gespanntes. Er gab ihnen Kosenamen, wie «Klapperleute und Ploderer», «requiem priesterliche Doctores», die Apotheker schalt er «Sudelköche».

Paracelsus führte selbst den endgültigen Bruch herbei, als er an die gesamte wissenschaftliche Welt eine «Intimatio», eine Ankündigung seiner Vorlesungen, versandte. In diesem lateinisch verfaßten Flugblatte forderte er die Studierenden der Medizin auf, nach Basel zu kommen, um seinen Versuch, die Medizin zu erneuern, zu sehen. Er werde täglich zwei Stunden publice dozieren, zum

höchsten Gewinn der Zuhörer. Die Heilkunde sei auf wirklichem Wissen von der Natur neu aufzubauen. Der Arzt müsse die Krankheiten aus eigener Erfahrung kennen. Er müsse die Heilmittel mit Scharfsinn anwenden, um tunlichst allen Hilfe zu bringen. Er selbst werde nach eigenen Ausarbeitungen darüber Vortrag halten, nicht aus alten Autoren – Galen und Avicenna – Zusammengeflicktes vorlesen, sondern darüber, was ihn die höchste Lehrmeisterin, die Natur selbst, gelehrt habe, was er durch eigene Beobachtung, durch die Erfahrung und eigenes Handanlegen erworben habe. Überall da, wo Beweise benötigt würden, werde er sie nicht durch Berufung auf Autoritäten, sondern durch Experimente und deren vernunftmäßige Prüfung und Erklärung erbringen: *Experimenta ac ratio anetorum loco mihi suffragantur*.

In Basel war eine Erneuerung des medizinischen Unterrichtes dringend. Der Lehrstuhlinhaber, *Oswald Baer*, ein sangesfreudiger Südtiroler aus Brixen, war ein weniger als mittelmäßiger Professor, ganz der scholastischen Auslegung des Galen und Avicenna ergeben, mehr für seine persönlichen Vorteile als für die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft oder die Probleme des Zeitgeistes interessiert. Gewandt und geschmeidig, hat er es verstanden, alle Stürme der damaligen Zeit in seiner Stellung zu überdauern, sich nach dem Weggange des Paracelsus zum Basler Stadtärzte wählen zu lassen und als Rektor die Wiedereröffnung der vorübergehend geschlossen gewesenen Universität zu betätigen. Er hat sich dafür in einem schmeichelhaften Panegyricus auf Basel artig bedankt.

Ein solcher Mann mußte Paracelsus zum Widerspruch reizen. Seine *Intimatio* ist eine Kampfansage gegen die Doktoren vom Schlage Baers, gegen alles, was ihm bei ihnen unecht, unedel, rechtshaberisch erschien, gegen ihre Stümperei, ihren Mangel an ärztlicher Ethik und an ärztlichem Können. In der Prahlerei seiner *Intimatio* kommt die Stärke seines Affektes und gleichzeitig das Bewußtsein seiner überlegenen Persönlichkeit zum Ausdruck, die in sich die Berufung fühlte, die Medizin zu erneuern, als Reformator zu wirken. Zeitgenossen haben ihn als den Luther der Medizin bezeichnet. Ob und wiefern er dies gewesen ist, werden wir am ehesten erkennen können, wenn wir ihn in seinen Hörsaal begleiten, uns unter seine Zuhörer mengen und mit seinen Schülern

sowohl seinen Vorlesungen als auch seinen Gesprächen bei abendlichen Zusammenkünften zuhören.

Er bestieg seine Lehrkanzel im Arbeitskleide, wobei wir annehmen wollen, daß in Basel sein Wams noch nicht von Flecken und Besudelungen strotzte, wie es später der Fall gewesen sein soll. Ob damals schon sein berühmtes Schwert an seiner Seite hing, jenes Landsknechtenschwert, das er auf allen seinen späteren Bildern mit beiden Händen festhält und von dem er sagte, er habe es von einem Henker geerbt und in seinem Knaufe sei der Stein der Weisen verstaubt gewesen, läßt sich nicht feststellen. Mit seinem gewollt einfachen Anzuge verlieh er seinem Hohn und seinen Spottreden auf die traditionellen Talare und Barettelein seiner ärztlichen Kollegen, auf ihre Spitzen, Marderpelze und Fingerringe einen augenfälligen Nachdruck.

Revolutionärer als diese vestimentären Äußerlichkeiten und mehr an Luther gemahnend wirkte die Neuerung, daß Paracelsus seine Vorlesungen in deutscher Sprache hielt. Dabei ergab sich für ihn die Schwierigkeit, daß er nicht wie Luther auf ein vorhandenes Sprachgut aufbauen konnte. Die wissenschaftliche Sprache war das Lateinische. Er mußte sinngetreue Worte erfinden für Begriffe, die in der Umgangssprache keine Ausdrucksformen besaßen. Der Affekt, der Zorn, der leidenschaftliche Kampf gegen Widersacher ließen ihn eine Sprache schaffen, wie sie vor ihm und nach ihm von niemandem gesprochen und geschrieben worden ist. Paracelsus hat es sich dabei nicht leicht gemacht. Er hat eindringlich um den treffenden Ausdruck gerungen; hat seine Vorlesungen aufs sorgfältigste vorbereitet, sie auf Dispositionen aufgebaut, die er in mühevoller Nacharbeit aufgestellt hatte. Der zweite und dritte Band der Sudhoffschen Gesamtausgabe seiner Werke legen dafür ein beredtes Zeugnis ab. Paracelsus ist sich der Unvollkommenheit seiner Sprache bewußt gewesen. Er entschuldigte deren Rauheit mit der Rauheit des Tannzapfenlandes, in dem er geboren wurde. «Sonder nach der Zungen meiner Geburt und Lantsprachen der ich bin von Einsidlen des Lants ein Schweizer soll mir mein lentlich Sprach niemand verargen.»

Paracelsus hat die Einführung der deutschen Sprache in den medizinischen Unterricht in Basel 1526 mit folgenden Worten be-

gründet: Germanus sum, non Italus... Ita ipsa me Germania felicissima in suum medicum necessarium delegit... Er hat demnach aus dem tiefsten Grunde seiner elementaren Persönlichkeit geschöpft, als er seine Vorlesungen deutsch gehalten hat. Seine erste Vorlesung über die Gradus und Kompositionen der Arzneistoffe hat er noch lateinisch gelesen. Aber schon sein zweites Kolleg, in dem er die Aphorismen des Hippokrates erläuterte, hat er deutsch gehalten, d. h. in einem Kauderwelsch von Deutsch mit eingestreuten lateinischen, griechischen und arabischen Fremdwörtern. Leichter fielen ihm die begrifflich entsprechenden Wortbildungen in seiner Vorlesung über die chirurgischen Krankheiten.

Paracelsus hat seinen Studenten seine ganze Gedankenwelt vorgetragen, sie als erste an seinem Reformationswerke teilnehmen lassen. Als er nach Basel kam, trug er sein ganzes weltanschauliches, philosophisches System, seine chemische Betrachtungsweise des Naturgeschehens, der Krankheiten und deren Heilmittel schon fertig im Kopfe. Er hatte schon vieles davon in seinen Jugendschriften *Paramirum* und *Archidoxis* auseinandergesetzt, hatte manches in Entwürfen und Konzepten während der Jahre 1525 und 1526 in Südwestdeutschland niedergeschrieben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ihm dabei Oporin schon vor seiner Basler Niederlassung als Ammanuensis behilflich gewesen ist.

Wir entnehmen seinen Konzepten sowie den Kollegnachschriften seiner Schüler, wie Paracelsus in seinem Kolleg seine Lehre von der Einordnung des Mikrokosmos des Menschen in den Makrokosmos vortrug, wie er seine Schüler mit seinen hypothetischen Kräften, mit den vier *Entia*, dem *Yliaster*, dem *Archeus* bekannt machte, wie er zu ihnen über die drei Ecksteine der Medizin: die Philosophie, die Astronomie und die Theologie sprach, wie er ihnen die Chemie als den vierten Eckstein vorstellte. Er entwickelte vor ihnen seine wundersame chemische Theorie von den Elementen, von der *Quinta Essentia*, von den im Körper wohnenden Weltkräften, dem *Mercurius*, dem *Sulfur* und dem *Sal*, lehrte sie die *Arcana* in den Heilmitteln der belebten wie der unbelebten Natur, die *Signatur* in den Heilpflanzen erkennen, wies sie auf die anorganischen, chemisch dargestellten Heilmittel hin und prägte ihnen den hohen Wert der Dosis für die Beurteilung ihrer Heil- oder Giftwirkung ein.

Gute Kenner der Paracelsus-Schriften haben all dies im Paracelsus-Feierjahr in Wort und Schrift eindrucksvoll beleuchtet. Wir verzichten darum darauf, heute darauf zurückzukommen. Wir wollen uns auf die Wiedergabe der praktischen Seite seines Unterrichtes und dessen Auswirkung auf die ärztliche Praxis beschränken. Dabei sind wir uns darüber klar, daß eine Scheidung von Theorie und Praxis bei Paracelsus in Wirklichkeit nie stattgefunden hat. Seine philosophischen Gedankengänge sind mit praktischen Gesichtspunkten ebenso sehr durchsetzt wie seine praktischen Erörterungen durchwoben sind mit philosophischen, mystischen oder gar magischen Erwägungen. Auch die erden nächsten ärztlichen Angelegenheiten erglänzen bei Paracelsus im Sternenstaub des Makrokosmos.

Von der Botanik des Paracelsus ist nicht viel zu sagen. Er war ein guter Kenner der einheimischen Heilpflanzen, hat aber deren Erforschung kaum gefördert, es sei denn, daß man seine botanischen Exkursionen als Vorläufer der Blütezeit, die die *Scientia amabilis* in Basel mit *Baubin*, *Felix Platter* und *Theodor Zwinger I* und *II* erlangen sollte, anerkennt.

Das große Novum der Lehrtätigkeit des Paracelsus in Basel war die Chemie, die Alchimie, wie man sie damals noch nannte. Es ist äußerst schwierig zu erfahren, was Paracelsus in Basel auf dem Gebiete der Chemie zustandegebracht hat. Die meisten der von ihm vorgetragenen Darstellungsverfahren hatte er von seinem Vater, der Lehrer an der Bergschule von Villach war, erhalten. Dann hatte er sie in den Bergwerken und Verhüttungsbetrieben von Villach und Schwaz bei den Gießern, Scheidekünstlern, Metallveredelungsarbeitern kennengelernt. In Schwaz ist er bei den *Füßern* in die praktische Alchimie eingeführt worden. Die chemische Apparatur seines Laboratoriums in Basel scheint äußerst primitiv gewesen zu sein. Sie bestand aus einer Anzahl von Reagenzkolben, Mörsern, Tiegeln und Retorten sowie aus einer Feuerstelle. Sein ganzes chemisches Rüstzeug konnte auf der Reise auf einem Bastpferde nachgeführt werden. Es fällt schwer, sich vorzustellen, daß Paracelsus mit dieser bescheidenen Apparatur größere chemische Versuche angestellt hat. Sein *Famulus Oporin* hat sich sehr abschätzig über die chemischen Arbeiten seines Meisters geäußert. Auch der gut unterrichtete und ruhig

urteilende *Theodor Zwinger* spricht von der unexakten chemischen Arbeitsmethode des Paracelsus. Andererseits stoßen wir in den genannten Konzepten und Entwürfen aus den Jahren 1525–1527 auf chemische Darstellungen, die auf ein ausgedehntes chemisches Wissen und auf eine entsprechende chemische Erfahrung hinweisen. Ich erwähne bloß die Abschnitte über den Schwefel, das Vitriol, das Silber, das Arsenik. Manche dieser Metalle und Metalloide waren schon vor ihm als Heilmittel verwendet worden. Die arabische Medizin kannte das eine und andere unter ihnen. Der Verdienst des Paracelsus besteht darin, daß er sie wieder zu Ehren zog, auf deren Reingewinnung, auf die Darstellung verwendbarer Verbindungen drang. Unter den auf chemischen Konzeptionen beruhenden Anschauungen des Paracelsus über krankhafte Vorgänge nehmen diejenigen, die von den tatarischen Erkrankungen handeln, eine hervorragende Stellung ein. Paracelsus faßte unter diesem pathologischen Sammelbegriff alle Niederschläge, Absetzungen, Ausschwitzungen aus dem Strome der Körpersäfte an den Wänden der Körperkanäle, in den Organen selbst als etwas Einheitliches zusammen. Sie werden durch chemische Umsetzungen gebildet. Im Reagenzkolben hatte Paracelsus derartige Gerinnungen, Niederschläge und Ausscheidungen durch Säurezusatz entstehen sehen. Er folgert daraus, daß auch im lebenden Körper abnorme Säurebildungen die Kongulationen und Konkretionen veranlassen. Die Säure ist der *Heros coagulationis* im Menschenleibe. Zu diesen Ausscheidungen rechnet Paracelsus die Blasen-, Nieren-, Gallensteine, die atheromatösen Ablagerungen, die gichtischen Harnsäureausscheidungen, die Verkäsungen und Verkalkungen und merkwürdigerweise auch die Exsudate und Transsudate, auch wenn sie nicht zu Abscheidungen oder Gerinnungen führen.

Er ist zu diesen chemischen Auffassungen durch die Beobachtungen gelangt, die er bei den Bergarbeitern in den chemischen Küchen und den Schmelzhütten zu machen Gelegenheit gehabt hatte. Er hatte Veränderungen im lebenden Organismus gesehen, die durch Einatmung von Quecksilber und Arsenidämpfen, von Antimon, von Säuren, durch Aufnahme von Blei- und Kupfersalzen in das Blut und in die Säftebahn in den Körper gedrungen waren. Paracelsus hat diese Beobachtungen später

in einer eigenen Schrift, das erste Werk über die Gewerbekrankheiten der Bergwerks- und Metallhütten-Arbeiter, niedergelegt. Das tatarische Konkrement bildende Moment ist nach ihm nicht bloß die Ursache der eigentlichen Steinkrankheiten. Er macht es zu einem seiner Leitmotive seiner allgemein pathologischen Erklärungen. So hat er den Basler Studenten eine Lehre der Schwindsucht vorgetragen, nach welcher der Ursprung derselben in einer Verstopfung, einer Oppilatio der Gefäße durch tatarische Konkremeute zu suchen war.

Albrecht von Haller hat der Anwendung von chemischen Mitteln, die aus Mineralien hergestellt sind, für den Umschwung zur naturwissenschaftlichen Einstellung eine große Bedeutung zuerkannt. Paracelsus hat nach ihm von diesem Standpunkt aus einen Wendepunkt in der Entwicklung der Medizin zustandegebracht. Er nennt ihn den Vater der iatrochemischen Richtung der Medizin.

Unter den aus Metallen hergestellten Heilmitteln nimmt das Quecksilber eine hervorragende Stellung ein, vor allem weil es durch seine heilende Wirkung auf die Syphilis in der damaligen Zeit im Vordergrund des Interesses stand. Paracelsus war ein überzeugter Anhänger der Quecksilberbehandlung der Syphilis. Er wandte sich mit scharfen Worten gegen das aus Amerika importierte Guajakholz und dessen Befürworter. Er besaß gründliche Kenntnisse über die Syphilis, deren Proteus er auf seinen Wanderfahrten und Heereszügen reichlich kennenzulernen Gelegenheit gehabt hatte. Er hatte die Quecksilberbehandlung erprobt und davon glänzende Heilerfolge gesehen. Er faßte seine Basler Vorlesungen über diesen Gegenstand in einer Schrift über das Guajakholz zusammen. Darin bäumt er sich gegen die Basler Gugelfritze und Widerbeller auf, die ihm den Vorwurf gemacht hatten, daß er über nichts anderes als über wüste Krankheiten zu schreiben wisse, nennt die Holztrankbehandlung der Syphilis eine bequeme Scheinbehandlung und setzt sich machtvoll für die Quecksilberbehandlung ein.

Paracelsus hat das Quecksilber nicht nur äußerlich einreiben lassen, sondern er hat es auch per os fein verteilt in Pillen gegeben. Im übrigen verwendete er eine ganze Reihe von Quecksilberverbindungen als Heilmittel, gab ihnen zum Teil absonder-

liche Namen, wie Minerturpech. Das Sublimat hat in seiner Wundbehandlung eine große Rolle gespielt.

Wir übergehen für heute das Antimon, das als Brechweinstein die ärztliche Welt während zwei Jahrhunderten in zwei feindliche Lager scheiden sollte. Von den übrigen mineralischen Heilmitteln erwähne ich bloß das Vitriol, das Paracelsus bei der Behandlung der Epilepsie verwendete, den Schwefel, den er als Prophylaktikum gegen die akuten Krankheiten verordnete.

Paracelsus hat demnach sein Versprechen eingelöst, wenn er seine Basler Schüler auf einen vor ihm noch nie begangenen Weg, die Medizin zu erneuern, hinwies, wenn er sie lehrte, durch Vermittlung der Chemie ihren ärztlichen Beobachtungen und ihrer Therapie eine naturgebundene, vom Bücherwissen losgelöste naturwissenschaftliche Grundlage zu geben. Er half ihnen damit, den doktrinären Galenismus zu stürzen. Mit seiner Einführung der Chemie in die Medizin hat er bahnbrechend auf die Entwicklung der Medizin eingewirkt.

Als Paracelsus in Basel lehrte, stand die Wundarznei im Vordergrund des Interesses. Die Wundarznei hatte bei seiner Berufung nach Basel eine entscheidende Rolle gespielt. Er hatte den Buchdrucker Froben an einer chirurgischen Affektion behandelt, ihn geheilt.

Nun hat es aber mit der Chirurgie des Paracelsus seine besondere Bewandnis. Bei oberflächlicher Betrachtung möchte es scheinen, als habe Paracelsus die aus dem Mittelalter stammende Scheidung von Medizin und Chirurgie überbrückt und so die Einheit der Medizin wieder hergestellt: «Kein Sect soll in der Artzney aufgeworfen werden, denn einerlei ist die Artzney», ist einer seiner Aussprüche.

Paracelsus hatte auf seiner Wanderschaft und in den Feldlagern Hand anlegen müssen. In Straßburg, am Ort des Wirkens der großen Wundärzte *Hieronimus Brunschwig* und *Hanns von Gersdorf*, war er mit dem besten chirurgischen Können der damaligen Zeit in Berührung gekommen. In Basel hat er in zwei Semestern ein Kolleg über Wunden und Wundbehandlung gehalten. Dieses Kolleg bildet den Grundstock zu seiner 1528 in Colmar als sogenannte «Berthonea, drei Bücher der Wundarznei» abgeschlossenen und zu seiner großen 1536 erschienenen Wundarznei.

Er hat seinem Kolleg selbstsichere Worte vorangestellt: «So sag ich Theophrastus.» Mit jugendlichem Schwung hat er seinen Schülern über die Aposthemen, Geschwüre, offenen Schäden, Sironen und anderen Gewächse, vor allem über die Wunden vorgetragen. Den damaligen Zeitumständen entsprechend, bildeten sie das Hauptobjekt der ärztlichen Tätigkeit. Paracelsus hat auf diesem Gebiete mit seinen chemisch hergestellten Heilmitteln glänzende Heilerfolge erzielt. Aber er vermochte es nicht, seine Schüler über das offenkundige Mißverhältnis zwischen der Prahlerei seiner Ankündigung und der Unzulänglichkeit des tatsächlich Gebotenen hinwegzutäuschen. Paracelsus ist eben nie ausübender Chirurg gewesen. Das geht schon aus der Dürftigkeit seiner Frakturbehandlung und aus seiner Interesselosigkeit gegenüber der Anatomie hervor. Seine Wundarznei geht nicht über das von den allgemeine Praxis treibenden Doktoren geleistete hinaus. Dann ist es fraglich, ob seine Schüler seiner Auffassung von der Naturheilkraft als Heilfaktor bei der Wundheilung ein großes Verständnis entgegengebracht haben. Die Wunderkrankungen werden nach ihm nicht durch gestörte Säftemischungen verursacht. Der Heilungsverlauf wird durch etwas von außen in die Wunde Hineingebrachtes gestört oder gar aufgehoben. Der Arzt hat dafür zu sorgen, daß diese schädlichen Wirkstoffe von der Wunde ferngehalten werden. Er entnimmt seine Auffassung dem Vergleich mit dem Faulen des Eies, das mit dem Zerbrechen der Schale der Vergiftung durch die äußere Luft ausgesetzt ist.

Er sagt darum: «Halt sie sauber und beschirme sie von den äußeren zufallenden Feinden, also werden alle Wunden geheilet.» Oder «darumb der sie wol beschirmen und behüten kann, derselbig ist ein guter Wundarzt», oder «demnach soll die Wunde bereit werden also: so sie noch blutet, das Blut stillen, demnach den mumiam darübergelegt und dich nit bekümmern lassen, ob, beinstück oder ander dergleichen Ding in der Wunde bleibe, in keinerlei Weg mit Zangen oder Eisen darin grübeln. Dan solche Reinigung steht der Mumia zu, die es bass kann füglicher ausziehen, dan die Eisen und Zangen». Die Mumia des Paracelsus ist ein hypothetischer Begriff, wobei eine innere Mumia die Naturheilkraft der Wundflüssigkeit und eine äußere Mumia, welche die Wunden davor bewahrt, «dass da kein Zufall grosser werden,

sondern dass er gestillt werde». An einem andern Orte sagt er: «Anfänglich ist mumia die, die alle Wunden heilet, das ist der süß mercurius. Dan hie scheidet sich der süß und der saur von einander; der süße von Wunden zu erkennen ist, der saur den ofenen Scheden zugeben wird... der süße ist nun der, von dem die Wunden geheilt werden.»

Isoliert betrachtet, klingt das als eine hellsehende Vorahnung zu den Entdeckungen von *Semmelweis* und *Lister*. Wenn man aber die Wundarznei des Paracelsus in die historischen Zusammenhänge einfügt, so erscheint sie als ein beachtenswertes Zwischenglied in der sich über Jahrhunderte hinziehenden Kontroverse: Aktive oder konservative Behandlung der Schlachtfeldverwundungen, Wundnaht oder offene Wundbehandlung, prima intentio oder Heilung per secundam.

Es tut dem Ruhm des Paracelsus darum keinen Eintrag, wenn wir daran erinnern, daß anderthalb Jahrhunderte vor ihm *Mondville* von Montpellier die eiterlose Wundbehandlung angestrebt und sicher oft erreicht hat. Das Besondere bei Paracelsus ist die Anwendung von Wundschutzmitteln chemischer Herkunft (Sublimat).

Manche Verordnungen, die Paracelsus in seinen Vorlesungen über Wundarznei oder über innere Krankheiten vorgetragen hat, sind der *Volksmedizin* entnommen. Paracelsus hat für das Rationelle und Irrationelle der Volksmedizin je und je ein großes Verständnis gezeigt. Er war der erste Doktor, der bewußt die Volksmedizin studiert, praktiziert und sie gelehrt hat. Er ist darum den volkstümlichen Behandlungsmethoden auf seinen Wanderungen nachgegangen und hat sich bemüht, überall ihren Sinn zu erfassen. In der Volksmedizin stieß er auf den sie charakterisierenden Aberglauben an geheimnisvolle magische und irdische und überirdische Heilkräfte. Wie sehr er sich davon beeindruckt ließ, geht aus seinen Basler Vorlesungen über Wundarznei hervor.

Am Schluß des Abschnittes «*Velocissima cura in orificio stomachi vulnerato*» sagt er: «Man nimmt ein Wasser und Salz, tus in ein zinnen Schüssel, nim ein Faden von einer Jangfrau gesponnen und zeuchs durch das Wasser und Salz und zeuchs dan durch das verwundt geweid und sprich die 6 oder 7 Cha-

rakteres darüber: b. s. r. g. k. etc....» Oder er fügt der Behandlung der vulnera ligamentorum, der Geederwunden einen Wundsegen bei: «Roseta, sacor, areboth, sollen dreimal aufeinander gesprochen werden und darnach die Wunden mit eim schlechten Oel verbunden werden; heilt vulnus zu etc.»

Paracelsus hatte die Bedeutung der *Religion* für die Kranken erkannt und seine ärztliche Ethik darauf eingestellt. Er hat in seiner Praxis die Selbstverleugnung im Sinne des heiligen Franziskus geübt. *Erzbischof Netzhammer* faßt sein Urteil über Paracelsus in dem Satze zusammen: «Ganz abgesehen von seinem ungeheuren ärztlichen Wissen und Können, hatte niemand eine höhere und edlere Auffassung vom Berufe des Arztes als er. Aus seinen Schriften ließe sich das schönste Evangelium für praktische Ärzte zusammenstellen», wobei wir nicht umhin können, zu bemerken, daß wir die maßlosen Beschimpfungen seiner ärztlichen Kollegen in diesem Evangelium lieber missen möchten.

Er lehrte seine Schüler, daß die Arznei etwas Göttliches, Ewiges in der Welt sei, wie Gott und die Natur selbst. «Der Arzt ist der, der in den leiblichen Krankheiten Gott versieht und verwest, darum muß er aus Gott haben dasjenige, das er kann. Denn zu gleicher Weis wie die Arznei nicht vom Arzt ist, sondern von Gott, also ist auch die Kunst des Arztes nicht vom Arzt, sondern aus Gott.» Seine ärztliche Ethik gründet sich darum auf einen echten, gottergebenen Samaritergeist: Aufopferung, Güte, Liebe. Nichts werde vom Arzte mehr gefordert als die große Liebe seines Herzens. Diese allein befähige ihn, das volle Verständnis für die Leiden seiner Kranken aufzubringen, die Krankheiten intuitiv zu erkennen. Er belegt alle seine Ausführungen mit Bibeltexten aus dem Alten und Neuen Testament, aus den Psalmen. So finden wir nebeneinander oder in einem innigen Gemische vermengt Volksaberglauben und demutsvolle Religiosität.

Paracelsus hat nun seine Lehren seinen Schülern nicht nur im Kolleg vorgetragen, sondern er nahm diese auch auf Krankenbesuche mit, machte mit ihnen botanische Exkursionen, ließ sie an seinen chemischen Laboratoriumsarbeiten teilnehmen, unterhielt sich mit ihnen mit Vorliebe an abendlichen Trinkgelagen. Da liebte er es, sie zu necken, mit Gauklereien zu mystifizieren, mit allerlei Absonderlichkeiten zu verblüffen, seine tiefsten Gedanken

in magisch anmutende Umschreibungen zu hüllen; kein Wunder, wenn so viele unter ihnen den tiefen Ernst seiner ärztlichen Ethik nicht erfaßt haben.

In Basel scheint die Zahl seiner Schüler nicht groß gewesen zu sein. Neben gebildeten Humanisten gab es unter ihnen ungebildete Chirurgen und Bader. Manche waren noch halbe Knaben.

Drei Basler Paracelsus-Schüler bedürfen einer besonderen Erwähnung: *Johannes Oporin* (Herbster), *Basilius Amerbach* und *Albanus Torinus*. Oporin wurde sein Famulus, sein Mitarbeiter bei den Laboratoriumsarbeiten und beim Niederschreiben seiner Vorlesungen. Basilius Amerbach, ein Bruder des Bonifazius Amerbach, hat seine Kollegienhefte fleißig nachgeführt, diktierte Lehrsätze wörtlich nachgeschrieben. Seine Nachschriften sind später gedruckt worden. Von Torinus soll später die Rede sein. Andersaß der Schalk im Nacken. Einer unter ihnen hat das ganze Gift seiner Basler Gegner in lateinische Distichen gefaßt und sie an einem Sonntag morgen an der neuen Burse der Kleinstadt angeschlagen. Es waren freche, gepfefferte Verse, nicht unähnlich den Versen, wie wir sie mutatis mutandis in Basler Schnitzelbänken und Studentenkonzerten zu hören bekommen. Sie trugen den Titel: Des Galenus Schatten wider Theophrasten oder besser Kakophrasten. Sie verhöhnten hauptsächlich den Yliaster und den Archeus und waren unterzeichnet «aus der Hölle». Sie wären an sich medizingeschichtlich bedeutungslos, wenn nicht Paracelsus darauf katastrophal reagiert hätte. Er fühlte sich vor allem durch die Anonymität des Anwurfes verletzt. Als ihm der Rat, den er um Fahndung nach dem Anonymus ersuchte, seinen Beistand versagte, geriet er aus der Fassung, ließ sich von der hohen Warte seiner Lehrkanzel in die niedrigsten Gehässigkeiten und Streitereien hinunterreißen, bis dann der unrühmliche Vorfall um die Honorarprellerei des Kanonikus Lichtenfels einer ohnehin schon unhaltbar gewordenen Situation ein tragisches Ende bereitete. Dieser geistliche Herr hatte ihm kaum den zehnten Teil des abgemachten Honorars geschickt. Paracelsus hatte beim Magistrat Klage erhoben, war abschlägig beschieden worden. Er hatte einstmals die Ärzte aufgefordert, sie sollten uneigennützig sein wie die Schafe, die für die andern Wolle tragen. Der Basler Magistrat hat diese Aufforderung auf ihn selbst angewandt. Er-

zürnt hat Paracelsus über den Magistrat geschimpft, «böse Zettel fliegen lassen». Als er fürchten mußte, darob verhaftet zu werden, floh er bei Nacht und Nebel ins Elsaß und hat so dem Basler Rat die Schande erspart, den großen Reformator der Medizin eingesperrt zu haben, wobei allerdings kein Beweis vorliegt, daß er Paracelsus wirklich eingesperrt hätte.

So hat Paracelsus, der als sieghafter Erneuerer der Medizin in Basel eingezogen war, die Stadt schon nach zwanzig Monaten als Besiegter, Geächteter, von seinen Freunden Verstoßener und, was noch schlimmer ist, als gebrochener Mann verlassen. Er zog nach Colmar. Dort traf ihn sein Famulus Oporin in der traurigsten Verfassung, unordentlich in seinem Äußern, dem Trunke ergeben, so daß er sich oft angekleidet auf sein Bett niedersinken ließ. Wohl diktierte er dem Schüler noch mancherlei in die Feder, aber der Glanz und der hohe Flug waren verschwunden. Nach kurzer Zeit verließ Oporin enttäuscht seinen Meister und mit ihm die Medizin. Die Briefe, die er über diese Colmarer Zeit nach Basel schrieb, bilden das Quellenmaterial, aus dem die Legende, die Paracelsus als rohen Trunkenbold verunglimpft, entstanden ist.

Dabei hatten weder die elsässischen Weine noch die Colmarer Tafelgenüsse den Zusammenbruch verschuldet. Dieser erscheint uns vielmehr als der Ausdruck einer schweren Depression, in die eine manische Welle umgeschlagen hatte. Das Schmähdgedicht eines Schülers hatte ihn überraschend an der verwundbarsten Stelle, im Glauben an seine Sendung, tödlich getroffen. Darum die der Ursache inadäquate Reaktion in Basel, darum der Zusammenbruch in Colmar. Er hat sich dort nicht etwa in kraftvollem Groll gegen den Basler Magistraten aufgebaut. Erst als er sich wieder erholt und seine Überlegenheit zurückgewonnen hatte, da hat er in seinen beiden Hauptwerken *Paramirum* und *Paragranum* «den Baslern den Pelz gewaschen».

Vorläufig hat er sein Schicksal auffallend kleinmütig hingenommen. Er wäre reuig nach Basel zurückgekehrt, wenn man es erlaubt hätte. Aber er hatte in Basel neben persönlichen Feindschaften eine zu große Animosität gegen sich zurückgelassen. Man konnte zur Zeit der Reformationsschwierigkeiten und Umgestaltungen, die 1528 zur Schließung der Universität führen sollten, den Himmelstürmer Paracelsus nicht gebrauchen. Man hat sich

gefragt, was wohl geworden wäre, wenn Paracelsus in Basel hätte sesshaft werden und sein Reformationswerk in ruhiger, konsequenter Arbeit hätte festigen können. Eine müßige Frage! Seine psychische Konstitution hat sein Werk schicksalsmäßig bedingt. Er ist seinem Dämon und nicht den oder jenen äußeren Ereignissen zum Opfer gefallen.

Wir überspringen 15 Jahre und treffen uns 1542 wieder in Basel. Paracelsus war seit einem Jahre tot. Die Basler Obrigkeit, die Fakultät, seine persönlichen Feinde und abtrünnigen Freunde salvierten ihr schlechtes Gewissen damit, daß sie nichts unterließen, was dazu beitragen mochte, das Andenken des Paracelsus in Basel auszulöschen. Oswald Baer wurde Stadtarzt, und 1532, bei der Wiedereröffnung der Universität, deren Rektor. Die medizinische Fakultät verfaßte zu Händen des Rates ein Gutachten über die Neugestaltung des medizinischen Unterrichtes, worin ausschließlich klassische Bücher, Hippokrates, Galen, Dioscorides, Paulus Aegineta für den Unterricht empfohlen wurden. Avicenna fehlt in dieser Liste. Die Fakultät getraute sich doch nicht, den Avicenne, dessen Compendium aus seinem Canon Paracelsus ins Johannisfeuer geworfen hatte, als Pflichtkolleg aufzunehmen. Galen wurde sofort eingeführt. *Torinus*, der ehemalige Schüler des Paracelsus, erläuterte Galen. *Conrad Gefßner* hörte bei *Torinus* und *Sinkeler* Vorlesungen über Galen. Man tat, als wäre Paracelsus nie in Basel gewesen, als hätte er nie in Basel gearznet und gelehrt.

Da erschien anfangs 1543 *Andreas Vesalius* in Basel, um seine *Fabrica* und *Epitome* bei Johannes Oporinus drucken zu lassen. *Albanus Torinus* war Rektor magnificus und ließ den Gast in die Universitätsmatrikel eintragen. Vesal schuf sich sofort einen großen Freundeskreis und nahm Gelegenheit, seinen Basler Freunden an einem enthaupteten Übeltäter die wahre Art der Zergliederung vorzuführen. Das dabei gewonnene und von Vesal selbst errichtete Skelett zierte heute noch die Sammlung der Basler Anatomischen Anstalt. Vesal lehrte die Basler Ärzte wahre Anatomie. Seine Methode war ihnen ein Vorbild echter Forschung. Als die *Fabrica* und die *Epitome* die Presse verließen, waren sie die ersten, die das grundlegende Werk zu Gesicht bekamen. Die Basler Ärzte haben die Lehren Vesals mit Begeisterung aufge-

nommen, Torinus hat die Epitome ins Deutsche übersetzt. Dann wissen wir ja alle, daß die Basler Universität im 16. Jahrhundert hohen Ruhm erlangte, als an ihr *Felix Platter*, *Caspar Baubin* Anatomie im Vesalschen Sinne betrieben und lehrten.

Aber man würde fehlgehen, wollte man annehmen, die letzten Reste Paracelsischer Reminiszenzen seien mit dem Auftreten Vessals in Basel geschwunden. In der zweiten Hälfte der 40er Jahre des 16. Jahrhunderts machten sich die Anhänger Hohenheims wieder bemerkbar. *Albrecht Burckhardt* scheidet sie in unbedingte und bedingte Anhänger. Unter den unbedingten Anhängern gab es mehrere nach Basel gekommene Medizinbeflissene, unter ihnen den Tiroler *Michael Schütz*, benannt *Toxites*, den Belgier *Gerhard Dorn*, den Franzosen *Joseph Quercetan*, den spätern Leibarzt Heinrichs IV. und erfolgreichen Pariser Spagiriker. Es gab eben in Basel noch Professoren, bei denen man die Lehren des Paracelsus lernen konnte, so der vorzügliche Professor und spätere Stadtarzt *Johannes Huber*. Die genannten Paracelsisten machten in Basel wenig Aufsehen; um so mehr aber zwei unerfreuliche Gestalten: der Basler *Leonhard Thurneyser*, um die Mitte der 40er Jahre bei Famulus Huber, bekannt als Abenteurer, Phantast und glänzender Amateur-Mediziner, und *Adam von Bodenstein*, der im Alter von 6 Jahren nach Basel gekommene Sohn des Theologen Andreas von Bodenstein. Adam von Bodenstein erlebt zur Zeit ein Wiederaufblühen seines Ruhmes. Zu seinen Lebzeiten galt er als Prahlhans und Geldmacher, der, um Geld zu bekommen, selbst vor betrügerischen Versprechungen nicht zurückschreckte, Alchimie und Astrologie trieb, Allerweltsheilmittel gegen Pest, Gift und wütender Hunde Biß verkaufte.

Adam von Bodenstein hat etwa 30 Schriften von und über Paracelsus herausgegeben. *Sudhoff* urteilt im ganzen sehr ungünstig über diese Publikationen Bodensteins. Eine dieser Schriften trägt den Titel: *Isagoge in Arnaldi de Villanova rosarium chymicum*. Sie war mir ebenso wenig zugänglich wie seinerzeit Albrecht Burckhardt. Trotzdem scheint mir schon ihr Titel darauf hinzuweisen, daß diejenigen Recht haben, die in der Paracelsischen Spagirik gewisse Beziehungen zur Alchimie Villanovas erblicken wollen. Arnald von Villanova ist einer der seltenen Autorennamen, die Paracelsus selbst in seinen Schriften zitiert.

Ihnen gegenüber standen die bedingten Paracelsus-Anhänger, unter ihnen *Theodor Zwinger* und sein Sohn *Jakob Zwinger*. Theodor Zwinger kannte das Paracelsische Lehrgebäude aufs genaueste. Er hat es im ersten Buch seiner *Physiologia medica* klar und einfach dargelegt. Er vermochte es, sich über die Prahlerei und die Zerfahrenheit Hohenheims hinwegzusetzen, den wertvollen Kern seiner medizinischen Grundanschauungen zu erfassen. Er nennt Paracelsus *vir in suo genere maximus*. Was er von der Chemie des Paracelsus hielt, haben wir früher erwähnt. Er besaß ein eigenes chemisches Laboratorium, in dem er Heilmittel herstellte.

Sein Sohn *Jakob Zwinger* hatte seine chemischen Kenntnisse auf einer Reise durch Deutschland vertieft. Dort lehrte und trieb *Libavius* gute Chemie; auch *Sennert*, späterer vorzüglicher Chemiater von Wittenberg, unterhielt Beziehungen zu Basel. In Basel machte Zwinger mit dem geflüchteten Hugenotten *Arragos* chemische Experimente im Laboratorium seines Hauses und hielt medizinisch-chemische Vorlesungen. In einer Schrift, *Principiorum Chymicorum Examen*, hat er sich und seine Freunde gegen den Vorwurf, daß sie überhaupt Chemie trieben und chemische Mittel herstellten und verordneten, verteidigt. Es galt damals in Basel beinahe als standesunwürdig, Chemie zu treiben.

Wir sehen daraus, daß, neben Vesal, Paracelsus in Basel fortlebte. Neben der Anatomie Vesals entwickelte sich in aller Stille auch in Basel chemisches Denken, chemische Arbeiten.

Es bleibt mir noch übrig, auf eine Begebenheit einzugehen, die mir, wie keine andere, die Fortdauer des Einflusses von Paracelsus auf die Entwicklung der Medizin in Basel darzulegen scheint. Als Vesal 1543 sein großes Zwillingswerk, die *Fabrica* und die *Epitome*, drucken ließ, wollte er mit der *Epitome* dem Anfänger einen vorläufigen Begriff der Anatomie beibringen, ihn auf das Studium der ausführlichen *Fabrica* vorbereiten. Um sie aber auch den gebildeten Laien, worunter vor allem die Chirurgen gemeint sind, zugänglich zu machen, ließ er eine deutsche Ausgabe der *Epitome* verfertigen. Dazu eignete sich wie kaum ein anderer der ehemalige Paracelsus-Schüler *Torinus*. Die Übersetzung trug den Titel: *Von des Menschen Körpers Anatomey, ein kurtzer, aber vast nützer Auszug*. *Torinus* hatte sich durch Übersetzung medizinischer Autoren aus dem Griechischen ins Lateinische einen Namen

gemacht. Bei Paracelsus hatte er gelernt, medizinische Themata in deutscher Sprache vorzutragen und niederzuschreiben, die vielen anatomischen Namen und Dinge in deutscher Sprache wiederzugeben, für welche bisher fast nur lateinische Ausdrücke benützt wurden. So ist zum ersten Male in Basel ein erstklassiges medizinisches Werk in deutscher Sprache herausgekommen.

Das Erscheinen der *Epitome Vesals* in deutscher Sprache ist als ein nicht hoch genug einzuschätzendes Ereignis zu betrachten. Mit den deutsch gehaltenen Vorlesungen des *Paracelsus* bildete es eine wichtige Etappe im Befreiungskampf der Medizin aus der Zwangsjacke der Scholastik. Hierin liegt ein Berührungspunkt zwischen den beiden großen Reformatoren der Medizin: Vesal und Paracelsus.

Das hohe Kulturniveau der Humanisten und Buckdrucker hatte in Basel den Sinn für das wertvolle Neue, somit auch für die Kulturarbeit der medizinischen Erneuerer geweckt.

Wir dürfen darum Basels Mitwirken an diesem Erneuerungswerke von Vesal und Paracelsus nicht zu gering einschätzen. Vom ersten Beginne der Reformation an waren in Basel zahlreiche in deutscher Sprache verfaßte Werke, darunter Luthers Bibelübersetzung, herausgegeben worden. Das Bedürfnis nach einer Verdeutschung medizinischer Schriften entsprach darum in Basel einer natürlichen Entwicklung.

Beide, Paracelsus und Vesal, sind als junge Männer nach Basel gekommen, beide haben von Basel aus die Medizin aus der Büchergelehrtheit heraus zur unvoreingenommenen Naturbeobachtung zurückgeführt. Aber sie haben beide ihre Sendung mit den ihnen eigenen persönlichen Eigentümlichkeiten vollbracht. Dabei ist jeder von ihnen von verschiedenen Prämissen ausgegangen.

Vesal fand im menschlichen Körper ein Objekt, das ihm in untrüglicher Weise die Wahrheit offenbarte. Sein elementares Genie lieferte ihm die Begeisterung und den zähen Forscherwillen, sein Werk erschöpfend zu Ende zu führen, menschliche Anatomie zu schaffen. Seine künstlerische Begabung befähigte ihn, seine Befunde überzeugend darzustellen. So konnte er das gewaltigste anatomische Werk, das je verfaßt worden ist, in Basel drucken lassen.

Paracelsus dagegen wandte sich zur Ergründung der Vorgänge im menschlichen Körper und der Heilwirkungen an die

Chemie. Aber die Chemie existierte damals einzig und allein in den Hüttenwerken und den Metallveredlungswerkstätten. Im übrigen führte sie ein konjekturales Dasein in den Laboratorien der Alchimisten. Somit mangelte es Paracelsus an den Mitteln und Werkzeugen, seinen Plan durchzuführen. Er mußte sich an Mutmaßungen, Theorien halten. Nichtsdestoweniger hat er der Medizin einen Weg gewiesen, auf welchem sie nach vielen Irrfahrten eine Förderung ihrer Erkenntnisse erleben sollte. Mehr als Vesal war Paracelsus in tiefster Seele Arzt. Forschung und Theorie waren für ihn Mittel zur Vermittlung der ärztlichen Hilfe. Er mußte sich damit begnügen, vorläufig die Herstellung chemisch gewonnener Heilmittel gefördert zu haben. In Basel hat er kein großes Werk verfaßt. Sein Verkündungsmittel war das gesprochene Wort.

Vesal und Paracelsus haben in Basel den Höhepunkt ihrer medizinischen Laufbahn erlebt. Beide haben die Entwicklung der Medizin in Basel entscheidend beeinflußt, obschon sie beide bloß Monate bzw. Wochen in Basel verbracht haben. Beider Leben ist nach ihrem Weggang von Basel ein Leben voller Kämpfe, voller Enttäuschungen, voller Leiden gewesen. Wohl genoß vorerst Vesal die ebenso ruhmreiche wie dornenvolle Stellung eines Leibarztes Karls V., während Paracelsus allerorts um sein Arzthonorar betrogen, ein durch Armut bedrücktes, von den Offiziellen verfolgtes Wanderleben führte. Sie sind beide jung einem nicht restlos aufgeklärten Schicksal erlegen, nachdem schon zu ihren Lebzeiten eine gierige Meute ihrer beider Werke schamlos geplündert hatte.

Nach dem eben Ausgeführten wird man es den Baslern nachfühlen können, wenn sie die vierhundertste Wiederkehr des Todestages des einstmaligen Basler Stadtarztes Paracelsus mit einer gewissen Wehmut feiern. Basel hatte ihm die höchste ärztliche Ehrenstelle, die es zu vergeben hatte, anvertraut. Keine andere Stadt hat ihm ein solches Vertrauen geschenkt. Paracelsus' fluchtartiger Abgang von Basel war ein betrübliches Ereignis, war doch nichts wirklich Gravierendes vorgefallen. Es hat gewiß schon 1527 in Basel Menschen gegeben, die über Paracelsus dachten wie Erzbischof Raymund Netzhammer, wenn er sagt: Wenn man sich auch Hohenheim als einen zornmütigen Mann

und wunderlichen, originellen Kauz wird vorstellen müssen, mit dem nicht jeder auskommen konnte, war er doch ein grundbraver, tief gottesfürchtiger und sittlich ganz hochstehender Mensch. Es war gewiß seinen Kranken und engeren Freunden nicht entgangen, daß sich bei ihm hinter seinem Poltern und Schelten ein weicher, vielleicht depressiver Unterton verbarg, ein gewisses Etwas, das ihm bei seinem St. Galler Aufenthalte die Sympathien des dortigen Bürgermeisters Vadianus erwerben sollte.

Paracelsus ist in der Nachwelt bald himmelerhebend belobigt, bald höllenverdammend abgeschätzt worden. In Basel hat nach dem Abflauen der affektbetonten Periode der dreißiger und vierziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts im großen und ganzen die ruhige sachliche Beurteilung von *Theodor Zwinger* je und je obgewaltet. Im siebzehnten Jahrhundert nannte sogar der Rektor der Universität, Antistes *Lucas Gernler*, in seiner Oratio an der Säkularfeier der Basler Universität Paracelsus vir praestantissimi medici iudicio, ingenio magnus, et si litterae accessissent, in suo genere maximus. Im achtzehnten Jahrhundert, im Zeitalter der exakten Wissenschaften, sind dann allerdings die Ärzte und Gelehrten mit Paracelsus scharf ins Gericht gegangen. Eine Sinnesänderung zu seinen Gunsten erfolgte erst in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, nachdem der Zürcher Arzt *Hans Locher* seine zündende Rede zu Ehren von Paracelsus gehalten hatte. In allen Schweizer Gauen erstanden ihm damals Anhänger und Verehrer. Auch in Basel erinnerte man sich des Stadtarztes aus den Jahren 1526 und 1527. Qualifizierte Medizinhistoriker, wie *Moritz Roth* und *Albrecht Burckhardt*, bemühten sich um die Aufindung des Tatsachenmaterials über seinen Basler Aufenthalt, jener handschriftlichen und gedruckten Aktenstücke, die der Oberbibliothekar Dr. *Schwarber* in der Paracelsus-Ausstellung der Basler Universitätsbibliothek (Herbst 1941) so eindrucksvoll vorgezeigt hat. Der Stadtarzt Paracelsus ist da mit allen seinen Licht- und Schattenseiten als derjenige Mensch, der er wirklich gewesen ist, erschienen. Basel feiert die vierhundertste Wiederkehr des Todestages von Paracelsus in voller Sinnesgemeinschaft mit den Veranstaltern der schweizerischen Paracelsus-Feier in Einsiedeln. Es gedenkt mit Dankbarkeit und Verehrung der Erneuerung der Medizin durch Paracelsus; seiner Befreiung der Medizin aus den

Fesseln der mittelalterlichen Scholastik sowie seiner Wegbahnung für die wissenschaftliche Betrachtungsweise der Medizin durch die Einführung der Chemie in dieselbe. Zusammen mit der Einsiedler Feiergusinde rechnet Basel es Paracelsus als eine besonders wertvolle Errungenschaft an, daß er als Reformator im allerbesten Sinne auch die ärztliche Ethik wieder auf das Wohl und Wehe der Kranken eingestellt hat. An der vierhundertsten Wiederkehr seines Todestages überwiegt darum der mildere Paracelsus der sieben Defensionen auch in der Erinnerung Basels das Andenken an den zornmütig kämpferischen Stadtarzt aus dem Jahre 1526-27.

DAS FORMENDENKEN DES PARACELSUS¹

Von Dr. H. Kayser

Wenn man versucht, die Paracelsischen Lehren auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, sie kontinuierlich abzuleiten oder gar systematisch zu ordnen, so stößt man bald auf unüberwindliche Schwierigkeiten.

Wenn einmal die Menschen «Götter und vollkommen» genannt werden und ein andermal unser ganzes Denken und Trachten als Staub und Kot erklärt und das ganze Leben als ein Nichts angesehen wird – wenn Paracelsus einmal herrisch erklärt, es sei ihm nicht gegeben, die eine Backe hinzuhalten, wenn man ihn auf die andere geschlagen habe, und daneben die vielen Stellen sich vor Augen hält, wo er die Last tätigen Mitleids und verzeihenden Erbarmens willig auf sich nimmt – wenn man weiß, wie schonungslos er den astrologischen Aberglauben geißelte und daneben Kalender und Prophezeiungen veröffentlichte, in denen das ganze Requisit der ordinären Astrologie und Wahrsagerei zu finden ist – ganz abgesehen von den hundert Widersprüchen im Gesamtwerk selbst: so würde bald die beste Widerstandskraft erlahmen, wenn man sich nicht immer vor Augen hielte: diese Widersprüche sind in einem genialen Kopf entstanden, also müssen sie doch irgendwie erklärbar, ableitbar, deutbar sein.

Einen sicheren Leitfaden für den «Labyrinthus Paracelsicorum» vermitteln zwei Überlegungen.

Man denke an die Entstehungsweise des Werkes! Mit einem Schwarm unzuverlässiger Schüler zieht Paracelsus durch halb Europa. Kaum begonnene Manuskripte werden wieder verloren, verschenkt oder gar gestohlen. Da, wo er einige Zeit bleibt, entstehen bald Reibereien, Konflikte, aus denen er sich oft nur durch überhastete Flucht retten kann. Infolgedessen sind nur die wenigsten seiner Werke überhaupt fertig geworden. Das meiste ist Fragment geblieben. Vieles zwei-, dreimal disponiert, angefangen und manchmal nur bis zu den Vorreden gediehen. Man stelle sich unter solchen Umständen einen heutigen Gelehrten vor und verlange von ihm ein systematisch aufgebautes Werk ohne Widersprüche!

¹ Vortrag am Paracelsus-Kongreß, 4. bis 6. Oktober 1941 in Einsiedeln.

Tiefer liegen aber wohl die inneren Gründe. In Paracelsus laufen zwei Ausdrucksweisen nebeneinander: die mittelalterliche und dogmatisch-religiöse, ganz vom Buchstaben des biblischen Wortes erfüllte, und die spekulativ naturwissenschaftliche, ganz auf die freie Autonomie der Persönlichkeit gestellte. Gerade diese Erkenntnis des Nebeneinanderbestehens, und nicht des Sichwiderstreitens beider Ausdruckswelten, hilft außerordentlich viel zu einem Verständnis oft der schärfsten Widersprüche. Man muß nur von Fall zu Fall wissen, in welcher Sphäre sich sein Denken bewegt, um das scheinbar Ungereimte nicht Paracelsus, sondern der eigentümlichen Grenzsituation zuzuschreiben, in welcher sich damals ja viele Denker und Forscher befanden.

Ich sagte absichtlich: das «scheinbar» Ungereimte. Denn ein vertieftes Durchdenken der Paracelsischen Antinomien und ihrer Historie erschließt ein sehr wichtiges Phänomen der Paracelsischen Gedankentechnik. Ich möchte dieses Phänomen allgemein mit dem Ausdruck «Formendenken», und seine speziellen Abwandlungen mit dem Wort «Bildbegriffe» bezeichnen.

Innerhalb des Formendenkens genießen die Bildbegriffe eine Art von Doppelbürgerrecht. Einmal nämlich sind sie begriffliche Abstraktionen, sehr oft sogar ganz neue Wortbildungen, was ihre logische Heimat legitimiert. Zum andern aber knüpfen sie immer an einen konkreten Tatbestand an, wodurch sie sich in der Welt der Anschauung beheimaten.

Man kann darauf antworten, daß dies das Schicksal eines jeden Begriffes, auch unserer abstraktesten Begriffe sei – das Wort Begriff kommt ja vom konkreten Begreifen, d. h. etwas anfassen. Aber es ist offensichtlich, daß unser Ausdruck «Begriff» mit seiner handgreiflichen Herkunft nichts mehr zu tun hat; jedenfalls gebrauchen wir ihn heute eindeutig ohne materielle Färbung.

Dies ist bei Paracelsus und Denkern seiner Art völlig anders. Im Bildbegriff erhält sich im Gegensatz zum logischen Begriff das anschauliche Moment als dem logischen durchaus gleichwertig. Diese Anschauung wird aber – und es ist außerordentlich wichtig, dies einzusehen – ebenfalls abstrahiert, sie unterliegt ebenfalls einer Abstraktion und wird zu einer Art inneren Schau, welche den Bildbegriff zu einer künstlerischen Plastik formt, die der logische Begriff nie besitzt. Schon rein äußerlich ist dies mit den vielen

künstlerischen Metaphern zu belegen, die Paracelsus dauernd gebraucht – ich erinnere an Gott als den «höchsten Künstler», an die formende Kraft als den «Schnitzer», welcher der Materie des Holzes erst die geistige Gestalt gibt, an das oft wiederholte Gleichnis des Tafelbildes, dessen Malerei man auslöschen kann, wie der Tod alle Dinge auslöscht usw. –

Ich gebe nun einige spezielle Beispiele und wähle als erstes den Ausdruck «*Gestirn*».

Läßt man all das, was Paracelsus mit «*Gestirn*» bezeichnet, vor dem geistigen Auge vorüberziehen, so kann man Folgendes sagen: Die materielle Seite dieses Bildbegriffes, Sonne, Mond und Sterne, verschmelzen sich zu einer inneren Anschauung der Ordnung und Verehrung, und dieses innere Bild des «*Gestirns*» ist sehr nahe dem Eindruck der Ehrfurcht verwandt, welchen ein Kant beim Anblick des gestirnten Himmels empfunden hat. Die logische Seite des Bildbegriffes «*Gestirn*» drückt sich für Paracelsus in den gesetzmäßigen Impressionen der makrokosmischen Welt auf die mikrokosmische aus, in einer Art plastischer Kausalität. Es treffen also im «*Gestirn*» ein Bild verehrungswürdiger Ordnung – Paracelsus bezeichnet sie allgemein mit dem «*Licht der Natur*» – und ein Kausalitätsbegriff zusammen, und gerade diese Synthese ist es, welche diesem Ausdruck seine große Amplitude gibt.

Ein anderes Beispiel: der für Paracelsus so wichtige Bildbegriff der «*Signatur*». «Alle Creata seind Buchstaben und Bücher.» «Also sollen wir merken, daß kein Geschöpf nicht ist, das die Natur nicht zeichne gleich mit dem Zeichen, was in ihm ist.» Vertieft man sich nun in diese Signaturenlehre, so merkt man sehr bald, daß auch hier zwei Welten zusammentreffen: eine äußere, logisch-begrifflich faßbare der Impression, und eine innerliche, nur der inneren Anschauung zugängliche der Expression. Ihre Synthese ist der Bildbegriff der «*Signatur*» oder, wie wir heute sagen würden, der Physiognomie – wobei aber auch hier die «*Signatur*» die größere innere Weite besitzt.

Als drittes Beispiel wähle ich noch den Ausdruck «*Mysterium Magnum*». Die Gottheit, der «höchst Künstler», «bereitet» – wie Paracelsus sich ausdrückt – das «*Mysterium Magnum*». Dieser Bildbegriff hat, seiner dynamisch-aktiven Seite nach, einige Ähnlichkeit mit dem klassischen Begriff des «*Demiurgen*»; er faßt

die Faktizität der Schöpfung^{stat} in sich, welche im Worte «Fiat» liegt. Dieses «Mysterium Magnum» ist eine Art geistiger «prima Materia», hat aber an sich keine Eigenschaft, obwohl alle «tödlichen Ding» in ihm beschlossen sind. Es ist die «Mutter» aller Elemente; diese haben ihren Ursprung nicht nacheinander, sondern sind potentiell bereits im «Mysterium Magnum» vorhanden. Neben diesem Begriff dynamischer Potentialität enthält das «Mysterium Magnum» aber zugleich eine mystische Note innerer, bildhafter Schau, in welche das eigentlich Unsagbare, Geheimnisvolle des göttlichen Wesens mit hereinspielt. Hierdurch wird dieser Begriff entpersönlicht, und das ist es, was ihm seine Eigenart verleiht.

Auf ähnliche Weise lassen sich innerhalb des Paracelsischen Formendenkens fast alle Bildbegriffe analysieren, wie z. B. die Ausdrücke «Archeus», «Imagination», «Arcanum», «Yliaster», die «Entia» usw.

Natürlich haben diese Bildbegriffe ihre Vorgänger, und es ist für den historisch Versierten nicht schwer, dies aus alten und ältesten Quellen zu belegen. Auch sind ihre Auswirkungen bekannt genug; ich erinnere nur an die Bildbedingtheit der Philosophie der Romantik, von Bachofen, Schelling und Carus angefangen bis herauf zu Klages. Eine *Wertung* dieser letzten Ausläufer liegt mir heute fern; aber ich glaube, eine genauere Untersuchung würde zeigen, daß die Konzeptionskraft des Paracelsischen Bildbegriffes von seinen Nachfolgern, mit Ausnahme vielleicht Jakob Böhmes, von keinem mehr auch nur annähernd erreicht worden ist.

In einer anderen Sphäre hat sich heute freilich das bildbedingte Denken noch in seiner ganzen Tiefe erhalten: in der religiösen. Ohne eine innere Schau ist keine Exegese möglich, und umgekehrt kann keine Symbolik ohne Bildbegriffe, ohne eine Synthese von Herz und Verstand, unserem Denkvermögen nahegebracht werden.

Von der Fachphilosophie aus gesehen, liegt der Einwand auf der Hand, daß es ja gerade der Vorteil der neueren Philosophie sei, das Denken vom Bild gelöst und es ganz dem Begriff anheimgegeben zu haben. Für denjenigen aber, für den Herz und Verstand nicht zwei auf ewig getrennte Welten sind, der eine Philo-

sophie der Vernunft und des Herzens wünscht, stellt sich die Frage, ob diese Emanzipation wirklich ein so großer Vorteil sei.

Rein technisch gesprochen, stellt sich im Bildbegriff das Problem des Kantschen «*intellectus archetypus*» in einer neuen Form. Kant bemerkt ausdrücklich, daß man von der Sinnlichkeit doch nicht behaupten könne, daß sie die einzige mögliche Art der Anschauung sei. Aber den «*intellectus archetypus*», die «*intellektuelle Anschauung*», erklärt er wohl für denkbar, aber als «*schlech- terdings außer unserem Erkenntnisvermögen*» liegend.

Inzwischen, besonders seit Eduard v. Hartmann, ist nach diesem «*intellectus archetypus*» im Reiche des Unbewußten gefahndet worden, und die moderne Tiefenpsychologie hat ein enormes Tatsachenmaterial erarbeitet, welches das Vorhandensein von starken symbolischen Bildkräften innerhalb unseres Seelenlebens unter Beweis stellt.

Für die Philosophie oder genauer gesagt: für ein wirklich existentialphilosophisches Denken handelt es sich heute nicht mehr um die Frage, ob unsere Seele Archetypen besitzt, oder ob sich gar der Geist als Widersacher der Seele entpuppt. Es handelt sich vielmehr um die Frage: ist unsere Seele befähigt, in Archetypen zu *denken*, diese Typen in adäquate Begriffe zu fassen, und ferner: ist unser Denken befähigt, eine einwandfreie Brücke zur inneren Anschauung zu finden. Mit anderen Worten: sind Bildbegriffe heute noch oder wieder möglich?

Wir können heute natürlich nicht mehr mit Ausdrücken wie «*Archeus*», «*Yliaster*», «*Mysterium Magnum*» und anderen derartigen Bildbegriffen operieren. Aber nichts hindert einen schöpferischen Kopf, der zugleich in die Tiefen des Herzens zu schauen und die Höhen geistiger Erkenntnis zu erklimmen vermag, sich eine entsprechende Terminologie selbst zu schaffen.

Ich ging aus von den Antinomien im Werk des Paracelsus. Ein Versuch, diese zu deuten, führte zur Erkenntnis des Bestehens eines Formendenkens mit bestimmten Bildbegriffen.

Alle Paracelsischen Bildbegriffe stellen eine für die damalige Zeit genügende Synthese dar zwischen einer intuitiven Erfahrungswelt der inneren Anschauung, der seelischen Vertiefung,

und einer Erfahrungswelt der begrifflichen Erkenntnis, des Wissens um logische und gesetzmäßige Zusammenhänge.

Fällt der Bildbegriff, z. B. der des «Gestirns», in seine beiden Komponenten Bild und Begriff auseinander, so entsteht eben das, was wir einen Widerspruch nennen. Für Paracelsus sind dann Sonne, Mond und Sterne entweder Geschöpfe Gottes, deren Genealogie er streng nach der biblischen Symbolik erklärt und deutet; oder sie sind ihm ein ebenso strenger Ausdruck für bloßen astrologischen Fatalismus. Es existiert dann nur das Bild für sich und nur der Begriff für sich.

Mit diesen kurzen Ausführungen möchte ich nicht im entferntesten das Riesenwerk des Paracelsus auf *einen* Nenner gebracht haben. Ich wollte dieses Werk nur unter einem kleinen und schwachen Aspekt beleuchten – einem Quinkunx vielleicht oder Halbsextil – aber immerhin unter einem Gesichtspunkt, der mir bei meinen Paracelsus-Studien sehr viel zu einem Verständnis schwieriger Stellen geholfen hat. Und in diesem Sinne dürfte meine Mitteilung vielleicht auch für andere von einigem Wert sein.

MYTHOS UND LOGOS IM WELTBILD DES PARACELSUS

Von *Donald Brinkmann*

I.

Der vierhundertste Todestag des Theophrastus Paracelsus, im September des Jahres 1941, zeitigte eine wahre Flut von Büchern und Aufsätzen, die alle Zeugnis ablegten von der überragenden Größe seines Geistes. Mit wenigen Ausnahmen wurde von den verschiedensten Seiten her versucht, ausgehend von der geistigen Situation der Gegenwart, Gestalt und Werk des Paracelsus verständlich zu machen. Paracelsus wird gefeiert als bahnbrechender Vorläufer von modernen Bestrebungen auf den Gebieten der Medizin, der Pharmakologie, der Biologie, der Chemie, der Psychologie und Philosophie. Auch die Anthologien, die zum vierhundertsten Todestag erschienen sind, berücksichtigen in ihrer Auswahl vorzugsweise die medizinischen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Schriften. Ja selbst die monumentale Gesamtausgabe von Sudhoff und Matthiesen läßt in ihren bis heute vorliegenden fünfzehn Bänden fast nur diesen Teil des Paracelsischen Werkes in Erscheinung treten.

Es liegt in der Natur dieser herrschenden Betrachtungsweise, die in Paracelsus vor allem einen Vorläufer gegenwärtiger Geistigkeit feiert, daß sie nicht unwidersprochen bleiben konnte. Allerdings haben sich nur ganz vereinzelte kritische Stimmen vernehmen lassen, die darauf hinweisen, daß im Weltbild des Paracelsus doch sehr vieles enthalten ist, was vom Standpunkt der heutigen Erkenntnis in Medizin, Naturwissenschaft und Philosophie als Irrtum bezeichnet werden muß¹. Man ist aber selbst im Lager der Kritiker geneigt, diese Irrtümer als zeitgebundene unwesentliche Abweichungen von der eigentlichen Lehre zu verstehen und sie damit gewissermaßen nachträglich zu entschuldigen.

¹ Hervorgehoben zu werden verdient: Th. Oettli, Allgemeingültiges und Zeitbedingtes beim Arzte Paracelsus, Vortrag gehalten an der Schweizerischen Paracelsus-Feier in Einsiedeln, 4. bis 6. Oktober 1941, erschienen in der Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift, 22. Jahrgang (1941), Seite 1121f.

Das Bild des Paracelsus als Vorfahre moderner Anschauungen wird ergänzt durch eine andere Auffassung des Paracelsus als Nachfahre antiker naturphilosophischer Bestrebungen, die in der Renaissance eine Wiederbelebung erfahren. Paracelsus erscheint dann als typischer Vertreter einer Spätrenaissancephilosophie in einer Zeit, da die weltfreudige Renaissancegesinnung des Quattrocento bereits durch den Gegenschlag der weltflüchtigen Reformation in Frage gestellt worden ist. Die Vielfalt der Auffassungen, in denen uns das Bild des Paracelsus nähergebracht werden soll, ist damit zwar keineswegs erschöpft. Doch mögen diese Andeutungen als Einleitung zur eigentlichen Fragestellung, so wie sie hier beabsichtigt ist, genügen.

Heute ist die Flut der Veröffentlichungen abgeebbt. Andere Geister, deren Lebensdaten sich jähren, sind in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt. Der Zeitpunkt scheint daher günstig, eine Bilanz zu ziehen und sachlich-kritisch, ohne konjunkturbedingte Hast, Leben und Werk des Paracelsus zu würdigen. Die Frage lautet ganz einfach: «Ist in all diesen Veröffentlichungen zur Feier des vierhundertsten Todestages das Wesentliche und Entscheidende an Paracelsus erfaßt worden? Läßt sich dieses Wesentliche überhaupt auf den vorzugsweise eingeschlagenen Wegen erfassen? Ja, ist der naturwissenschaftlich und historisch gebildete moderne Europäer überhaupt in der Lage, heute das Phänomen ‚Paracelsus‘ in seinem Wesen, gewissermaßen in seiner Kernsubstanz, zu erfassen?»

Zu nebenstehender Abbildung

Der Paracelsus-Gedenkmünze dürfte wohl ein deutscher Einblattholzschnitt aus dem 16. Jahrhundert als Vorlage gedient haben. Ein Exemplar dieses Holzschnittes, der nach dem bekannten Kupferstich von Augustin Hirschvogel aus dem Jahr 1540 angefertigt worden ist, befindet sich in der Graphischen Sammlung der Zentralbibliothek in Zürich. Die Abbildung der Gedenkmünze stammt aus Johann David Köhlers Historischen Münzbelustigungen, 11. Teil, Nürnberg 1739, S. 369. Anschließend an die Beschreibung der Münze folgt eine sieben Seiten lange Biographie des Paracelsus, die neben barocken Anekdoten interessante Quellenhinweise enthält. Die Biographie will, wie sich der Verfasser ausdrückt, die Mittelstraße zwischen Verehrern und Verdammern des Paracelsus einhalten.

Der Einblattholzschnitt wurde veröffentlicht in: C. Aberle, Grabdenkmal, Schädel und Abbildungen des Theophrastus Paracelsus, Salzburg 1891, S. 14 und 532 ff.

Der Wöchentlichen
Historischen Münz - Belustigung

47. Stuck.

den 25. Nov. 1739.

Ein Schaustück, des durch gute und böse Gerüche,
te, weltbekannten grossen Meisters der Spagyrischen
Arzeney, Kunst, des Theophrastus Paracelsus,
von A. 1539.



I. Beschreibung desselben.

Dieses einseitige Schaustück, zeigt das vorwärts stehende Brust-
Bild dieses ganz sonderbahren Mannes im bloßen Kopffe, mit
einer Glaze, wie er mit der rechten Hand, das Gefässe seines
nur hervorragenden Schwerds hält, und mit der linken Hand an dessel-
ben

A a a

Es fragt sich nämlich, ob die verwirrende Fülle der entworfenen Bilder wirklich etwas von dem inneren Wesen des paracelsischen Geistes enthält, oder ob es sich nicht vielmehr nur um verzerrte Scheinbilder handelt, in denen sich das eigentliche Wesen des Paracelsus mehr verhüllt als offenbart. Ja der Verdacht steigt sogar auf, wenn man die Frage einmal auf diese Weise stellt, daß in der modernen propagandistischen Ehrenrettung des Paracelsus ein ähnlicher, wenn auch entgegengesetzter Irrtum steckt wie in der heute veralteten, während Jahrhunderten aber traditionellen Ablehnung desselben Paracelsus durch die Wissenschaft, die in ihm nur einen Zauberer, Scharlatan und Schwindler zu sehen vermochte. Um die Relativität der Urteile zu veranschaulichen, ist es vielleicht heilsam, heute daran zu erinnern, was ein Zeit- und Gesinnungsgenosse Kants, der philosophisch interessierte Arzt Christoph Wilhelm Hufeland (1762–1836), über Paracelsus geschrieben hat: «Einer der unverschämtesten Charlatans und hochprahlenden Lebenverlängerer war Theophrastus Paracelsus oder, wie sein ganzer, ihn charakterisierender Name hieß, Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim. Er war die halbe Welt durchreiset, hatte aus allen Orten und Enden Rezepte und Wundermittel zusammengetragen und besonders, was damals noch selten war, in den Bergwerken Kenntnis und Behandlung der Metalle studiert. Er fing seine Laufbahn damit an, alles niederzureißen, was bisher gelehrt worden war, alle hohen Schulen mit der größten Verachtung zu behandeln, sich als den ersten Philosophen und Arzt der Welt zu präsentieren und heilig zu versichern, daß keine Krankheit sei, die er nicht heilen, kein Leben, das er nicht verlängern könnte. Zur Probe seiner Insolenz und des Tones, in dem die Charlatans des 15. (16.) Jahrhunderts ihr Publikum anredeten, will ich nur den Anfang seines Hauptwerkes anführen: ‚Ihr müsset mir nach, ich nicht euch, ihr mir nach, Avicenna, Rhases, Galen, Mesue, mir nach und ich nicht euch, ihr von Paris, ihr von Montpellier, ihr von Schwaben, ihr von Meißn, ihr von Köln, ihr von Wien, und was an der Donau und am Rheinstrom liegt, ihr Inseln im Meer, du Italien, du Dalmatien, du Athen, du Grieche, du Araber, du Israelite, mir nach und nicht ich euch; mein ist die Monarchie!‘ Man sieht (fährt Hufeland fort), daß er nicht unrecht hatte, wenn er von sich sagt:

,Von Natur bin ich nicht subtil gesponnen; es ist auch nicht unsre Landesart, die wir unter Tannzapfen aufwachsen.' Aber er hatte die Gabe, seinen Unsinn in einer so dunklen und mystischen Sprache vorzutragen, daß man die tiefsten Geheimnisse darinnen ahndete und noch hie und da darinnen sucht, und daß es wenigstens ganz unmöglich war, ihn zu widerlegen².»

Hier soll von Paracelsus weder als Vorläufer moderner wissenschaftlicher Erkenntnis noch als Nachfahre antiker Naturphilosophie die Rede sein, obwohl selbstverständlich die relative Berechtigung und Fruchtbarkeit einer solchen Interpretation des historischen Phänomens Paracelsus für die Gegenwart durchaus nicht geleugnet werden kann. Es darf aber heute auch das Gegenbild, das früher vom Boden der wissenschaftlichen Erkenntnis aus entworfen worden ist, nämlich Paracelsus als Scharlatan,

² Christoph Wilhelm Hufeland, *Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern*, Jena 1796, zit. nach 2. Aufl., 1798, S. 9f. Diese Schrift erlebte zahllose Auflagen. Sie wurde in die verschiedensten Sprachen übersetzt, so u. a. auch ins Chinesische. Kant sandte am 6. Februar 1798 als Dank für die »Makrobiotik« an Hufeland die Abhandlung »Von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein«, die im *Journal der praktischen Arzneikunde* von Hufeland zuerst veröffentlicht wurde. Später gab Hufeland diese Schrift Kants als selbständiges Werk heraus und versah sie mit zahlreichen Anmerkungen.

Die von Hufeland zitierten Stellen aus Paracelsus lauten im Urtext: »mir nach Avicenna, Galene, Rasis, Montagnana, Mesue etc., mir nach und nicht ich euch nach! ir von Paris, ir von Mompellier, ir von Schwaben, ir von Meissen, ir von Cöln, ir von Wien und was an der Donau und Rheinstrom ligt, ir insulen im meer, du Italia, du Dalmatia, du Sarmatia, du Athenis, du Griech, du Arabs, du Isrealita, mir nach und nicht ich euch nach! eurer wird keiner im hindersten winkel bleiben, an den nicht die Hunde seichen werden. ich werd monarcha und mein wird die monarchei sein, und ich füre die monarchei und güрте euch euere lenden . . .« – »Von der natur bin ich nicht subtil gesponnen, ist auch nicht meins lants art, das was man mit seidenspinnen erlange. wir werden auch nicht mit feigen erzogen, noch mit met, noch mit weizenbrot, aber mit kes, milch und haberbrot: es kan nicht subtil gesellen machen. zu dem das eim alle sein tag anhengt, das er in der iugent entpfangen hat; dieselbig ist nur vast grob sein gegen subtilen, kazreinen, superfeinen. dan dieselbigen in weichen kleidern und (in) frauenzimmern erzogen werden und wir die in tanzapfen erwachsen, verstehent einander nit wol.«

Theophrast von Hohenheim gen. Paracelsus, *Sämtliche Werke*, herausgegeben von K. Sudhoff und W. Matthiesen, 1. Abteilung, Bd. 8, S. 56, und Bd. 11, S. 151f.

nicht einfach ausgestrichen werden. Man muß vielmehr auch darin die relative Berechtigung aufzeigen, zum mindesten aber eine notwendige Korrektur an einer konjunkturbedingten, d. h. zwar sehr aktuellen, aber eben doch nur aktuellen Interpretation anbringen. Hier soll der Paracelsus gesucht werden, «so wie er eigentlich gewesen ist», der Paracelsus als eigenständiges Phänomen in seinem inneren Wesenskern. Faßt man Paracelsus als Vorläufer und Nachfahre oder auch als Gegentypus auf, so sucht man ihn von etwas anderem her zu begreifen, man nimmt ihn als etwas, das er doch gar nicht gewesen ist. Man trägt einen zwar berechtigten, im Grunde aber doch wesensfremden Urteilsmaßstab an das Phänomen heran. Man reduziert dadurch das Phänomen auf ein Epiphänomen, anstatt daß man, gewissermaßen von innen her, zum Urphänomen des Paracelsischen Geistes vorzudringen und von da her auch die so verschiedenartigen, ja widerspruchsvollen Interpretationen zu verstehen sucht.

Bei den meisten Versuchen, Paracelsus vom Boden der modernen wissenschaftlichen Erkenntnis her uns nahezubringen, wurde übersehen, daß neben der philosophisch-wissenschaftlichen Tradition eine ganz und gar unwissenschaftliche und unphilosophische volkstümliche Tradition ein lebendiges Bild des Paracelsus bewahrt hat. Im Gegensatz zu den zwischen begeisterter Anerkennung und schroffster Ablehnung hin und her schwankenden philosophisch-wissenschaftlichen Urteilen zeichnet sich die volkstümliche Überlieferung in Sage und Brauchtum aus durch eine bemerkenswerte Konstanz und Kontinuität. Während Paracelsus für das philosophisch-wissenschaftliche Bewußtsein lange Zeit überhaupt nicht existierte, oder doch nur in ganz engem Kreise bekannt war, spielte er im Mythos der volkstümlichen Überlieferung schon zu seinen Lebzeiten und in ununterbrochener Folge bis auf den heutigen Tag eine erstaunliche Rolle. Versucht man, das weitverstreute Material in Sage und Brauchtum zusammenzustellen, das sich um Leben und Werk des Paracelsus rankt, so ist man überrascht, wenn nicht gar überwältigt, von der einzigartigen Stellung, die Paracelsus in dieser Beziehung unter allen Zeitgenossen und Nachfahren einnimmt. Schlägt man einmal die entsprechenden Abschnitte in Ernst Hoffmann-Krayers Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens nach, so wird man wohl kaum

einen anderen Namen aus der neueren europäischen Geistesgeschichte finden, der sich auch nur im entferntesten mit Paracelsus messen könnte³.

Es scheint, daß man diese Seite im Bild des Paracelsus bisher zu wenig beachtet hat, wohl deswegen, weil man vom Standpunkt des modernen philosophisch-wissenschaftlichen Erkennens aus ja allzu leicht geneigt ist, den Mythos in seiner qualitativen Eigenart nicht ernst zu nehmen, ihn als bloße Vorstufe oder gar als Abfall des Logos zu betrachten. Und doch wird der unvoreingenommene Betrachter zugeben müssen, daß das Phänomen als solches auch für die moderne wissenschaftliche Erkenntnis von großem Interesse ist, wieso gerade Paracelsus unter den ungezählten hervorragenden Geistern der abendländischen Neuzeit wie kein anderer zur mythischen Gestalt geworden ist. Ist darin nicht vielleicht doch ein Hinweis darauf enthalten, daß Paracelsus im Grunde seines Wesens eben nicht nur ein hervorragender philosophisch-wissenschaftlicher Kopf unter vielen anderen gewesen ist, sondern etwas ganz anderes, und daß auch sein Werk, das mit seiner Persönlichkeit eine unlösbare Einheit bildet, im Grunde vom Logos her gar nicht in seiner eigentlichen Kernsubstanz erfaßt werden kann?

Zum mindesten wird man diese Frage nicht von vornherein als falsch gestellt ablehnen können. Ja man wird ihre grundsätzliche methodische Berechtigung sogar anerkennen müssen, zum mindesten als Ergänzung eines einseitigen Bildes von Paracelsus, das ihn als Nachfahre und Vorläufer im Zuge der philosophisch-wissenschaftlichen Tradition der Neuzeit darstellt. Ob darüber hinaus diese Frage dazu führen kann, ein neues, die Kernsubstanz des Paracelsus erfassendes Bild zu gewinnen, das läßt sich von vornherein nicht ausmachen, das können nur die Ergebnisse der weiteren Überlegungen zeigen.

Daran, daß man in Paracelsus offenbar eine echte mythische Gestalt vor sich hat, ist angesichts der Überlieferung in Sage und Brauchtum kein Zweifel möglich, ja es scheint sogar, daß Paracelsus wahrscheinlich die letzte echte mythische Figur ist, die das Abendland in der neueren Zeit hervorbrachte. Daraus wird einmal verständlich, warum es immer wieder Stimmen gegeben hat,

³ Ernst Hoffmann-Krayer, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Abteilung 1, Bd. 9/2, S. 39f.

die vom Boden philosophisch-wissenschaftlicher Erkenntnis aus zu einer schroffen Ablehnung seiner Person und seines Werkes gelangt sind. Paracelsus, der Landstreicher, Zauberer, Schwindler und Scharlatan erscheint, wenn man einmal von dem negativen Wertakzent dieser Worte absieht, vom Boden der philosophisch-wissenschaftlichen Erkenntnis durchaus richtig als der ganz andere, unverständliche und daher unheimliche Outsider, der die bürgerliche Sekurität und ihren ideologischen Ausdruck in einer logoshaften Wissenschaft und Philosophie schon in statu nascendi in Frage stellt. Es wird aber auch verständlich, daß Paracelsus selbst viel mehr auf die mythische Überlieferung des Volkes als auf die Lehren der Schulphilosophie und Schulmedizin gebaut hat, so daß sein Werk viel eher ein mythologisches als ein naturwissenschaftliches genannt zu werden verdient. Seine Theologie, die sich zwar der christlichen Terminologie bedient, unterscheidet sich deutlich von christlicher Schöpfungs- und Erlösungs-Dogmatik, sowohl in ihrer katholischen wie in ihrer protestantischen Ausprägung. Er wurde denn auch nicht nur von der zünftigen Wissenschaft, sondern vor allem von protestantisch-christlicher Seite, und zwar mit vollem Recht, als arianischer Ketzer und Zauberer abgelehnt. In seinen rein theologischen Schriften, die ungefähr die Hälfte seines Gesamtwerkes ausmachen mögen, entfernt er sich gleich weit von katholischer Scholastik und Mystik wie von protestantischer Dogmatik.

Verständlich wird ferner auch die schroffe Art, mit der er den Titel eines «Lutherus medicorum» zurückgewiesen hat, den ihm seine Zeitgenossen verliehen:

«mit was spot habt ir mich ausplasimiert, ich sei Lutherus medicorum, mit der auslegung ich sei haeresiarcha? ich bin Theophrastus und mer als die, den ir mich vergleichent; ich bin derselbig und bin monarcha medicorum darzu und darf euch beweisen, das ir nit beweisen mögent, ich werde den Luther sein ding lassen verantworten, und ich werde das mein auch eben machen und wird meniglich, die ir mir zuleget, ubertreffen. . . 4»

Wenn die Auffassung von Paracelsus als dem Luther der Medizin in der Romantik, nun aber in lobendem Sinn, wieder auf-

4 a. a. O., Bd. 8, S. 62.

gegriffen worden ist und auch heute noch da und dort vertreten wird, so beruht das sicher auf einem grundsätzlichen Mißverständnis seiner Person und seines Werkes. Ist Paracelsus eine echte mythische Gestalt, so kann sein Wesen weder mit erkenntnistmäßig logoshaften noch mit religiös-christlichen Begriffen adäquat ausgedrückt werden. Die Kernsubstanz seines Wesens träte vielmehr am reinsten in der mythischen Überlieferung, in Volkssage und Brauchtum zu Tage, z. B. in jener anspruchslosen Sage vom goldenen Küchenspieß. «Einst machte Doktor Theophrast von Hohenheim einen Spaziergang von Innsbruck nach Ambras. Er kam an einem Bauernhof vorüber, auf dem er früher ein Kind behandelt hatte. Die Bäuerin sah ihn, und seiner Wohltat dankbar sich erinnernd, lud sie ihn ein, zu ihr zu treten und bewirtete ihn mit frischgebackenen Krapfen. Nichts rührte aber den berühmten Doktor mehr als die Dankbarkeit des bescheidenen Volkes, während er andererseits Bitterstes wegen der Undankbarkeit der Reichen erfahren mußte. So wollte er sich erkenntlich zeigen, nahm einen eisernen Küchenspieß, überstrich ihn mit einer gelben Salbe, worauf derselbe sich sofort in pures Gold verwandelte. Der berühmte Spieß wurde später der Bäuerin um schweres Geld abgekauft und soll noch existieren, wie die Sage meldet⁵.»

Neben der Volkssage hätten am ehesten noch die Dichter als Vermittler dieser mythischen Kernsubstanz des Paracelsus das Wort. Es ist ja denn wohl kein Zufall, daß Paracelsus lange bevor er als Vorläufer und Nachfahre in den Gesichtskreis zünftiger Philosophie und Wissenschaft getreten ist, zu dichterischen Gestaltungen angeregt hat. Es liegt nahe, Goethes Faust in diesem Zusammenhang an erster Stelle zu nennen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß manche Motive im Faust direkt auf Paracelsus zurückweisen. Schon in Frankfurt und Straßburg, also lange bevor das erste Faustfragment entstanden ist, hat sich Goethe sehr eingehend mit den Werken des Paracelsus beschäftigt. Doch läßt Goethe den alternden Faust im 2. Teil auch die Sätze sprechen:

«Noch hab ich mich ins Freie nicht gekämpft.
Könnt ich Magie von meinem Pfad entfernen»,

⁵ Ildefons Betschart, Paracelsus in der Sage, in: Atlantis, 13. Jahrg. (1941), Heft 9, S. 494.

während Paracelsus in seinem Spätwerk «Labyrithus medicorum» ausdrücklich betont: «Dieweil nun die hilf der kranken dermaßen ein spiritus ist, und ligt verborgen vor dem elementischen leib und alein dem siderischen offenbar, ietzt folgt nun das magica zu leren hat, und nit der Avicenna, noch Galenus, und alein magica ist praeceptor, schulmeister und paedagogus zu finden und leren, die erznei, die hilf der kranken und dasselbig sichtbar⁶.»

Man vergesse auch nicht, daß Goethes Faust trotz aller paracelsischen Einzelzüge eben doch ein Faust-Drama und kein Paracelsus-Drama darstellt. Weniger bekannt ist, daß Novalis, der magische Idealist unter den Romantikern, wie er sich selber nennt, einen Paracelsus-Roman geplant hat. Man weiß natürlich nicht, welches Bild des Paracelsus in diesem Roman ans Licht getreten wäre, man darf aber wohl vermuten, daß der Paracelsus des Novalis, dem magischen Idealismus der Romantik entsprechend, wesentlich andere Züge gezeigt hätte als Goethes Faust. Die bedeutendste Paracelsus-Dichtung, ein Paracelsus-Drama, blieb bei uns fast unbekannt. Es stammt von dem Spätromantiker Robert Browning, wurde 1835 veröffentlicht und würde es wohl verdienen, daß man den Versuch wagte, es einmal ins Deutsche zu übersetzen⁷. Besser bekannt ist bei uns das Paracelsus-Gedicht von Conrad Ferdinand Meyer in «Huttens letzte Tage», das allerdings bei der Vierjahrhundertfeier nur wenig zitiert wurde, wahrscheinlich deshalb, weil darin Paracelsus, mit den Augen des Humanisten Hutten gesehen, ganz richtig als eine fremdartige Gestalt erscheint:

«Er hat ein abenteuerlich Gesicht,
So denk ich mir den ernstesten Forscher nicht.»

Aus der Gegenwart wäre vor allem die monumentale Paracelsus-Roman-Trilogie von Erwin Guido Kolbenheyer zu nennen, auch sprachlich eine hervorragende Deutung des Paracelsischen Geistes, aber doch nur eine Deutung, die sich vom Boden einer irrationalistischen Lebensphilosophie her dem Phänomen zu nähern sucht, einer Lebensphilosophie, die bei aller betonten Hin-

⁶ a. a. O., Bd. 11, S. 205.

⁷ Robert Browning, Paracelsus, London 1835.

wendung zu den irrationalen Mächten in Natur- und Menschenleben, eben doch als Philosophie dem Logos zu tiefst verpflichtet bleibt. Es fragt sich überhaupt, ob ein Dichter der aufgeklärten Neuzeit in einer Dichtung die mythische Substanz des Paracelsischen Geistes adäquat zum Ausdruck bringen kann, ob nicht die ästhetisch-unverbindliche Kunstform von vornherein den echt mythischen Gehalt in seiner Kernsubstanz verharmlost und in eins damit, daß er uns nahegebracht werden soll, denaturiert.

Man sollte demgegenüber einmal versuchen, das Phänomen Paracelsus von seiner mythischen Seite her zu erfassen. Versuchsweise kann man den Paracelsischen Geist als mythische Gestalt betrachten und ihn mit mythologischen Kategorien zu analysieren versuchen. Man verzichtet damit allerdings ausdrücklich darauf, die Welt des Paracelsus zu verstehen, d. h. dem modernen philosophisch-wissenschaftlichen Bewußtsein nahezubringen. Man wird ihn vielmehr dadurch in seiner ganzen Fremdartigkeit, ja Unverständlichkeit aufzeigen und damit erst das Faszinierende seiner rätselhaften Existenz ins rechte Licht stellen.

II.

Auf eine grundsätzliche Schwierigkeit muß aber gleich hingewiesen werden, um nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, als sollte gewissermaßen auf einem Schleichweg doch dieses Geheimnis von der Seite des Logos her gelöst werden. Mythologie ist ja offenbar als Lehre vom Mythos auch eine bestimmte Weise des Logos und vom lebendigen Mythos abgrundtief verschieden. Erst in Zeiten, wo der Mythos nicht mehr geglaubt, sondern zum Gegenstand der Erkenntnis gemacht wird, gibt es eine Mythologie. Mit andern Worten: Es stellt sich heraus, daß das Erkennen, wenigstens in der Weise, wie es uns Abendländern als Erben des antiken Logos selbstverständlich geworden ist, nicht die dem Mythos adäquate menschliche Haltung einschließt. Immerhin löst sich die Schwierigkeit doch soweit, als hier ja gar nicht der positive Anspruch gestellt wird, den Mythos zu verstehen, sondern die Erkenntnis nur als Vehikel benutzt wird, um die von allem Logos grundverschiedene Seinsweise des Mythos gewissermaßen

negativ als etwas ganz anderes aufzuzeigen⁸. Als methodisches Hilfsmittel steht dabei die unübersehbare Fülle von Zeugnissen des mythischen Daseins zur Verfügung, wie es von den Ethnologen und Volkskundlern aus allen Teilen der Welt von der grauesten Vorzeit bis auf die Gegenwart zusammengetragen worden ist. Diese Betrachtungsweise schließt auch das eigenartige Phänomen durchaus in den Gesichtskreis ein, daß sich auf dem Boden des Abendlandes, von der Antike bis zur Gegenwart, aus ursprünglich mythischen Überzeugungen heraus ein logoshaftes Bewußtsein entwickelt hat, das im Bild des homo sapiens seinen spezifisch europäischen Ausdruck gefunden hat. Der Logos als eine spezifisch abendländische Spätform des Mythos ist eine historische Tatsache. Warum sollte es nicht fruchtbar sein, im Gegensatz zu der traditionellen Auffassung, die den Mythos immer nur als Vorstufe des Logos begreift, einmal den Logos von seinem mythischen Ursprung her «mythologisch» zu behandeln. Es scheint, daß erst bei dieser Blickrichtung viele sonst ganz rätselhafte Phänomene der abendländischen Geistesgeschichte ins rechte Licht treten⁹. Um den Mythos in seiner qualitativen Eigenart richtig zu sehen, scheint es auch notwendig, noch kurz auf sein Komplement einzugehen, auf den Kultus. Der Mythos er-

⁸ Die entscheidende Anregung zu einer solchen mythologischen Betrachtungsweise des Paracelsus erfolgte durch das Werk von Wilhelm Nestle, *Vom Mythos zum Logos, Die Selbstentfaltung des griechischen Denkens von Homer bis auf die Sophistik und Sokrates*, Stuttgart 1940. Im Gegensatz zu Nestle wird hier der Mythos aber nicht als bloße Vorstufe des Logos aufgefaßt, als ein Phänomen minderen Ranges gegenüber dem Logos, sondern als ein allem Logos gegenüber eigenständiges Urphänomen. Man vergleiche diese These mit der Auffassung von Jacob Burckhardt: «Die wahre, unerreichbare Größe des Griechen ist sein Mythos; etwas wie seine Philosophie hätten Neuere auch zustandegebracht, den Mythos nicht.»

Jacob Burckhardt, *Griechische Kulturgeschichte*, herausgegeben von J. Oeri, 2. Auflage, Berlin 1898, Bd. 3, S. 414.

Einen wertvollen Beitrag zum Thema «Mythos und Logos» liefert auch die Schrift: Walter Kranz, *Die griechische Philosophie*, Leipzig 1941. Kranz zeigt den qualitativen Unterschied zwischen Mythos und Logos im griechischen Geistesleben auf. Er bleibt aber bei dieser phänomenologischen Feststellung nicht stehen, sondern schreitet zu einer ethischen Bewertung der Phänomene weiter, wobei der Logos den positiven Wertakzent erhält.

⁹ Ansätze zu einer solchen Mythologie des Logos finden sich in: C. G. Jung, K. Kerényi, *Das göttliche Kind*, Amsterdam 1940.

schöpft sich nämlich nicht nur in einer bildmäßigen Rede, die man allzuleicht als mythisches oder prälogisches Denken mißverstehen könnte, sondern er durchdringt das ganze menschliche Dasein, insbesondere auch die menschliche Praxis¹⁰. So erscheint auch das ärztliche Handeln des Paracelsus grundverschieden von der modernen ärztlichen Praxis und aufs engste verwandt mit kultischen Praktiken, wie man sie bei den sogenannten primitiven Völkern, aber auch in Europa bis auf den heutigen Tag im Brauchtum des Volkes feststellen kann. Man nenne diese Praktiken ruhig abergläubisch. In diesem Wort kommt die grundlegende Bedeutung des Glaubensmomentes im Unterschied zur logoshaften Erkenntnis sehr gut zum Ausdruck. Auch die grundsätzliche Verschiedenheit von dem Glauben wird deutlich, wie er in den verschiedenen christlichen Konfessionen seinen Niederschlag gefunden hat, die hier bei diesen nichttheologischen Untersuchungen, das sei ausdrücklich hervorgehoben, aus dem Spiel gelassen werden müssen.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Arbeit sein, den paracelsischen Mythos und Kultus in seinem ganzen Umfange darzustellen. Dazu ist er viel zu weitschichtig und undurchsichtig. Man muß sich zunächst einmal damit begnügen, einige Hauptlineamente des Mythos aufzuzeigen, wobei natürlich auch schon die Auswahl dessen, was wesentlich ist und was weggelassen werden kann, eine gewisse Verzerrung zur Folge hat. Wesentlich scheinen am paracelsischen Mythos vor allem zwei Themen: der Mythos vom Kosmos und der Mythos vom Menschen, die selbstverständlich, wie in jedem echten Mythos, aufs engste zusammengehören und nur künstlich zum Zwecke der Verdeutlichung getrennt werden können¹¹. Paracelsus sagt selbst: «Jedes Ding, das dem Licht der Natur gemäß ausgelegt werden soll, sollte aus der Aufzeigung seiner ersten Erschaffung erklärt werden. Denn jeder Anfang ist Ursprung seiner Folgen, ist auch ihre Eigenschaft und ihre Natur; denn Gleiches erzeugt nicht Ungleiches. Nun ist die erste Schöpfung Himmel und Erde. Als sie erschaffen waren, nicht nur in

¹⁰ Walter F. Otto, Dionysos. Mythos und Kultus. 2. Auflage, Frankfurt a. M. 1939.

¹¹ Es könnte befremden, daß in diesem Zusammenhang das dritte Hauptthema, der Mythos von Gott oder den Göttern, nicht genannt wird. Man vergleiche dazu die Ausführungen auf S. 125.

Form und Figuren, sondern auch in Kräften und Eigenschaften ihrer Natur, und nach der Schöpfung aller dieser Dinge – da erst ist aus ihnen der Mensch gemacht worden von der Hand Gottes nach seinem Ebenbilde. Was will das hier besagen? Nur das Verständnis wecken dafür, daß der Mensch die Welt im Kleinen ist, also nicht nur in der Form und leiblichen Substanz, sondern in allen Kräften und Eigenschaften ist er die große Welt. So folgt aus dem Menschen sein Adelsname Mikrokosmos; das heißt soviel: alle himmlischen Bahnen, irdische Natur, Eigenschaften des Wassers und Wesens der Luft sind in ihm; in ihm ist die Natur aller Früchte der Erde und Erze, Natur der Wasser, dazu auch alle Konstellationen und die vier Winde der Welt. Was ist auf Erden, dessen Natur und Kraft nicht im Menschen wäre? So edel, so subtil und haarscharf ist der Ton gewesen, aus dem Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde gemacht hat. Denn das soll ein jeder Naturforscher bedenken, daß Gott den Menschen, den er nach seinem Ebenbilde geformt hat, aus der edelsten Mischung gemacht hat, dergleichen nimmermehr wird; ausweislich der großen Wirkungen, die es offenbar machen, daß der Himmel in seinen Kräften nicht so edel sein kann, der Menschenleib kommt ihm gleich; nicht anders die Erde oder sonst ein Element. Diese großen, wunderbaren Dinge stecken alle im Menschen, alle Kräfte der Kräuter, der Bäume werden in seinem Heilstoff gefunden; nicht nur der Erdgewächse Kraft, sondern des Wassers, die Eigenschaften der Metalle, die Natur der Schwefel- und Eisenkiese, das Wesen der Edelsteine. Wozu die Dinge alle aufzählen und nennen, sie alle sind im Menschen; und ebenso stark und ebenso wirksam in seinem Heilstoff. Abgesehen von dem, was die Augen fassen hinsichtlich der Form und was die Hände greifen hinsichtlich des Leibes, fehlt es an nichts¹².

¹² Zitiert nach der neuhochdeutschen Übersetzung von Richard Koch und Eugen Rosenstock, in Theophrast von Hohenheim, Fünf Bücher über die unsichtbaren Krankheiten, eingeleitet und herausgegeben von Richard Koch und Eugen Rosenstock, Stuttgart 1923, S. 69f. Der Urtext lautet:

«Ein ietlich ding das da sol dem liecht der natur gemäß ausgelegt werden, das sol genommen werden aus der anzeignus der ersten Schöpfung. dan ein ietlicher anfang ist der ursprung seins nachfolgendes, ist auch die eigenschaft und natur desselbigen; dan gleichs macht im kein ungleichs. also ist die erste schöpfunge himel und erden, und da si beschaffen ist worden nicht allein in der

Welch unheimlich fremdartige Welt tritt einem in diesen Sätzen entgegen, fremdartig sogar noch in dieser Übersetzung in eine verständliche Sprachform! Fremdartig sowohl vom Standpunkt der modernen philosophisch-wissenschaftlichen Erkenntnis als auch vom Standpunkt des christlichen Glaubens! Der Mensch des Paracelsus ist aus der hierarchisch gestuften göttlichen Ordnung der mittelalterlichen Welt herausgebrochen. Jeder einzelne Mensch enthält als Individuum in sich die ganze qualitative Fülle kosmischer Mächte. Er ist zwar Glied der kosmischen Welt wie alle Wesen, Mineralien, Pflanzen, Tiere, Planeten und Fixsterne, aber ein mit einer bedrohlichen Sonderstellung ausgezeichnetes Glied. Man darf die heute geläufigen astronomischen Anschauungen über den Kosmos nicht zum Ausgangspunkt nehmen, um das Weltbild des Paracelsus daraus als eine noch unvollkommene Vorstufe zu begreifen. Das heutige astronomische Weltbild leitet sich zwar auch aus Anschauungen her, die zur Zeit des Paracelsus am Ende der Renaissance, zum erstenmal deutlich bei Copernicus, in Erscheinung treten. Es stellt nur *eine* und zwar einseitig logoshafte Abwandlung einer viel umfassenderen Renaissance-Über-

form und figuren sonder auch in natürlichen kreften und eigenschaften, und nach schöpfung dieser dingen allen ist aus inen der mensch worden, gemacht durch die hand gottes nach seiner bildung, was tut hie dise red? allein das ir verstant das der mensch die klein welt ist, aus dem menschen nun folget der edel nam microcosmus, das ist so vil das al himlische leuf, irdische natur, wesserische eigenschaft und luftische wesen in im sind. in im ist die natur aller fruchten der erden und aller erz natur der wasser, darbei auch alle constellationes und die vier wind der welt. was ist auf erden des natur und kraft nit im menschen sei? also edel, also subtil, also scharf ist der limbus gesein, daraus got den menschen nach seiner biltnus gemacht hat. denn das sol ein jeglicher natürlicher betrachten, das got den menschen, den er nach seiner bildung geformirt hat, aus dem edelsten composito gemacht hat, welchesgleichen keins nimmermer wird. das weisen aus die großen werk, die das offenbar machen, das der himel in seinen kreften so edel nit sein kan, der menschlich leib ist im gleich, noch die Erden noch kein element, dise große wunderbarliche ding sind alle im menschen; alle kraft der kreuter, der beumen werden im mumia gefunden, nit allein der erden gewachsen kreft, sonder des wassers, alle eigenschaft der metall, alle natur der marcasiten, alle wesen der edelen steinen, was sol ich die ding al erzelen und nennen? sie sind alle im menschen, nit weniger nit minder, als stark und als kreftig im mumia, allein was die augen fassen betreffend die form und was die hende greifen betreffend den leib; was gehet aber sonst ab? a. a. O., Bd. 9, S. 308f.

zeugung dar, neben der eine ganze Reihe anderer Abwandlungen nicht nur denkbar, sondern auch geschichtlich in Erscheinung getreten ist. Für Paracelsus war das Universum nicht ein totes, mechanisches, aller Qualitäten beraubtes System, sondern es wurde unter dem Bilde eines riesigen Organismus als etwas Lebendiges erlebt. Fixsterne und Planeten sind für Paracelsus himmlische Lebewesen, die auf ihren Bahnen daherkriechen, vergleichbar den Pflanzen und Tieren auf der Erde. Sie sind von einem rhythmischen Eigenleben erfüllt, das sich den kosmischen Rhythmen der Jahreszeiten, Monate und Tage einordnet, genau wie das Erdleben mit seiner Vegetation, seinen Gezeiten, Erdbeben und Vulkanausbrüchen. Siderische Welt und tellurische Welt bilden, wie Schale und Dotter ein Ei, die beiden sichtbaren Hälften eines allesumfassenden Makrokosmos. Sie sind ebenso untrennbar miteinander vereinigt wie Seele und Leib im einheitlichen menschlichen Organismus. Der Erde fällt dabei die Rolle des makrokosmischen Leibes zu, die Gestirnwelt repräsentiert die Weltseele, die Seele des Makrokosmos. Der ganze Makrokosmos, insbesondere aber die Erde, ist in einem ständigen dynamischen Wandlungsprozeß begriffen, in einem Wachsen und Vergehen, das sich in den vier Elementen, in Feuer, Wasser, Luft und fester Erde auf mannigfaltige Weise manifestiert. Paracelsus bezeichnet die Luft meistens mit dem antiken Ausdruck «chaos» und weist damit diesem die kosmische Ordnung gefährdenden Element einen wohlbestimmten Platz im Makrokosmos an. Aus dem Wort «chaos» hat dann später um 1600 ein Schüler des Paracelsus das heute geläufige Kunstwort «Gas» gebildet.

Die vier körperlichen Elemente sind aber nichts Letztes, sondern nur Accidentien, Erscheinungsweisen von drei Ursubstanzen, sal, sulphur und mercur, dessen, was bei der Verbrennung als Asche zurückbleibt, dessen, was brennt und dessen, was sich in Form von Rauch oder Dampf in die Atmosphäre verflüchtigt. Das kosmische Geschehen ist kein bloßes mechanisch-quantitatives Sich-Mischen und Entmischen körperlicher Elemente, sondern ein lebendiges Sich-Verwandeln, ein Zeugen und Gebären, ein Keimen, Blühen, Fruchtetragen und Verwelken im Sinne einer qualitativen Metamorphose der Substanzen, die ihrerseits wieder nur erscheinungsmäßige Abwandlungen einer gemeinsamen Ur-

substanz, einer «prima materia», «matrix», eines «limbus» oder des «mysterium magnum» darstellen. Die einzelnen Dinge, so wie man sie sieht, hört, fühlt, riecht und schmeckt, sind keine feststehenden gegenständlichen Einheiten, sondern nur augenblickliche Durchgangssphasen eines kontinuierlichen Schöpfungsprozesses. Alles kann sich daher in alles verwandeln, ähnlich wie aus dem Ei die Raupe, aus der Raupe die Puppe und aus der Puppe ein Schmetterling wird, der seinerseits auch keinen feststehenden Endzustand darstellt, sondern nur den selbst wieder verschwindenden Ausgangspunkt eines neuen Verwandlungsprozesses. Die Substanzen sind auch nicht eigentlich Kräfte, d. h. Ursachen, die bloß wirken und aus ihren Wirkungen erschlossen werden können, sondern Urtypen des Wandlungsprozesses einer Ursubstanz, die in allen Erscheinungen, wenn auch nicht in voller Reinheit, so doch bis zu einem gewissen Grade sichtbar werden. Die Sage vom goldenen Bratspieß in Ambras gibt dies Verwandlungsmotiv im mythischen Weltbild des Paracelsus viel adäquater zum Ausdruck, als das alle logisch-begrifflichen Darlegungen vermögen. Um dieses Verwandlungsmotiv in seinem eigentlich mythischen Charakter richtig zu sehen, ist es daher lehrreicher, es mit ähnlichen Motiven in den Sagen und Märchen zu vergleichen, anstatt es vom Standpunkt der philosophisch-wissenschaftlichen Erkenntnis aus als Vorstufe des modernen Entwicklungsgedankens oder gar eines energetischen Weltbildes zu beurteilen. Man braucht an dieser Stelle nur auf die unzähligen Verwandlungssagen hinzuweisen, die in neuerer Zeit z. B. Josef Müller bei den Älplern im Kanton Uri gesammelt, oder auf die Verwandlungsmärchen, die Leo Frobenius aus Südafrika unter dem Titel «Stile natürlicher Magie» veröffentlicht hat¹³. Ja es dürfte nicht ohne Interesse sein, zum Vergleich auch die kosmischen Verwandlungsmymen heranzuziehen, die sich im chinesischen Kulturkreis überliefert haben¹⁴.

¹³ Josef Müller, Sagen aus Uri, Basel 1926–29. Leo Frobenius, Kulturgeschichte Afrikas, Zürich 1933, S. 280f.

¹⁴ J. J. M. de Groot, Universismus. Die Grundlage der Religion und Ethik, des Staatswesens und der Wissenschaften Chinas, Berlin 1918. Einleitung, S. 1f. Der Vergleich ergibt sich aus der Antrittsvorlesung, die P.-D. Dr. Horst von Tscharnier an der Universität Zürich über «Die Ethik des Laotse» gehalten hat.

Und der Mensch. Obwohl er prinzipiell auch nur als ein winziges Glied in diesem ständig sich wandelnden makrokosmischen Organismus erscheint, so nimmt er doch als Mensch allen übrigen Wesen gegenüber, mögen sie noch so groß und gewaltig aussehen, eine einzigartige Sonderstellung ein. Er ist nämlich ein lebendiger Mikrokosmos, eine Wiederholung des Kosmos im kleinen, d. h. aber in konzentriertester, reinsten Form. Im elementarischen Leib des Menschen lebt ein siderischer Leib, eine siderische Lebensseele, die zunächst nur die Stelle des kosmischen Lebensprinzips im Mikrokosmos vertritt. Sie gliedert sich aber ähnlich wie die elementarischen Substanzen, sal, sulphur und mercur, in eine Trinität von Lebensprinzipien, in den *archaeus*, den *spiritus vitae* und in die *mumia*. Im *archaeus* tritt uns das Lebensprinzip als *anima vegetativa* entgegen, die nach Art eines verborgenen Alchimisten die Verdauung und Fortpflanzung des menschlichen Organismus besorgt. Der *spiritus vitae* reguliert das Kräftegleichgewicht, wobei aber weder an Kräfte im Sinne von kausalwirkenden Ursachen noch an Gleichgewicht im mechanischen Sinne gedacht werden darf. In der *mumia* endlich tritt eine *anima formativa et regenerativa* auf, zugleich aber auch eine magische Heilqualität des menschlichen Organismus.

Neben diesen dem Kosmos immanenten Erscheinungsweisen der Lebensseele kennt Paracelsus auch noch ein transzendentes Lebensprinzip. Er identifiziert es aber charakteristischerweise nicht mit dem *Nus* oder *Logos* der aristotelisch-platonischen Tradition, sondern legt ihm neben anderen phantastischen Namen auch den Namen Gott bei. Dieses den Makro- und Mikrokosmos transzendierende numinose Lebensprinzip darf aber auf keinen Fall mit dem christlichen Schöpfer- und Erlösergott identifiziert werden. Das göttliche Numen des Paracelsus erinnert vielmehr an die Renaissancevorstellung einer *natura naturans*, die vom Kosmos, der *natura naturata*, zwar verschieden ist, durch den kontinuierlichen Schöpfungsprozeß, die *creatio continua*, mit ihm aber aufs engste verhaftet bleibt. Repräsentant des transzendenten Numens im mikrokosmischen Bereich, im Menschen, ist etwas, das Paracelsus unter anderem mit dem Namen «Seele» im engeren Sinne belegt. Diese numinose Lebensseele im Menschen unterscheidet sich wieder grundlegend vom menschlichen *Nus* oder

Logos im «homo sapiens»-Bild der aristotelisch-platonischen Tradition. Sie erinnert noch am ehesten an die Auffassung der Seele als Fünklein in der Sprache der Mystiker.

Auf der völligen Parallelität zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos beruht auch die Paracelsische Lehre von den Signaturen und der Konkordanz. Die makrokosmischen Wesen, die Mineralien, Pflanzen, Tiere und Gestirne enthalten nämlich sichtbare Hinweise auf das mikrokosmische Sein und Werden im Menschen. Verborgene Analogien in der sichtbaren Erscheinung und im Verhalten der makrokosmischen Wesen lassen die Zuordnung zum Mikrokosmos im einzelnen erraten. Das, was Paracelsus mit dem Ausdruck Konkordanz bezeichnet, läßt sich wohl am ehesten mit dem Tao der chinesischen Überlieferung vergleichen¹⁵. In der Lehre von der Konkordanz kommt, ähnlich wie in der Lehre vom Tao, die Überzeugung einer tiefgreifenden Einordnung des menschlichen Lebens in den kosmischen Zusammenhang zum Ausdruck. Durch die Schuld des Menschen, der auf die kosmische Lebensordnung nicht genügend achtgibt, wird die Konkordanz zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos gestört, durch Mantik und Magie kann sie wieder hergestellt werden.

Es ist unmöglich, das, was Paracelsus mit diesen Ausdrücken bezeichnet, in die moderne philosophisch-wissenschaftliche Sprache adäquat zu übersetzen. Um das Paracelsische Menschenbild richtig zu verstehen, muß man vielmehr wieder die Sprache der Sagen und Märchen zum Vergleich heranziehen. In der Sage vom goldenen Bratspieß in Ambras z. B. tritt uns das Menschenbild des Paracelsus in voller Reinheit vor Augen. Das, was Paracelsus nach der Sage tut, das kann grundsätzlich jeder andere Mensch auch tun. Er kann die Metamorphose der Erscheinungen im Makrokosmos beschleunigen oder hintanhaltend, er kann aber auch die mikrokosmische Metamorphose des menschlichen Organismus beeinflussen und wird so zum Arzt, zu einem Arzt allerdings, der mehr mit dem Medizinmann der Primitiven als mit dem modernen Mediziner gemein hat. Doch ist bei einem solchen Vergleich äußerste Vorsicht am Platz. Wird doch Paracelsus selbst nicht müde, immer wieder gegen den Aberglauben, gegen Zau-

¹⁵ Vgl. Anmerkung 13.

berer, Hexen usw. anzukämpfen und seine eigene Lehre davon zu unterscheiden. So schreibt er z. B. in den Büchern über die unsichtbaren Krankheiten: «Hiermit will ich also mein viertes Buch von den unsichtbaren Dingen geschlossen haben. Darin habt Ihr erfahren, wie die natürlichen Körper durch ihre eignen natürlichen Kräfte unterm Volk viel wunderbare Dinge wirken. Daraus ist dann von einem Teil gemeint worden, es seien Heilige, vom andern Teil, es sei der Teufel; der hat's Zauberei, der Hexerei geheissen und viel Abgötterei und Aberglauben mit eingeführt. Was es aber sei, und wofür Ihr's erkennen sollt, ist vorstehend genügend angezeigt¹⁶.»

Spricht hier Paracelsus nicht geradezu im Namen des aufgeklärten abendländischen Logos gegen den im Volk noch lebendigen Mythos? Fast möchte es den Anschein erwecken, und doch stoßen wir einige Seiten später wieder auf einen Satz wie diesen: «Gerade so wie Zeremonien allenthalben eingerissen sind und die eigene Gewalt verdorben haben, so hat das auch die Kunst der Magie verdorben, von der ich hier rede, und es ist dahin gekommen, daß sie ohne diese Zeremonien nichts wert sein will¹⁷.» Wie soll dieser Widerspruch aufgelöst werden, der darin besteht, daß Paracelsus auf der einen Seite gegen Zauberei und Hexenwesen Stellung nimmt, auf der andern Seite aber sich ausdrücklich zur Magie bekennt? Vom Boden des Logos, von der philosophisch-wissenschaftlichen Erkenntnis her läßt sich der Widerspruch nur feststellen, aber nicht auflösen. Dazu muß man die Welt des Mythos selbst befragen. Es zeigt sich nämlich, daß das mythische Weltbild, das bisher immer als eine Einheit betrachtet worden ist,

¹⁶ Neuhochdeutsche Übersetzung von Richard Koch und Eugen Rosenstock, a. a. O., S. 90. Urtext, a. a. O., Bd. 9, S. 325 f.:

«damit wil ich hie also beschlossen haben mein dis vierte buch von den unsichtigen dingen, darin ir verstanden haben wie die natürlichen cörpel durch ir eigen natürliche kreft under dem volk wunderbare ding wirken. daraus dan vermeint ist worden von eim teil, es seien heiligen, vom andern teil, se sei der teufel, der (hats) zauberei, der hexerei geheissen und vil abgötterei und aberglauben mitgeführt.»

¹⁷ a. a. O., S. 109. Urtext, a. a. O., Bd. 9, S. 344:

«also wi eingerissen sind ceremoniae in alle ding und verderbt den eigenen gewalt, solches hat auch verderbt die kunst magica das ist darvon ich iezund schreib, ist dahin komen, das on die ceremonien nit sollen wil.»

genau so wie das Weltbild des Logos sich in eine Vielzahl verschiedener Weltbilder gliedert, die untereinander durchaus nicht übereinstimmen. So wie man heute auf der Seite des Logos eine Vielfalt sich befehdender Richtungen feststellen kann, einen Idealismus, Positivismus, eine Lebensphilosophie, Existenzphilosophie usw., genau so muß man auf der Seite des Mythos verschiedene Grundtypen unterscheiden lernen. Es ist das Verdienst des Ethnologen Fritz Gräbner, des Begründers der modernen Kulturkreislehre, eine solche Typologie des mythischen Weltbildes als erster versucht zu haben. Zum Verständnis der Auseinandersetzung bei Paracelsus mit dem Zauber- und Hexenaberglauben ist dabei nur der Unterschied zwischen animistischem und magischem Mythos von Bedeutung¹⁸.

Der animistische Mythos geht von einer grundsätzlichen Zweiheit im Menschen aus, die zwischen Leib und Seele besteht, wobei sich die Seele vom Leibe lösen und in einer geisterhaft-dämonischen Existenzform im Kosmos weiterleben kann. Den Geistern auf der Ebene des Menschen entsprechen im animistischen Mythos die Götter auf der Ebene des Kosmos. Der Mensch als Zauberer kann sich mit seinen Zauberpraktiken die Gunst der Götter erringen und sich die Geister für seine zunächst durchaus nicht rationalen Zwecke dienstbar machen.

Der magische Mythos geht von einer grundsätzlichen Einheit von Leib und Seele im Menschen aus. Geister im Sinne des animistischen Mythos gibt es daher im magischen Weltbild nicht,

¹⁸ Fritz Gräbner, *Methode der Ethnologie*, Heidelberg 1911. Diese Gegenüberstellung von magischem und animistischem Mythos geht letzten Endes auf die Kritik zurück, die R. R. Marett an Edward Tylos Lehre vom animistischen Ursprung aller Religion geübt hat: R. R. Marett, *Pre-animistic Religion*. Folk-Lore, London 1900.

Man vergleiche zu diesem Thema ferner:

Max Scheler, *Die Wissensformen und die Gesellschaft*, Leipzig 1926, insbesondere S. 478f. Herbert Kühn, *Kunst und Kultur der Vorzeit Europas. Das Paläolithikum*, Berlin 1929. S. M. Shirokogoroff, *Psychomental Complex of the Tungus*, London 1935. Wilhelm Mühlmann, *Methodik der Völkerkunde*, Stuttgart 1938. Eduard Renner, *Goldener Ring über Uri*, Zürich 1941. Das magische Weltbild der Walliser Bergbauern findet einen hervorragenden dichterischen Gestalter in C. F. Ramuz. Man vergleiche insbesondere: C. F. Ramuz, *La grande Peur dans la Montagne*, Paris 1920, deutsche Übersetzung unter dem Titel: *Das große Grauen in den Bergen*, Zürich 1939.

dafür aber magische Qualitäten, die allem Lebendigen anhaften. Da es nun im magischen Mythos grundsätzlich nichts Unlebendiges gibt – auch im Unorganischen und im Toten steckt ein verborgenes Leben –, so gibt es überhaupt nichts in der Welt, dem nicht magische Qualitäten anhaften, natürlich in sehr verschiedenem Grade. Götter gibt es im magischen Mythos ebensowenig wie Geister, sondern nur ein anonymes Numen, ein göttliches Etwas, das als *tremendum ac fascinosum* dem Menschen gegenübersteht. Mensch und Welt bilden eine lebendige Einheit, wie das z. B. im Gedanken vom Mikro- und Makrokosmos sehr anschaulich zum Ausdruck gebracht wird. Der Magier als Magier kann mit seinen magischen Praktiken die stets drohende, oft zerstörende Gewalt des Numen bannen und die magischen Qualitäten der Dinge für seine zunächst durchaus nicht rationalen Zwecke ins Spiel setzen. Diese Beschreibung des magischen Mythos bleibt aber naturgemäß sehr an der Oberfläche der Phänomene haften, sie ist viel zu rational-logoshaft. Vor allem wird in dieser Beschreibung das Moment der kontinuierlichen kosmischen Wandlung nicht genügend berücksichtigt. Der Magier steht nämlich als Mensch ganz in diesem kosmischen Wandlungsprozeß drin. Er kann streng genommen überhaupt nichts «machen», sondern nur die Rolle eines Geburtshelfers der kosmischen Mächte spielen. Es kommt dem Magier überhaupt weniger auf sein Tun an als auf sein bloßes Dasein.

Ein solcher Magier nun ist Paracelsus. Seine mythische Lehre stellt eine *magia naturalis* dar, die sich nicht nur von aller logoshaften philosophisch-wissenschaftlichen Erkenntnis unterscheidet, sondern sich vor allem auch gegen den animistischen Geisterglauben und die animistischen Zauberpraktiken im Volksmythos seiner Zeit wendet. Die *magia naturalis* des Paracelsus muß im Geisterglauben und der Zauberei genau so einen Aberglauben sehen, eine *magia superstitiosa*, wie die logoshafte philosophisch-wissenschaftliche Erkenntnis im magischen Weltbild des Paracelsus oft ganz richtig einen Aberglauben gesehen hat. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, darauf hinzuweisen, daß das animistische Hexenwesen nicht, wie vielfach angenommen wird, im Mittelalter blühte, sondern sich zur Zeit des Paracelsus ausbreitete und seinen Höhepunkt erst kurz vor 1600 erlebte.

Wenn eingangs behauptet wurde, daß das mythische Weltbild des Paracelsus in der volkstümlichen Überlieferung viel adäquater zum Ausdruck komme als in allen philosophisch-wissenschaftlichen Bemühungen, so erfordert das an dieser Stelle eine Einschränkung. Nicht alle Sagen und Brauchtümer, die sich um die Gestalt des Paracelsus ranken, überliefern ihn als Magier. Sehr viele sprechen von ihm als einem Zauberer, der mit Geistern und Dämonen Umgang hat. Das beruht auf einem volkstümlichen Mißverständnis des magischen Mythos des Paracelsus vom Boden animistischer Weltanschauung. Nur diejenigen mythischen Überlieferungen vermitteln uns ein adäquates Bild des echten Paracelsus, in denen weder von Zauberei noch von Geistern die Rede ist, so z. B. die Sage vom goldenen Bratspieß in Ambras. Da nun das animistische Weltbild im Abendland viel verbreiteter war und heute noch ist als das magische, so gibt es sogar verhältnismäßig wenige Sagen und Brauchtümer, die ein getreues Bild des Paracelsus überliefern. In vielen Überlieferungen gehen übrigens animistische und magische Anschauungen bunt durcheinander, so daß es im Einzelfall oft gar nicht leicht ist, das eine vom andern zu sondern. Aber auch da kann ein Vergleich mit mythischen Überlieferungen aus andern, weit enternt liegenden Teilen der Welt mit Vorteil herangezogen werden. Unsere Behauptung am Eingang behält aber doch insofern eine gewisse Berechtigung, als selbst in animistischen Überlieferungen das Entscheidende, nämlich die mythische Substanz, adäquater erhalten geblieben ist als in allen jenen Versuchen, die das Weltbild des Paracelsus vom Logos her verständlich machen wollen.

III.

Zum Schluß sei noch auf zwei mögliche Mißverständnisse hingewiesen, die sich aus den bisherigen Darlegungen ergeben könnten. Wenn der magisch-mythische Charakter des Paracelsischen Weltbildes mit allem Nachdruck unterstrichen wurde, so sollte damit durchaus nicht bestritten werden daß sich bei Paracelsus nicht auch manche Züge aufzeigen lassen, die ihn der abendländischen Logos-Tradition verhaftet zeigen. Schon der ausgesprochene Hang zu einer systematisch-spekulativen Entwicklung seines Weltbildes in den zahlreichen Schriften bezeugt das. Was den

vom Logos her faßbaren Gehalt seiner Lehre anbelangt, so erhebt er sich aber grundsätzlich überhaupt nicht über die Linie der abendländischen Tradition. Sein magisches Weltbild könnte, so betrachtet, geradezu als eine bilderreiche Paraphrase zum organologischen Weltbild des Aristoteles aufgefaßt werden, wie es damals an den Universitäten überall gelehrt worden ist. Es ist jedoch immer wieder und mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß damit eben nur eine äußere Schale, nicht aber der eigentliche Wesenskern des Paracelsischen Weltbildes erfaßt wird.

Auch das neuplatonische Erbe in seinem Weltbild läßt sich leicht aufzeigen, so vor allem in bezug auf den Gedanken vom Mikro- und Makrokosmos. Von Plotin und Dionysios Areopagita führt eine Linie über Nicolaus Cusanus und die platonische Akademie in Florenz zu Philosophen wie Marsilio Ficino und Giovanni Pico della Mirandola. Dessen berühmte Rede über die Würde des Menschen hat bekanntlich Jacob Burckhardt das edelste Vermächtnis der Renaissance-Epoche genannt und als Thema seiner Kulturgeschichte zugrunde gelegt¹⁹. Spricht aber nicht Pico selbst mit Begeisterung in jener Rede von der Magie?: «In ihnen (gemeint sind die Thesen über Magie) wollten wir zeigen, daß es eine doppelte Magie gäbe, von denen die eine nur durch Hilfe der Dämonen besteht, was bei Gott verdammenswert und abscheulich ist. Die andere aber, wenn in erlaubter Weise geforscht wird, ist nichts anderes als die absolute Vollendung der Naturphilosophie . . . Die erstere darf für sich weder den Namen einer Kunst noch einer Wissenschaft fordern, die zweite aber ist voll der erhabensten Mysterien, sie umfaßt die tiefste Betrachtung der geheimsten Dinge und die Erkenntnis der gesamten Natur²⁰.»

¹⁹ Giovanni Pico della Mirandola, Über die Würde des Menschen. Nebst einigen Briefen und der Lebensbeschreibung Pico della Mirandolas, ausgewählt und übertragen von H. W. Rüssel, Leipzig 1940, S. 85f. Man vergleiche die Besprechung dieser Ausgabe durch Donald Brinkmann in der Schweizerischen Hochschulzeitung, Jahrgang 13 (1941), Heft 6, S. 336. Wenig bekanntes Quellenmaterial zu diesem Thema findet man bei: Leonhardt von Renthe-Fink, Magisches und naturwissenschaftliches Denken in der Renaissance. Eine geistesgeschichtlich-anthropologische Studie über die Ursprünge des mechanistischen Weltbildes, Darmstadt 1933.

²⁰ a. a. O., S. 85f. Eine analoge Unterscheidung zwischen *magia naturalis* und *magia superstitiosa* macht später auch der Marburger Logiker Rudolf

Auch in bezug auf das neuplatonische Erbe bei Paracelsus gilt dasselbe wie in bezug auf die Abhängigkeit von Aristoteles. Diese Erbschaft ist zunächst nicht als solche entscheidend für das Verständnis der Paracelsischen Welt. Sie ist nur insofern wichtig, als sich in der neuplatonischen Philosophie Überreste des mythisch-magischen Weltbildes erhalten haben, wenn auch in stark ästhetisierter, d. h. aber am ursprünglich mythischen Weltbild gemessen denaturierter Form. Demgegenüber sprengt dann bei Paracelsus der eigentlich mythisch-magische Gehalt mit ungeheurer Wucht alle philosophisch-wissenschaftlichen Fesseln. Sie werden zwar auch bei Paracelsus nicht gänzlich abgestreift, sinken aber eben doch zur bedeutungslosen Äußerlichkeit herab.

Ja man kann sich überhaupt fragen, ob ein in Buchform einem anonymen Leserpublikum vorgelegtes Weltbild, gehöre es auch seinem ganzen Charakter nach der mythischen Sphäre an, ein adäquater Ausdruck des echten lebendigen Mythos sein kann. Gehört es nicht zu den entscheidenden Qualitäten eines lebendigen Mythos, daß er nur in mündlicher Überlieferung einem ganz bestimmt umschriebenen sozialen Gebilde, z. B. einem Stamm oder einem Geheimbund, zugänglich ist? Diese Frage ist durchaus berechtigt und zeigt nur von neuem, nun von der Seite des Mythos her, wie problematisch die Stellung des Paracelsus und seiner magischen Welt in der abendländischen Geistesgeschichte eigentlich ist. Auf der anderen Seite darf man aber doch nochmals auf die Tatsache hinweisen, daß Paracelsus offenbar trotz dieser dem echten Mythos fremden Ausdrucksweise eine hervorragende mythische Gestalt gewesen ist. Wie könnte er sonst in Sage und Brauchtum eine derartige Sonderstellung einnehmen?

Ein zweites Mißverständnis darf auch nicht aufkommen, als ob der Magier Paracelsus im Zeitalter der Renaissance der einzige gewesen wäre, in dem die ursprüngliche magisch-mythische Welt wieder hervorgebrochen ist. Vor, neben und nach Paracelsus tritt eine ganze Reihe anderer Gestalten hervor, die ebenfalls eine natürliche Magie verkündet haben. So etwa, um nur die bekanntesten zu nennen, Agrippa von Nettesheim (1486-1535), Giam-

Goclenius, bekannt durch den syllogistischen Kettenschluß, der seinen Namen trägt, in dem *Lexicon philosophicum, quo tanquam clave philosophiae fores aperitur*, Francof. 1613, S. 657.

battista Porta (1540–1615), der 1589 eine *magia naturalis* geschrieben hat, und Francis Bacon, dessen *novum organon* (1620) lange Zeit, doch wohl zu Unrecht, als Grundlegung der modernen naturwissenschaftlichen Erkenntnis angesehen worden ist²¹. Selbst bei den eigentlichen Schülern des Paracelsus, jenen Chemikern und Ärzten, die sich Paracelsisten nannten, ging der mythisch-magische Charakter der Lehre mehr und mehr verloren. Das mythisch-magische Weltbild des Paracelsus löste sich auf, einerseits in spekulative naturphilosophische Phantastik, andererseits in naturwissenschaftliche Empirie. Eine einzige Ausnahme macht vielleicht jenes kleine anonyme Werk *«Aurea catena Homeri»* aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, das eine *magia naturalis* im paracelsischen Sinn entwickelt, «wodurch die Natur, wenn auch vielleicht auf phantastische Weise, in einer schönen Verknüpfung dargestellt wird». Mit diesen Worten ruft Goethe in *«Dichtung und Wahrheit»* die *«Aurea catena Homeri»* in Erinnerung²².

Weder Agrippa noch Porta und Bacon haben das ursprüngliche mythisch-magische Weltbild mit solcher Wucht wie Paracelsus darzustellen und glaubhaft zu leben vermocht, daß sie in die mythische Überlieferung in Sage und Brauchtum eingehen konnten. Auch der romantische magische Idealismus eines Novalis läßt sich mit der ursprünglichen Gewalt des Paracelsischen Weltbildes nicht im entferntesten vergleichen. Die magisch-mythische Substanz tritt selbst in der Romantik hinter dem idealistischen Logos so stark zurück, daß sie sich nur noch in einer traumhaft-ästhetischen Kümmerform, in einem dichtenden Denken zu äußern wagt.

²¹ Francis Bacon bezieht sich mehrmals ausdrücklich auf Paracelsus, so vor allem in *«De dignitate et augmentis scientiarum»* (1623), einer Schrift, die in systematischer Hinsicht als Einleitung in das *«Novum Organon»* anzusehen ist. Auf den der modernen naturwissenschaftlichen Erkenntnis-methode widersprechenden Charakter dieser Schriften hat schon Justus von Liebig mit Nachdruck hingewiesen, ohne allerdings zu seiner Zeit bei der zünftigen Philosophie Gehör zu finden. Es lohnt sich heute, das Buch wieder vorzunehmen: Justus von Liebig, Francis Bacon von Verulam und die Methode der Naturforschung, München 1863.

²² *Aurea catena Homeri*, Frankfurt 1723. Ein schweizerischer Arzt, M. D. L. Favrat, veröffentlichte 1762 eine Friedrich dem Großen gewidmete lateinische Übersetzung dieser interessanten und seltenen Schrift. Nähere Angaben findet man in: Hermann Kopp, *Aurea catena Homeri*, Braunschweig 1880.

Zusammenfassend kann man also festhalten, daß die magisch-mythische Welt des Paracelsus für den modernen, dem Logos verpflichteten Abendländer im Grunde wohl aufzeigbar ist als etwas ganz anderes, daß sie aber nicht im strengen Sinne des Wortes verstanden werden kann.

Ein Hauptzug des abendländischen Schicksalsdramas kommt darin zum Ausdruck, daß sich aus dem ursprünglichen Mythos der Logos entwickelt hat. Von der mythischen Substanz zehrend, erhebt sich der europäische Logos. In akuten Krisensituationen aber, die das menschliche Dasein zutiefst in Frage stellen, wie z. B. in der Renaissance-Epoche, bricht dann der Mythos in einzelnen Gestalten mit urtümlicher Gewalt wieder hervor. Darin beruht die echte Tragik, in eins damit aber auch die faszinierende Größe des Theophrastus Paracelsus.

DR. HANS LOCHER ÜBER PARACELSUS
ANNO 1851

Von Dr. J. Strebel, Luzern

Diese «Denkschrift auf die Feier des Zürcher Jubilarfestes vom 1. Mai 1851 als Beitrag zur Würdigung vaterländischer Verdienste in jedem gebildeten Kreise von Dr. Hans Locher, praktischem Arzte zu Zürich und Docenten daselbst» führt den Titel: Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim, der Luther der Medizin und unser größter Schweizer Arzt. Sie erschien im Zürcher Verlag von Meyer & Zeller, Herausgeber auch von medizinischen und naturhistorischen Werken, der u. a. die berühmten Untersuchungen von Henle und Kölliker über die pacinischen Körperchen an den Nerven der Säugetiere, Köllikers Entwicklungsgeschichte der Cephalopoden sowie Köllikers grundlegende Arbeit über «Die Selbständigkeit und Abhänglichkeit des sympathischen Nervensystems durch anatomische Beobachtungen bewiesen», auch Dr. F. Heers Studien über die obersten Grenzen des tierischen und pflanzlichen Lebens in den Schweizer Alpen edierte.

Das «Zürcher Jubilarfest vom 1. Mai 1851» soll, wie in der im Pfarrhaus zu Wyla Ende März 1851 im Stile Gottfried Kellers geschriebenen Einleitung steht, «den Eintritt Zürichs in den Schweizerbund feiern». Denn am 1. Mai 1351 schloß Zürich mit den Waldstätten unter Führung ihres ersten Bürgermeisters Rudolf Brun gezwungenermaßen den ewigen Bund, weil es wegen der Verwüstung der March, von Stadt und Burg Rapperswil die Rache Österreichs fürchtete. «Aber», argumentiert *Locher*, «sogar das Wissen von den Taten der Vorzeit läßt kalt», wenn wir uns nicht der Wägstes und Besten, die den Fortschritt förderten, annehmen. Wie es aber oft «schwierig ist, die ersten Sterne am Abendhimmel zu erkennen», so werden sehr oft auch unsere Geistsheroen verkannt. Lochers Stilprobe folge hier: «Laßt dieses Schriftchen gleichsam wie eine Festrakete in die Höhe steigen, hell flammend für eine Minute, sodaß ihr auf seiner funkelnden Bahn einen Stern am vaterländischen Himmel erblicken könnet, von welchem ihr vorher nichts gewußt hattet. Wenn auch die Rakete erlischt, den Stern behaltet fest im Auge. Wißt ihr, wie dieser

neuentdeckte schimmernde Punkt am reichbesäten Himmel euers Vaterlandes heißt? *Paracelsus* heißt er.»

Locher scheint über Paracelsus Vorlesungen gehalten zu haben, wenn er S. 22 schreibt: Lassen Sie uns, werthe Kollegen, in jeder Beziehung gerecht und aufrichtig sein. Die Überschriften seiner zwei Vorlesungen muten grimmelshausisch-simplizistisch an und gleichen denen über alten Holzschnitten. Sie lauten: Von dem Papste, welchen der Schweizer Paracelsus von Hohenheim gestürzt hat, ferner: Von dem Luther, welcher den Papst Klaudius Galen gestürzt hat, nämlich von dem Schweizer Theophrastus Paracelsus von Hohenheim.

Die medizingeschichtliche Bedeutung der Locherschen Denkschrift liegt in den folgenden zwei Hauptpunkten: diese (Habilitation?) Schrift des geschichtsbeflissenen Zürcher Dozenten ist zur ersten schweizerischen Rehabilitationsschrift von Paracelsus geworden mit vielen historisch wichtigen Hinweisen (lange vor der Sudhoffschen Forschungsära), mit glücklichen Formulierungen, aber auch zahlreichen Falschbewertungen, ferner stellt sie den ersten schweizerischen Versuch einer großgesehenen Medizingeschichte in nuce dar. Letzteres sei durch eine am Schluß S. 66/68 gezogene Folgerung in guter Formulierung belegt, welche die auch heute gültige Einteilung der Medizingeschichte festlegt. Diese Einteilung der Medizingeschichte in nur zwei Perioden sollte jedem Arzt geläufig sein, der sein Heil nicht nur ausschließlich in der Heilpraxis sucht. Locher formuliert folgendermaßen: Die Weltgeschichte unterscheidet mit Recht drei Zeiträume: Altertum, Mittelalter und Neuzeit. «In der Entwicklung der Wissenschaften, namentlich der Naturwissenschaften, finden wir diese drei Epochen nicht. Hier haben wir nur eine Alt- und Neuzeit. Ein Mittelalter gibt es hier nicht. Die Grenzmarke zwischen diesen beiden gewaltigen Perioden bildet eine ebenso gewaltige Erscheinung: Franz Baco von Verulam (1561–1626), der die Naturwissenschaft als Mutter aller Wissenschaften erklärte, die Lehre der Induktion auch auf die Geisteswissenschaften anwandte und damit der Vater der neueren Erfahrungsphilosophie wurde» (vgl. K. Vorländer, Geschichte der Philosophie, 234/38). Erfahrung, Induktion, Empirismus waren aber schon *vor Bacon*, dem Lordkanzler Jakobs I. und Großsiegelbewahrer der engli-

schen Krone, dem man früher sogar die Abfassung der Shakespeare-Dramen zuschreiben wollte, die Astra oder Leitsterne eines Paracelsus gewesen. Wenn es also in den Naturwissenschaften berechtigt ist, ihr Altertum mit Bacon beschließen zu lassen und gleich die Neuzeit mit ihm zu datieren, so ist diese Zäsur nach Lochers und aller Medizinhistoriker Forschungen für die Medizin schon früher geschehen. Denn auch der Medizin kann kein Mittelalter der Geschichte zugestanden werden. «Was man so nennen könnte, ist nichts anderes als der wortgetreue Nachklang der alten Zeit. Wir haben bei ihr bloß ein Altertum und eine Neuzeit. Wer bildet hier die Gränzmarke? Wer ist hier der Schlußstein der alten und der Grundstein der neuen Welt? Ohne Zögern antworten wir: Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, unser Landsmann.»

Mit dieser Schlußformulierung, die in den vorhergehenden Kapiteln eingehend begründet wird, hat *Locher* erstmalig als vorzüglicher schweizerischer Medizinhistoriker Paracelsus nicht nur rehabilitiert, sondern seine überragende Bedeutung als Reformers der Medizin klar erkannt. Trotzdem will er keine «Eloge auf ihn schreiben, sondern Geschichte. Denn Ekstase beeinträchtigt nur zu leicht die ersten Erfordernisse der Geschichtsschreibung: Wahrheit und Klarheit.» Interessant sind folgende Schlußsätze Lochers: «Wir fühlen keine Begeisterung für Paracelsus, allein gerade deshalb eine um so solidere und besonnenere Achtung vor seinem Namen, eine um so motiviertere Anerkennung seiner Leistungen, einen um so aufrichtigeren Dank für seine Verdienste.» Er mutet zwar den Kollegen das Studium der Paracelsischen Schriften nicht zu: «Es kann einer der gebildetste und beste Arzt sein, ohne je einen Blick in einen der Pergamentbände des Paracelsus geworfen zu haben, gerade so gut wie einer der treueste und würdigste Protestant sein kann, ohne eine Zeile von Luther oder Zwingli gelesen zu haben.» Hier erkennt man sofort objektiv Lochers einseitige Einstellung zu Paracelsus als Nur-Reformer. Ebenso einseitig, ja falsch, ist die zeitbedingte Folgerung Lochers: «Paracelsus hat seine Rolle ausgespielt, und seine Größe wie sein Verdienst sind *rein historischer Art*, wie vielleicht auch diejenige seiner geistigen Mitkämpfer auf dem Gebiete der geistigen Revolution.» «Was er gewünscht, gehofft, erstrebt, hat sich

zum kleinsten Teil während seines Lebens, reich, glänzend und umfassend aber nach seinem Tode verwirklicht» (S. 68). *Tempora mutantur et nos mutamur in illis*. Diese Beurteilung Lochers hat sich schon längst als falsch erwiesen. Wenn es in der Medizin gelegentlich kriselt, so fehlt es jeweilen an der *Philosophia Sagax*, die allein Gewähr einer Gesamtschau bietet und über die rein materiellen Aspekte und Belange emporhebt in das Reich des Geistes. Geisteswissenschaft sollte aber die Psychiatrie sein. Nur ein Arzt hat bis jetzt eine *Philosophia Sagax* schreiben können: Paracelsus. Hier ist der induktive Analytiker der größte Synthetiker, als der er sich schon im *Paragranum* und *Paramirum*, der größten ätiologischen Schau aller Zeiten, ausgewiesen hatte. Sudhoff widerlegt Locher im 24. Bändchen der *Klassiker der Medizin* 1915: «Im großen, unvollendeten Werk der *Sagax* zeigt sich am gewaltigsten der geniale Flug Paracelsischer Gedanken, die weit ins Mystische hinüberstrebend zu den letzten Zusammenhängen des Weltgeschehens vorzudringen sich vermessen um auch dort Verständnis zu gewinnen für die Vorgänge im Menschenkörper, über Krankwerden und Heilung.» In der *Sagax*, urteilt ferner H. Kaysers, der Paracelsus zu einseitig als Nurgotiker katalogisiert, wird die Lehre von der «Astronomia», d. h. metaphysischen Erkenntnislehre, mit unerhörter Tiefe entwickelt, wie vor oder nach ihm nie mehr. Alle Probleme der heutigen Psychanalyse, des Hypnotismus (den Forel lange nach Locher in Nancy bei Bernheim lernen mußte), des Animalmagnetismus, sogar des Spiritismus sind in der *Sagax* vorweggenommen. Eine eigene Arbeit mitsamt einer Neuedition mit Kommentierung der *Sagax* möge weitere umfassende Beweise bringen. Also: hierin irrte Lochers Prophezeiung. Paracelsus wird geradezu unentbehrlich werden für die Neugestaltung z. B. der Psychiatrie. Paracelsus wird hier seine Rolle erst antreten müssen! —

Trotzdem Locher vor einer Eloge warnt, schließt der Zürcher emphatisch: «An einem der stolzesten Tage der Schweizergeschichte (500-Jahr-Feier des Eintritts Zürichs in den Bund, 1. Mai 1851) ein Hoch dir, Paracelsus, du, einer der stolzesten Träger der Schweizer Wissenschaft.» Locher faßt ihn also als Ganzschweizer auf, obwohl sein Vater bekanntlich Süddeutscher war, den die Schwabenkriege aus der Schweiz vertrieben.

Analysieren wir kurz die zwei Kapitel der Locherschen Denkschrift. Das erste handelt vom Papste, welchen der Schweizer Paracelsus von Hohenheim gestürzt hat, von Klaudius Galenus, und umreißt die Medizingeschichte in kurzen Zügen bis auf Paracelsus. Vor allem wird neben Hippokrates Galenus (129 bis etwa 199 n. Chr.) gewürdigt, dessen System während der ganzen Dauer des Mittelalters allgemein herrschend gewesen ist und als unumstößliche Norm galt. «Galen ist ein schimmerndes Talent, nichts mehr. Hippokrates dagegen eine der höchsten sittlichen und geistigen Größen. Als Schriftsteller erscheint Galen als Schwätzer, voller dialektischer Spitzfindigkeit. Seine Werke sind eine unerquickliche, fast unerträgliche Lektüre. Den ächten hippokratischen Schriften ist dagegen der unverkennbare Stempel des Genies aufgedrückt. Einen merkwürdigen Kontrast mit der ausnehmenden Bescheidenheit des griechischen Weisen bildet der maßlose, lächerliche Eigendünkel des Asiaten, des Gladiatoren- und Kaiserarztes. Galen ging der Sinn für schlichte Erfahrung am Krankenbett ganz ab. Er schuf ein verhängnisvolles System voll Sophistik und Hohlheit. Gesundheit ist nach ihm gleichbedeutend mit Ebenmaß zwischen den vier Kardinalsäften Schleim, Blut, gelber und schwarzer Galle. Krankheit entsteht durch Überwiegen des oder der Elemente vor dem andern. Den Säften entsprechen 4 Elementarqualitäten, die sich auch in den Arzneikörpern finden, wodurch die Arzneimittellehre zur Kombinatorik und Rabulistik wurde.» Richtig schildert so Locher den Stand der vorparacelsischen Medizin, breit untermalt von treffenden Einzelzügen. Er fügt bei: «Der Mensch hat vor nichts eine solche Scheu als vor dem eigenen Denken. Jeder, der es ihm abnimmt, erscheint ihm als Wohltäter. Der Grund ist aber Geistes-trägheit, Scheu vor intellektueller Anstrengung.» Deshalb hat das nichtsnutze galenische System während mehr als 1500 Jahren unumstößliche Bibelautorität besessen, und die Ärzte aller bekannten Länder, auch der arabischen, zu sklavischen Nachbetern gemacht und einer der edelsten Wissenschaften 1500 Jahre lang Stillstand geboten.

Soweit deckt sich Lochers Darstellung größtenteils mit den neueren von *Meyer* und *Sudhoff*: *Geschichte der Medizin* (1922), *Henry E. Sigerist*, Sudhoffs Schüler, jetzt in Baltimore (Große

Ärzte, 1932) und P. Diepgens, Geschichte der Medizin (Göschens vier Bändchen, 1913–1924). Locher selbst hätte das Zeug zu einem ausgezeichneten Medizinhistoriker gehabt. Er beklagt sich S. 7 nicht nur über die Teilnahmslosigkeit des gebildeten Publikums an der geschichtlichen Entwicklung der Medizin, sondern auch der Ärzte. Mit Recht weist schon Locher auf die merkwürdige Tatsache hin, daß das Mittelalter bloß ungefähr bis zum Jahr 1000 n. Chr. seine Medizin unmittelbar aus den Werken Galens selbst schöpfte, von da an dasselbe System aus den Händen der Araber in Empfang nahm als galenisches Lehrgebäude: Razes, 865–925, Avicenna, um 980–1037. «Daß Galen dadurch nichts gewann, daß er den mohamedanischen Halbmond passierte, ist begreiflich. Nimmt doch in der Prosa keines Volkes z. B. die Grammatik eine so hohe Stelle ein wie in der arabischen. Auch wird man in der Poesie keines Volkes eine solche Masse von Gedichten finden, deren Inhalt nichts weiter ist als Silbensophistik, Klangrabulistik, Reimkoketterie, alles Eigenschaften, welche in gewisser Beziehung ebenfalls den Flitterstaat unseres medizinischen Papstes Galenos ausmachen.» Locher scheint orientalistische Sprachstudien betrieben zu haben. Damit gelangt Locher zur historisch wichtigen Hauptthese seiner Arbeit und zum *zweiten Hauptkapitel*: «Am Ende des Mittelalters erschien nun aber ein Mann, welcher die Fesseln sprengte, in welche Galen die Medizin 15 Jahrhunderte geschlagen hatte, welcher den Zauber löste, der seit bald unvordenklicher Zeit auf der Arzneikunde lastete, und dieser Mann war ein Schweizer von Geburt und nannte sich Paracelsus von Hohenheim.» Schweizer von Geburt: Paracelsus bezeugt dies bekanntlich selbst: ich bin von Geburt ein Schweizer. Zudem war seine Mutter Ochsner eine Hörige des Gotteshauses Einsiedeln mit der Jurisdiktion (bis zur französischen Revolution), daß alle Kinder einer solchen Ehe der Hörigenhand nachgingen, also wiederum Hörige des Klosters wurden.

In Deutschland war zwar Paracelsi Grundlegung der Neumedizin schon längst anerkannt. Beweis ist u. a. ein 1590 geschriebenes lateinisches Lobgedicht auf ihn, das ich erstmalig übersetzte und in Nr. 601 der NZZ. 1941 veröffentlichte. Darin steht u. a. der Satz: *Sed rogitas, cur post veterum tot scripta, per artes hic Novus ignoto tramite carpit iter?* Wie war es wohl möglich, daß

nach so vielem gelehrtem Geschreibsel der Alten dieser Neuling den Wust überwand und seinen eigenen Königsweg fand? Paracelsus hatte immer seine Geistgemeinde. Am wenigsten galt er in seinem Ursprungslande, obwohl ihn der meistens im Ausland lebende Basler Arztchemiker Leonhard Thurneyßer zum Thurn eifrig sammelte und vorzüglich kommentierte (vgl. auch die Arbeit des Baslers R. Schwarz über diesen Alchimisten). Oporins, Bullingers, K. Geßners, Erastus', A. von Hallers und seines Schülers Zimmermanns Urteile, vielmehr Vorurteile, bzw. Verleumdungen über Paracelsus haben seiner gerechten Würdigung immer Abbruch getan und sie hintangehalten, bis 1851, als Dr. Locher auf den Plan trat und ihn von Zürich aus im zweiten positiven Teil seiner Denkschrift als erster Schweizer rehabilitierte.

Dieser 2. Teil der Locherschen Denkschrift handelt «Von dem Luther, welcher den Papst Klaudius Galen gestürzt hat.» Der Analyse wert erachten wir nur das erstmalig Formulierte und das Strittige.

Gleich einleitend wird betr. Abstammung die längst widerlegte Version zitiert, nach welcher Paracelsus von älteren und neueren Schriftstellern der Name *Höchener* beigelegt wird mit der Begründung, sein Geburtsort sei Hundwil oder Hoheneck im Appenzell. Zwei Gründe mögen zu dieser Sage beigetragen haben: die Verschwyzerung von Hohenheim in Höchener und der fast einjährige Aufenthalt Hohenheims im Appenzellerland als Arzt und Wanderprediger. Nach dieser eigenen Interpolation folge ein interessanter Satz Lochers: «Noch in neuester Zeit (also um 1850) ist uns von einem Freunde mitgeteilt worden, daß sich in Gais und Umgebung in Archiven wie in Händen von Bauern verschiedene Papiere vorfinden, welche über die frühere Lebensgeschichte des Paracelsus wichtige Aufschlüsse und namentlich den Beweis enthalten sollen, daß er im Appenzeller Lande geboren worden. Leider ist es uns noch nicht gelungen, diese Dokumente zu Gesicht zu bekommen.» Gegenwärtig ist *J. Denking*er, Goßau, auf erneuter Pirsch nach Paracelsica in der Ostschweiz. Diesem geistigen Urheber der St. Galler Paracelsus-Ausstellung 1941 verdanken wir bereits die wichtigen Neufunde unbekannter Paracelsischer Rezepte, die er aus den hölzernen Buchdeckeln eines offenbaren Satteltaschenexemplares der Wundarznei herausperku-

tierte. Einige davon, auch Marginalien, tragen nach eigener Einsichtnahme den typischen Duktus der Handschrift Paracelsi, speziell im saturnisch betonten *h* (*h*). Eine Edition dieser Neufunde sollte bald erfolgen, zumal Paracelsus auch daran als echt erkannt wird, daß er in einem Rezept verordnet: *nimb guoten alten rothen win*, was bekanntlich vor ihm kein Arzt getan hat. Vielleicht beschert uns der Spürsinn Denkingers noch andere Neufunde, zumal die Locherschen Notizen geradezu auf die Ostschweiz als Fundstätte hinweisen, was schon der Paracelsist *H. Escher* vor genau 100 Jahren versucht hat. —

Bei der Locherschen Namenanalyse von Hohenheim wird mit Recht betont, daß es damals üblich war, mit vielen Namen zu zeichnen. So soll Calvin deren nicht weniger als sieben gehabt haben. Den Nagel auf den Kopf trifft Locher noch mit der Bemerkung: «Lassen Sie uns übrigens, werthe Kollegen, in jeder Beziehung gerecht und aufrichtig sein! Ich bitte Sie irgendein medizinisches Werk, namentlich eines aus der Berliner Schule von Ihrem Büchergestelle herunterzulangen, den Titel aufzuklappen und nachzusehen, welche Beisätze dem Namen des Verfassers angeschlossen sind. Wenn wir hier von einem schwarzen, roten Adlerorden 1., 2., 3. Klasse, mit oder ohne Schleife, mit oder ohne Laub usw., lesen, glauben Sie auch noch, daß unserem rationellen Jahrhundert das Recht zukomme mit stolzem Selbstgeföhle ein Zeitalter zu bemitleiden, in welchem sich ein Arzt Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus von Hohenheim nennen durfte oder vielmehr von seinen Anhängern und Gegnern benannt wurde. Abgesehen, daß sich Paracelsus selbst nie und nirgends mit allen diesen mittelalterlichen Schleifen und Orden schmückt, tut die moderne deutsche Medizin am klügsten, über diesen Punkt jedes Hohnlächeln zu unterdrücken und in aller Stille sich einem sichereren Gebiete zuzuwenden.» «In einem noch erhaltenen Briefe bezeichnet er sich übrigens als Theophrastus von Hohenheim, genannt Paracelsus» (S. 19).

S. 22 behauptet Locher, daß Paracelsus «im 16. Lebensjahre die Universität Basel bezog». Obwohl wir über den Aufenthalt in diesem Jahr keine sichere Kunde haben, kommt Basel zu dieser Zeit nicht in Frage, eher Wien oder Tübingen. Locher läßt ihn denn auch bald nach dieser Basler Ankunft wieder von dort verschwin-

den und zu dem «berühmten Alchymisten Johannes Trithemius, damals Abt zu Sponheim, nachher zu Würzburg» verreisen. Sudhoffs Forschungen ergeben, daß er nur dessen Schriften gekannt hat.

Interessant ist für uns folgender Satz Lochers: «Dagegen gieng er von Schweden aus in Gesellschaft eines tartarischen Fürsten durch Rußland über Moskau nach Konstantinopel.» In den mir vorliegenden edierten Karten über die sogenannte Große Europa-reise des Paracelsus sind diese Stationen nicht eingezeichnet (Karte von Prof. Dr. F. Lejeune und W. E. Peuckert), ebensowenig in der unedierten von J. Denkingen. Fürst Telepnef, ein eifriger Paracelsist, fand in seinen Familienarchiven Dokumente, nach welchen einer seiner Vorfahren unter Zar Wassil dem Dritten (1505 bis 1530) speziell Mediziner von Litauen nach Moskau und Konstantinopel brachte.

Damit hätten wir eine neue nicht unwichtige Stütze für die obige Lochersche These, die übrigens an Hand der Quellen Lochers, der Originalschriften Paracelsi sowie der neuen Archivdokumente in einer eigenen Arbeit über die zwei großen Reisezirkel, den äußeren und den inneren, des Magiers noch einläßlicher studiert werden soll, zumal die heute vorliegenden Karten hierüber voller geographischer Unmöglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten stecken. So vermutete ich auch schon längst, daß Paracelsus nach Vollendung seines Studiums in Ferrara direkt weiter südwärts zog nach Salerno und von Neapel aus, das damals spanisch war, in spanische Dienste trat und von hier aus gen Granaten reiste. So brauchte er, um nach Montpellier und Lissabon zu gelangen, die Pyrenäen nur einmal zu überqueren, während ihn alle Bearbeiter dieser Fragen, auch der Altmeister Sudhoff, bis jetzt stets von Italien nach Südfrankreich, von dort nach Spanien und wieder zurück den Reiseweg nehmen ließen.

Lochers vorzügliche verdienstvolle Paracelsus-Studie hebt erstmalig in der Schweiz die unvergänglichen Großtaten Hohenheims als «Regenerator der Heilkunde» hervor, der den ragenden Markstein bildet zwischen Altertum und Neuzeit der Medizingeschichte. Nach Locher verkörpert Paracelsus Mittelalter und Neuzeit in einer Person und antizipiert sogar unsere Zeit und nach unserer Ansicht in seiner Sagax die kommende! Franz Baco,

Lord von Verulam, hat erst hundert Jahre später, führt Locher noch einmal aus, die Regeneration der Naturwissenschaften bewirkt. Paracelsus aber war Regenerator, vielmehr Reformator der Medizin als Zweig der Naturwissenschaften, «der seinen Acker mit dem nämlichen unverdrossenen Eifer, mit der nämlichen Kühnheit und Genialität, aber auch mit dem nämlichen Erfolge umgepflügt und mit neuem und reinem Samen besät hat wie die kirchlichen Reformatoren. Daß dieser Reformator der Heilkunde nicht den gleichen gefeierten Namen genießt wie seine großen religiösen Mitkämpfer im Revolutionswerke, ist begreiflich genug, weil die Interessen, die er vertrat, nicht so tief greifen als die, denen Luther und Zwingli ihr Leben weihten».

Locher läßt ihm durch Ökolampadius die Stelle an der Universität Basel verschaffen, «weil er in ihm einen verwandten Geist und ein dem seinen entsprechendes Streben entdeckt hatte» (S. 25). Großzügig und im Sinne neuerer Bearbeiter formuliert Locher erstmalig: «Hiebei, d. h. bei der Würdigung des Basler Triumvirats Ökolampadius, Erasmus und Paracelsus dürfen wir nicht verschweigen, daß wenigstens in einer Beziehung einem unbefangenen Beobachter die Tätigkeit eines Paracelsus großartiger erscheint als die seiner beiden andern Kollegen. Während die Reformatoren überall Mitstreiter fanden, auch Erasmus gleichgesinnte und mächtige Unterstützung fand, stand Hohenheim nicht bloß in Basel, sondern überhaupt vollkommen vereinzelt da und mußte den ihm zugefallenen Teil seines Reformationswerkes ohne die geringste anderweitige Hilfe, ganz aus eigenem Genie und aus eigener Tätigkeit vollführen. Freilich hat er sich deshalb auch in den unvergänglichen Ruhm des glücklichen Ausganges seines Unternehmens mit niemand anderem zu teilen.» Diese Würdigung Lochers wird von allen spätern Bearbeitern geteilt. *Kolbenbeyer* wußte für sein trilogisches Hauptwerk keinen größern Kopf und Helden der Renaissance zu finden als Paracelsus, weil er ihr tiefster und umfassendster Geist und Genius gewesen sei, dessen *Philosophia Sagax* der kommenden Medizin als Leitstern leuchten muß, wenn sie die noch jetzt schwärenden Krisen überwinden will. – Locher begründet diese These durch Analyse Paracelsischer Werke, leider meistens ohne genauere Quellenangaben.

Paracelsus, der Landfahrer, wird von Locher mit Recht verteidigt, weil dazumal «ein solches Wanderleben bei weitem häufiger vorkam (vgl. Erasmus) als heute» und Paracelsus seine Fahrten mit einem faustischen Erkenntnistrieb begründete: Die Kunst gehet keinem nach, aber ihr muß nachgegangen werden. Oft geht ein Buhler einen weiten Weg, daß er ein hübsches Frauenbild sehe. Wieviel mehr einer hübschen Kunst nach? Gibt Wandern nit mehr Verstand denn hinterm Ofen sitzen, Birnen braten, Bücher wälzen und also fahren im Narrenschiff? Wie mag hinter dem Ofen ein guter Cosmographus wachsen? Wer die Natur durchforschen will, muß mit den Füßen ihre Bücher treten. Denn auch die Krankheiten wandern hin und her, soweit die Welt ist, und bleiben nicht an einem Ort. Die Schrift wird erforscht durch ihre Buchstaben, die Natur durch Land zu Land: als oft ein Land, als oft ein Blatt! Also ist Codex Naturae, also muß man ihre Blätter umkehren. Wandert er weit, so erfährt er viel und lernet viel erkennen. Dies einige Kernsätze, die Locher in Paracelsischer Ursprache zitiert als Beweise, daß *Gundolf* recht hat: nicht einmal Luther hat ein so kerniges plastisches Deutsch geschrieben wie der Begründer und erste Dozent der medizinischen Wissenschaften in Deutsch, das oft noch den Waldruch seiner Schwyzerheimat ausströmt, wo er «in Tannzapfen erwachsen».

Der Zürcher Arzt Locher läßt Hohenheim nach 1535 drei volle Jahre in der Schweiz verleben, «zwar den größten Theil davon in und um Zürich», was historisch unrichtig ist, wie die Forschungen Sudhoffs beweisen.

Schon Locher unterscheidet zwei Wanderkreise Hohenheims: den großen Zirkel, der «durch den weiten Halbkreis von Lissabon, Stockholm, Moskau und Konstantinopel, Italien begränzt war» und den innern, «dessen Streifzüge der Mann auf die Schweiz und die deutschen Lande beschränkte». Während der große äußere Wanderzirkel als lernender Einzelfahrer vollendet wurde, oft als Feldchirurg, so «schloß sich ihm auf seinem Herumschweifen vom Jahre 1529 an eine zahlreiche Schülerschar an, die vor allem das Geheimnis des Universalheilmittels des Steines der Weisen abgucken wollte, enttäuscht wurden und ihren Meister verläumdeten». «So sind wir bei einer der Hauptquellen der vielfachen Verunglimpfungen und Verunstaltungen angelangt, welche der

Charakter des Paracelsus erfahren hat», schreibt Locher S. 33 mit vollem Recht: «Es gingen die Verläumdungen von dessen eigenen Schülern aus, welche ihrer Wut ihre Träume von goldenen Bergen vernichtet zu sehen in bitteren Anfeindungen des großen Mannes Luft machten.»

Lochers ausgezeichnete Rehabilitationsschrift beleuchtet erstmalig die positiven Eigenschaften Hohenheims, nachdem seine Gegner sich stets in Aufzählung meistens imaginärer negativer erschöpft hatten. So erwähnt er auch Paracelsi Zitat vom Reichtum der Armut und der Frommheit und daß er kein Zutütler der Venus gewesen sei, wozu Locher bemerkt: von dieser Schwäche war Paracelsus notorisch frei, eine zu seiner Zeit um so anerkanntenswertere Erscheinung, weil nach Paracelsi Ausspruch damals viele Prediger lehrten, was sie selbst nicht innehielten. Auch gegen den Vorwurf der Vielschreiberei und Unklarheit nimmt ihn Locher in Schutz, indem er Hohenheims eigene Worte zitiert: «Solt in der Lenge die Wahrheit liegen, so hätte Christus zu wenig geredt. Nehmend euch Exempel, wie so kurz die Profeten und Evangelisten geschrieben haben. Ursach: sie haben die Warheit geschrieben.» Locher betrachtet deshalb die große Straßburger Folioausgabe (die ihm offenbar zum Studium vorlag), «deren gewaltige Dimensionen unserm vielfach verkannten Landsmanne so oft zum Vorwurfe gemacht wurden, durchaus nicht als Sammlung der ächten paracelsischen Schriften, sondern es ist dieselbe eine Zusammenstoppelung von Arbeiten, deren einer Teil verstümmelt, deren anderer und größerer Teil untergeschoben ist». Hier erweist sich Locher als besserer Kritiker als mancher Neubearbeiter, der aus Interpolationen von Abschreibern Schlüsse zieht, die denen Paracelsi konträr sind. Locher bemerkt weiter zur Folioausgabe: «Bei der Abfassung dieser großen Gesamtausgabe ging man mit solchem Leichtsinne zu Werke, daß man Schriften, welche mit Erbitterung die paracelsischen Ansichten bekämpften, als ächt paracelsisch mit in die Ausgabe aufnahm, weil der auf dem Titel vorkommende Name unsres Einsiedler Arztes glauben machte, daß die Schrift von ihm herrühre.» Trotz den kritischen Sichtungen von *Sudhoff* und seinen Schülern kam es in unsern Tagen vor, daß Prof. *Medicus* einem berühmten Paracelsisten nachweisen konnte, daß seine Schlußfolgerungen aus den

Interpolationen der Abschreiber, welche Paracelsi Lehren konträr waren, gezogen waren, somit Hohenheims Lehren gar nicht tangierten. Lochers weitere Ausführungen über diese sehr wichtigen, heute noch nicht ganz bereinigten Punkte sind sehr lesens- und vor allem beherzigenswert. Mit Recht erklärt er als erster schweizerischer Rehabilitator kritischen Sinnes: «In der Tat dürfte die Literaturgeschichte kaum ein ähnliches Beispiel darbieten, in welchem der gute Name eines Mannes in moralischer und wissenschaftlicher Beziehung unter der Last von Schriften erlag, welche ihm fälschlich beigelegt oder fälschlich als Zeugen wider ihn gedeutet worden sind. Paracelsus pflegte seine (Früh)werke zu diktieren, und zwar sehr rasch. Auch so entstanden Mißverständnisse, wenn das deutsche Diktat sofort lateinisch übersetzt wurde. Locher führt als Exempel das durch Prof. Jungs Analyse in «Paracelsica» bekannte Traktat *De Vita longa* an: «so ist z. B. des Paracelsus Abhandlung vom langen Leben ganz deutlich, einfach, verständlich, während die Übersetzung, welche Oporin von diesem Werke liefert, dunkel und mit Mystik überhäuft ist.» Wer Oporins Abhandlung kommentiert, weil ihn dessen Pseudomystik anzieht, kommentiert nicht Paracelsus und findet einen falschen Mystiker, dunkel und verworren, während gerade Paracelsi Hauptbücher über die Mystik, die *Occulta* und *Sagax-Philosophie*, geschlossen und klar wie gotische Dome emporragen und den wahren Meister auch in der Sprache nie verleugnen. Als Kronzeugen zitiert Locher Johannes Huser, kölnischer Leibarzt, der 1616–18 die gesammelten Werke des Paracelsus in Straßburg edierte und in seiner Widmung an Ernst, Erzbischof von Köln, mit Recht schrieb: Wie oft also kann der Fall eintreten, daß man etwas für theophrastischen Unsinn erklärt, woran dieser gar keinen Teil hat, indem das Manuskript durch viele Hände gekommen, verändert und entstellt worden sein kann. Paracelsi Urschriften zeichnen sich durch Einfachheit und Klarheit aus, schreibt Locher mit Recht, «so daß viele Abschreiber allerlei mystisches verworrenes Zeug hineinzubringen sich bemüßigt fühlten, um ihren Herrn und Meister, Besitzer des Lebenselixiers, als solchen scheinbar zu legitimieren.» Deshalb die berechtigten Aussprüche eines heutigen Interpreten Paracelsi: wie klar, einfach und deutlich und bald hernach: wie unklar und verworren.

Wer Paracelsi Stil wirklich kennt, lernt auch rasch die Interpolationen der Abschreiber unterscheiden. Locher führt als ersten Sichter «des gränzenlosen Wirrwarrs, der in der Flut der paracelsischen Schriften herrschte», Prof. Marx in Göttingen an, der mit seltener Meisterschaft diese Aufgabe in befriedigender Weise gelöst habe. Marx als Vorläufer von Sudhoff! Trotzdem sind diese Probleme noch nicht völlig gelöst, wie die Rezension von Prof. Medicus am Buch «Paracelsica» von Prof. Jung ergab (NZZ.). — «Bombastischer Styl» sei, nach Marx und Locher, ein «typisches Kennzeichen *unächter* Paracelsus-Schriften», denn Hohenheims Stil sei «durchaus einfach, klar, verständlich» oder wie Paracelsus selbst im Irrgang der Ärzte betont: schlichtig. Marx lehnt viel mehr Schriften ab als später Sudhoff gemäß dem S. 40 angeführten Verzeichnis von Locher.

Ausgezeichnet ist der Passus von Locher, worin erklärt wird, daß die Verballhornung oder Bombastifizierung der Paracelsischen Werke hauptsächlich auch dem Umstande zuzuschreiben ist, daß Paracelsus die Sprache der mittelalterlichen Scholastik verachtete und seine «Geschritten» als erster Mediziner deutsch schrieb, wodurch sich aber die Laien ihrer bemächtigten, dazu ihre Meinung äußerten, sogar über strittige Punkte selbst aburteilten. «Nur zu oft schrieb der Laienabschreiber in das paracelsische Manuskript, das ihm unter die Hände kam, kurzweg seine eigenen Ideen hinein, ergänzte Lücken nach seiner Weise, und so entstand jener wüste Galimathias, welcher in so hohem Grade den Ruhm des Paracelsus gefährdete und welcher eine Marter für jeden Forscher ist.» Auch die folgenden lateinischen Übersetzungen, z. B. die berühmte Genfer De Tournes-Ausgabe 1658 «im wissenschaftlichen Hofkostüm» beging «absichtliche, gehässige oder in Schwärmerei begangene Fälschungen» und «konnte die durch und durch deutsche Natur des Paracelsus in der kernigen, treuherzigen, ungesuchten Sprache des Alltagslebens nur in höchst ungenügender Weise auf Kosten aller ächten Originalität wiedergeben» (Locher, S. 42). Hierin lag nach Locher wiederum eine reiche Quelle für Mißverständnisse, falsche Auslegungen und wohl- oder übelgemeinte Verbesserungen. —

Locher weist mit Recht darauf hin, daß Ökolampadius, der Paracelsus nach Basel zog, bestimmend beim Gebrauch der Mutter-

sprache auf ihn gewirkt habe, weil er die Messe in deutscher Sprache hielt und befahl, in deutscher Sprache zu taufen. Auch erschien 1515 in Basel die erste gedruckte deutsche Komödie von Gengenbach und 1522 bei Adam Petri Luthers Bibelübersetzung, der später auch Hohenheim edierte.

Nachdem *Locher* über die äußern Lebensumstände, die Schriften und das allgemeine Wirken Hohenheims berichtet, wirft er noch einen Blick auf das Schicksal seines Namens, wobei er einleitend richtig bemerkt: «Weder im ganzen Verlaufe der Weltgeschichte noch in der Entwicklung irgendeiner Wissenschaft ist uns ein Charakter bekannt, über welchen so verschiedenartig geurteilt worden ist wie über Paracelsus.» «Auch Geßner in Zürich war unserem Reformator nicht sonderlich hold. Sein erbittertster Gegner war aber Thomas Erastus (Leber) aus Baden, der Paracelsus mit beispielloser Gemeinheit angriff.» Allmählich «hatte man seine Reformation stillschweigend angenommen, allein die Fortschritte führte man nicht auf den Schöpfer zurück, den man immer noch bekämpfte wegen einzelner spezieller Ansichten, um welche es sich gar nicht zu streiten lohnte und die in keinem Vergleich zu dessen unsterblichen Verdiensten kommen». *Locher* zitiert den ersten verständigen Paracelsisten, *van Helmont*: «Paracelsus war ein Vorläufer der wahren Arznei, von Gott gesandt und mit der Wissenschaft ausgerüstet, die Körper durch Feuer zu zerlegen. Er war eine Zierde des ganzen Deutschland, und die Schmähungen gegen ihn sind keiner tauben Nuß wert.» Nach *Locher* kommt Paracelsus das Hauptverdienst zu, «die Zwingburg Galens zur Ruine gemacht zu haben». «Er war der erste freie Denker auf ärztlichem Gebiete.» *Locher* schrieb alles Bombastische und Mystische der Paracelsischen Schriften nur seinen verfälschenden und mißverstehenden Abschreibern zu. Ohne Namensnennung zitiert *Locher* die widersprechenden Ansichten zweier Zeitgenossen, von denen ihn der eine als wahnsinnig, der andere als einen der erhabensten Menschen aller Geister und Völker bezeichnete. *Locher* bemerkt dazu, ersteres brauche er nicht zu widerlegen und letzteres greife ihm doch zu hoch. Allerdings spricht *Locher* dem Paracelsus folgende Haupteigenschaften zu: redlichen Willen, feurige Liebe zur Wahrheit, kühnen Mut, durchdringenden Scharfblick und hohes Genie, ferner Redlichkeit des Herzens,

Uneigennützigkeit des Charakters, Wohltätigkeit gegen Arme, Gewissenhaftigkeit gegen Kranke, die alle aufgebauchten Anfechtungen kleinlicher Nörgler entwaffnen. Durchweg stellt sich uns, schreibt *Locher*, Paracelsus als ein biederer Ehrenmann in allen Schriften dar, in denen wir Stellen finden, die einen tiefen sittlichen Eindruck machen. *Locher* zitiert zum Beweis Paracelsi Gebet an den Heiligen Geist, den obersten aller Heilgeister, das schöner und edler ist als der berühmte Hippokratische Eid, aber unbekannt ist, weshalb ich es hier anführe: Heiliger Geist, weise mir, was ich nicht weiß, lehre mich, was ich nicht kann, gib mir, was ich nicht habe. Gib meinen fünf Sinnen, daß du wohnest drinnen. Mit den sieben Gaben sollst du mich begaben und deinem Frieden mich erlaben. Heilgeist, Urgeist, lehre und weise mich, daß ich recht leben kann gegen Gott und meinen Nächsten. Amen. *Locher* verteidigt hernach Hohenheim gegen die Anschuldigung, daß «der Arzt von Einsiedeln etwa ein Kopfhänger, ein augenverdrehender Betbruder gewesen sei, der unter seine Medizin Religion mit rechtgläubigen Sprüchlein vermengt». Diese Schlußfolgerung wäre eine durchaus falsche, denn «sein Arzttum ist ihm Priestertum», und Gott ist ihm stets der erste und größte Arzt. Ebenso schön ist der von *Locher* S. 55/56 vollinhaltlich zitierte Arzteid Paracelsi, aus dem ich einige Sätze herauspflücke: Das gelob ich die Kranken zu lieben, ein jeglichen mehr als wenn es mein Leib antreffe; nicht wännen, sondern wissen usw. —

Noch einmal verteidigt *Locher* «den ärztlichen Abt von Einsiedeln, der dem asiatischen Papst Galen kein gutes Haar gönnt, sondern ihn mit Stumpf und Stiel ausrotten will», wegen seiner derben, überheblichen Sprache folgendermaßen: «So hat auch die Schreibart unseres Landsmannes nichts Verletzendes mehr für uns, und die stärksten, trotzigsten, vernichtendsten und herausforderndsten Stellen, auf die sich seine Gegner bei ihren Anfeindungen stützen, müssen wir in ihrer *historischen* Bedeutung aufzufassen suchen, und zudem sind sie bei weitem nicht so arg als jene Polemik, durch welche Luther den römischen Stuhl wanken machte.» *Locher* versteht hierin Paracelsus voll und ganz, weil jeder Reformator derart vorgehen müsse: «Wenigstens beweisen uns dies die verschiedensten gelungenen Reformationen wie von Luther, Mahomed, Baco von Verulam und auch von Paracelsus.»

Scheinbar nur ist dieser Eigendünkel Hohenheims, schreibt *Locher* mit Recht und zitiert u. a. zum Beweis Paracelsi Satz: In allen Dingen sind wir bresthaftig und unser Wissen und Können ist nichts. —

Unter dieser Rubrik gefällt es *Locher*, ein kleines Register Paracelsischer Rückantworten auf den «Waldesel von Einsiedeln, den Kakophrastus und vom Belzebock Besessenen» zusammenzustellen wie: Galenische Leviten, Requiemdoktoren, Geltpfaffen, Stümpler, lausige Sophisten, Kälberärzte, konterfeyte Ölgötzen, Polsterdoktoren, Dr. Gimpel und Dr. Starwadel, grobe Ruffeldoktoren der hohen Schulen usw. Auch Luther, bemerkt hiezu *Locher*, bedient sich oft ähnlicher Kraftworte, und zwar in einem Grade, hinter welchem Paracelsi rauhe deutsche Zunge weit zurücksteht. «Die Ohren waren damals für ein starkes Wort nicht so empfindlich wie jetzt.» *Locher* rechtfertigt Paracelsus weiter: «Paracelsus fühlte, daß sein trotziges, unbekümmertes gerades Wesen zur Erreichung seines Zweckes notwendig sei und erklärte es daher für eine Tugend, welche ihm als ächtem Schweizer gezieme und sich auch nicht mehr ändern lasse, da Natur und Erziehung sie zu tief in seine Person gelegt hätten, da er von Natur nit subtil gesponnen, es auch nicht seines Landes Art, daß man etwas mit Seidespinnen erlange.»

Mit der nochmaligen Betonung, daß die Medizingeschichte nur Altertum und Neuzeit kenne, kein Mittelalter, und daß der Begründer der Neuzeit eben Paracelsus sei, schließt *Locher* seine reichbefruchtete Denkschrift. «Wir wollen kein *Eloge*, sondern Geschichte schreiben und Ekstase beeinträchtigt nur zu leicht die beiden ersten Erfordernisse der Geschichtschreibung: Wahrheit und Klarheit.»

Mit den *Quellen Lochers* sind wir bereits bekannt geworden. Er hat die Folioausgabe Zetzners (1616–1618) zum Studium benutzt, fußt ferner auf den vorsudhoffschen Forschungen des Göttinger Professors *Marx* und des Berliners *Lessing*. Einige Quellen dürfte er verschwiegen haben, z. B. die ihm sicher bekannte Paracelsus-Biographie von *Leu*, welcher der erste Zürcher war, der sich mit biographischen Paracelsus-Studien abgab. Der Zürcher Staatsmann und Bürgermeister Hans Jakob Leu war ein Schüler *Scheuchzers* (1672–1733). Von ihm und seinem Sohn er-

hielt die Zürcher Stadtbibliothek über 300 Manuskriptbände. Sein berühmtestes Werk ist das auf eigene Kosten edierte zobändige «Allgemeine helvetische, eidgenössische und schweizerische Lexikon», das in Zürich von 1747–1765 herausgekommen ist. Hierin steht Leus Paracelsus-Biographie, die u. a. bereits ausführt, daß Paracelsus ein Vorgänger (vielmehr ein Nachfahre) der Mystiker und Theosophen gewesen sei. Als Quellen zitiert Leu *Wurstisens* Basler Chronik, die Werke des ersten großen Paracelsisten (oder Theophrasten, wie man früher sagte) *Van Helmont*, *Adami vitae*, *Erastus* u. a. Auch die nachfolgenden Biographien *L. Meisters* in «Helvetiens berühmten Männern», der Paracelsus speziell vom theologischen Standpunkt aus würdigt und ihn als Vorläufer von Fludd, Weigel, Böhme darstellt, sowie die von Heinrich *Escher*, Dr. phil., Professor der Geschichte zu Zürich, dürfte *Locher* als Unterlagen vorgelegen haben. *B. Milt*, dem wir eine aufschlußreiche Studie über «Paracelsus und Zürich» verdanken (1941), bezeichnet *H. Escher* als den bedeutendsten Zürcher Biographen Hohenheims, der sich als gründlicher Kenner seiner Werke ausweise. «Die Darstellung seiner naturphilosophischen Gedanken ist heute als mustergültig und vorbildlich zu bezeichnen.» Escher war selbstständiger Paracelsus-Forscher, der auch Licht in die dunklen Appenzeller Jahre zu bringen bemüht war und deswegen in brieflichen Verkehr mit dem Appenzeller Geschichtsforscher *J. C. Zellweger*, den Historikern *Wegelin* und *Bernet* in St. Gallen u. a. stand. *Escher* nennt Paracelsus einen der geistreichsten und merkwürdigsten Ärzte und Naturforscher des 16. Jahrhunderts mit genialen Ideen und tiefen Einblicken in die Natur.

Aus diesen Zürcher Quellen schöpfte *Locher* sicherlich auch, ohne sie zu zitieren. Wahrscheinlich gaben sie ihm sogar die Anregung zu seiner Paracelsus-Schrift. –

Wer war Dr. Hans *Locher*, der Verfasser unserer analysierten Denkschrift? *Milt* gibt uns darüber in der Vierteljahrsschrift der NGZ., 86. Bd., S. 344 ff. Auskunft. Geboren 1823 als Sohn von Dr. *Locher-Balber*, Professor für Arzneimittellehre und Therapie an der Zürcher Hochschule, besuchte er die Schulen seiner Vaterstadt und doktorierte in deutscher Sprache (damals noch ein Novum) 1847. Später wurde er dank seiner Befähigung auf dem

Gebiet der Geschichte der Medizin Privatdozent. Vier Jahre lang hielt Locher Vorlesungen über gerichtliche Medizin, Augenheilkunde als Vorläufer des Graefeschülers Horner, allgemeine und spezielle Pathologie, Pastoralmedizin inklusive Anthropologie und Geschichte der Medizin, sein Lieblingsfach. Daneben las er über Shakespeares Dramen als künstlerisch fundierter Arzt. 1853 wurde er zum Spitalarzt von Münsterlingen gewählt. 1864 legte er dieses Amt nieder und praktizierte wieder in seiner Vaterstadt. 1873 starb er an Magen-Ca, bis zuletzt wissenschaftlich tätig. Sein Hauptwerk ist das Buch über «Familienanlage und Erblichkeit», worin er den Prozeß der Vererbung der Strenge der mathematischen, sogar physikalischen Forschungsmethode unterwerfen wollte. Denn Erblichkeit ist ihm ein Ableger des Baums der Mathematik, was uns die Kombinatorik der Genmischungen, vor allem aber einwandfrei die Erbstudien der Refraktionen z. B. der Astigmatismusaxen, heute beweisen. *Locher* hatte mit Paracelsus viele verwandte Züge. So studierte er als Psychiater das Innere Sehen und die Visionen, z. B. der Jeanne d'Arc, die er als echt erklärte: der Visionär sieht tatsächlich existential, nur auf einer höheren Bewußtseinssebene. Dies war der Mann, schreibt *Milt* l. c., der Paracelsus dem schweizerischen Volk neu entdeckt und wieder geschenkt hat. Waren die historischen Arbeiten der Zürcher Biographen Theophrasts (*Leu, Meister, Escher*) durch äußere Umstände entstanden¹, so gilt das auf keinen Fall für *Locher*. «Es war eine tiefe Bindung, eine tiefe Verehrung, die ihn zwang, für Paracelsus zu zeugen, wie er für Johanna von Orleans zeugen mußte.» *Lochers* Denkschrift war also ein Bekenntnis nicht nur vor Fachgelehrten, sondern vor dem ganzen Schweizervolk. «Nie hat im 18. oder 19. Jahrhundert ein schweizerischer Arzt so eindeutig für Paracelsus Stellung genommen wie Locher, schon im Titel der Denkschrift: unser größter Schweizer Arzt» (*Milt*). Das Verdienst *Lochers* beruht in der scharfen Unterscheidung der Medizingeschichte in nur Altertum und Neuzeit und in der Herausmeisselung der historischen Tatsache, daß Herakles-Hohenheim den Augiasstall der galenischen Medizin gereinigt und durch Aufrichtung neuer herakleischer Säulen festtra-

¹ Als Lexikonarbeiten.

gende Fundamente der neuzeitlichen Medizin geschaffen hat. In einem irrt *Locher*, wenn er als Vorläufer der nach ihm kommenden rationalistischen Medizin betont: Paracelsus hat seine Rolle ausgespielt. Bereits früher habe ich diesen Irrtum korrigiert. Wohl brauchte die Medizin nach der romantischen Periode nach 1800 eine materialistisch-rationalistische nach 1860 um auf dringend benötigte neue Erkenntnisebenen zu gelangen. Jedoch, sowie die Nacht dem Tage folgt, muß der Rhythmus wieder zurückschwingen zur *Philosophia Sagax* des Hohenheim, an dem wir noch lange nicht ausgelernet haben werden. Kronzeuge hiefür sei mir der hervorragende objektive Paracelsus-Kenner Erwin *Jaekle*, der am Schluß seines neuesten Paracelsus-Werkes (Atlantisverlag 1942) gleichsinnig schreibt: «Die Welt des Helfers Paracelsus erweist sich immer noch als zu ungeheuer, als daß sie schon Besitz der Wissenschaft sein könnte – sie muß erst einverleibt werden, um zum Gegenstande entrückt werden zu können. Sie bedarf der unmittelbaren und liebenden Erfahrung und der Wiedergeburt aus der Bewältigung.»

PARACELSUS SEINE WELTSCHAU IN WORTEN DES WERKES

Atlantisverlag Zürich 1942

In Zürich hatte Theophrastus von Hohenheim, genannt Paracelsus, von jeher seine größte Geistgemeinde. Nie rissen hier die Fäden ab, seitdem er mit dem nachmaligen Zürcher Stadtarzt Christoph *Clausner* in Ferrara studiert und promoviert hatte. Hohenheims Brief an die Zürcher Studenten nach Frobens Tod ist bekannt durch seine freundliche Dankbarkeit und durchsonnt von geselligen Erinnerungen. *Bullinger* wog den Wert und Unwert des medizinischen Reformators in einem nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Brief an Erastus in Heidelberg, worin er ihn zu leicht befand, weil er in der Herberge zum Storch den Wein zu gewogen war und deshalb keine Zeit mehr fand, fromme Versammlungen zu besuchen. Nachfolger Clausners als Stadtarzt nach dessen 1552 erfolgten Ableben war der Polyhistor *Conrad Geßner* (1516 bis 1565), Mitbegründer der heutigen Naturwissenschaft, der in seinem Schriftstellerlexikon als Jungliterat die erste zürcherische Biographie Hohenheims schrieb, sich an dessen Genie entzündete und zeitlebens mit dem Paracelsischen Genius rang. Geßner bewunderte den Therapeuten restlos, lehnte den Naturphilosophen ab und verurteilte den Theologen als Arianer. So bezeichnete man damals die Spiritualisten, deren panpsychistische Naturphilosophie verderblich nach Paganismus roch, zum Unterschied von den ausschließlich Bibelgläubigen. Johannes Muraltus gehörte zu ihnen und schwor auch auf Theophrast. Noch heute sind viele Paracelsische Erstdrucke mit den Namen der 1555 von Locarno exilierten Muraltus gezeichnet, z. B. *Ex libris Anthony Muralti*. Geßners Nachfolger als Stadtarzt und langjähriger Famulus war Kaspar *Wolf*, von dessen Hand sich in der Zürcher Zentralbibliothek als Kopie die älteste Niederschrift eines Paracelsus-Kollegs aus Basel erhalten hat, die unediert verteilt ist im *Thesaurus medicinae practicae Conradi Gesneri*. 1732 befaßte sich H. H. *Rahn* in seiner Leidener Dissertation mit Paracelsus. Nirgends in der Schweiz kommt das Schrifttum über ihn an Umfang und Tiefe dem zürcherischen gleich (Milt). Vor allem waren es zünftige Historiker wie der Zür-

cher Staatsmann Hans J. *Leu*, ein Schüler Scheuchzers, der sich mit biographischen Paracelsus-Studien abgab (1758), ebenso Leonhard *Meister* (1784). Der bedeutendste Zürcher Biograph Theophrasts war jedoch Heinrich *Escher*, Professor der Geschichte (1781–1860), der sich nicht nur als gründlicher Kenner der Werke Hohenheims auswies, sondern auch ausgedehnte Studien über dessen Appenzeller Jahre betrieb. «Eschers Darstellung von Paracelsus' naturphilosophischen Gedanken ist heute noch als mustergültig und vorbildlich zu bezeichnen» (Milt). 1851 schrieb anlässlich der 5. Jahrhundertfeier des Eintritts Zürichs in den Bund der Zürcher Dozent Dr. Hans *Locher* seine berühmte Denk- und Bekenntnisschrift über «unsern größten Schweizer Arzt». Sie wurde im gleichen Verlag von Meyer & Zeller ediert, der auch die bekannten Abhandlungen von Oswald Heer, Henle und Kölliker herausbrachte. Lochers heute noch überaus lesenswerte Denkschrift über den «Luther der Medizin» forderte eine neue, heute anerkannte Einteilung der Medizingeschichte in nur Altertum und Neuzeit und als Grenzstein und ragende Zwischensäule Paracelsus. Hohenheim ist nach ihm mit Recht sowohl Schlußstein der alten und tragender Grundstein der neuen Medizin. «Ihn als Erster auf diesen Platz gestellt zu haben, ist das Verdienst *Lochers*,» schreibt Bernhard *Milt* mit Recht in seiner aufschlußreichen Arbeit: Paracelsus und Zürich (86. Bd. d. V. d. N.G.Z., 1941). Locher hat tatsächlich Paracelsus für das gebildete Schweizer Publikum erst entdeckt und statt auf den 1. Mai 1851 in billigem Patriotismus zu machen, durch eine Tat lauterer Anerkennung einem allzulange Verkannten gegenüber seine wahre Vaterlandsliebe unter Beweis gestellt.

Das Geisteserbe Hohenheims war in Zürich also immer wohlbetreut. Heute vollends mehr denn je! Es seien nur die Namen der Zürcher Professoren L. Birchler, Hans Fischer, C. G. Jung und seiner Schülerin Dr. Yolan Jacobi, Fritz Medicus erwähnt. Auch des Schriftstellers Max Geilinger sei gedacht. In Zürich hatte Hohenheim nicht nur von jeher seine größte Geistsgemeinde, sondern hat sie heute noch. Seine *Philosophia ad Athenienses* hätte Hohenheim ruhig Zürich dedizieren können. Diese Dedikation hätte mehr innere Berechtigung gehabt als alle seine übrigen. Besser läßt sich die These von der paracelsischen Geistsgemeinde von Zürich nicht illustrieren als durch die soeben herausgekommene Welt-

schau Hohenheims in Worten seines Werkes von Erwin *Jaekle*. Wenn auch post festum erschienen, was verschlägt's dem echten Paracelsisten oder – wie Locher 1851 noch intimer schrieb – dem Theophrasten? Nirgendwo mehr als hier gelten C. F. Meyers Worte: Genug ist nicht genug, zumal Jaekles Auswahl sich von allen andern Chrestomathien wie «Geheimnisse» von E. W. Peuckert oder «Lebendiges Erbe» von Yolan Jacobi dadurch hervortut, daß sie den grandiosen Kreislauf der Paracelsischen Weltschau logisch-philosophisch abwandelt, wodurch die Einheitlichkeit seines geschlossenen Weltbildes plastisch herauskristallisiert wird. Jaekles Auswahl kennzeichnet sich von allen andern dadurch außerordentlich vorteilhaft, daß sie den wesentlichen Grundbestand Paracelsischen Gedankengutes wirklich gibt und damit die Ansatz- und Kristallisationspunkte aller fachlichen Leistungen liefert, wodurch die Einheit des Weltbildes als Kosmogonie herausgehoben wird. Der Kreislauf der Weltschau Hohenheims hebt im Mysterium Magnum an, inkarniert sich in der Schöpfung, zerfällt durch Separation und gelangt mittels der ärztlichen und priesterlichen Leistung, die den zerfallenen Kosmos wieder herstellen, ins Mysterium Magnum zurück nach proteischen Kreisläufen. Jaekles Auswahl ist wirklicher Dienst am Worte des Meisters. Seine Einleitung, welche die Leser der NZZ. teilweise kennen, ist fein formuliert, substanzgeladen, gerecht abwägend und verrät den kundigen Philosophen, der, selbst dem Geiste verpflichtet, in seiner Erbfolge steht. Philosophus oder Weltendeuter nannte sich Paracelsus mit Vorliebe. Deswegen vermag nur ein Gesamtbild seiner geistigen Gestalt den Teilergebnissen das rechte Gewicht und Gesicht zu verleihen, was dem Philosophen Jaekle in diesem reichen, schöngegliederten und wohlgerundeten paracelsischem Vademecum vollauf gelungen ist. Gerade das zeichnet Paracelsus aus, daß er der Forschung die philosophische Besinnung voraus hatte, obwohl die Medizin vor ihm Spekulation war, nach ihm erst Naturwissenschaft wurde. Ihm blieb nach Jaekle die vermählende Erfüllung der philosophisch verankerten Naturkunde vorbehalten. In diesem Sinne bezeichnet ihn der Herausgeber als Gründer einer großen und heute erst allmählig heraufkommenden Epoche. Locher als Ausläufer der romantischen Medizingeschichte und Vorläufer der auftauchenden materialistisch-rationalistischen Ära,

schrieb 1851: Paracelsus hat seine Rolle ausgespielt und seine Größe wie sein Verdienst sind rein historischer Art. Nachdem aber die einseitig rationalistische Forschung ihren notwendigen Dienst getan, in Sackgassen stecken blieb, durch «Ursachen»-Forschung und Mendelismus wieder auf eine höhere Geistebene geführt wurde, mußte der Rhythmus wieder zurückschwingen zu – Hohenheim. Gleichsinnig schreibt Jaeckle: «Die Welt des Paracelsus erweist sich immer noch als zu ungeheuer, als daß sie schon Besitz der Wissenschaft sein könnte – sie muß vorerst einverleibt, assimiliert werden, um zum Gegenstande entrückt werden zu können. Sie bedarf der unmittelbaren und liebenden Erfahrung und der Wiedergeburt aus der Bewältigung.» Ein Vademecum zu ihrer Bewältigung und integralen Assimilation hat uns der verdienstvolle Autor mit seinem Dienst am Wort des Meisters in die Hand gegeben. Stufe um Stufe führt es uns empor auf höhere Bewußtseins-ebenen, die auch die Schau der Einzeldisziplinen auszuweiten berufen sein werden. Wenn es zu «kriseln» beginnt in den Einzel-fächern, fehlt eben immer das geistige Band der Gesamtschau, wie sie Hohenheim in seiner Sagax-Philosophie in einer Art und Weise gegeben hat wie vor und nach ihm keiner, wenn auch die Sprache, die er als meisterlicher Sprachschöpfer erst gestalten mußte, oft «stamleter Art» ist. Anleitung zu dieser Gesamtschau vermittelt uns Jaeckles Paracelsus-Werk.

J. Strebel

PARACELSUS REDIVIVUS

(Zum 450. Geburtstage)

Von *Alfred Greil*, Innsbruck

Experientia ac ratio.

«Ich bin von Ainsiedeln, des lands ein Schwyzer» schrieb *Paracelsus*, und war stets stolz darauf, «im lande der tannzapfen» geboren, «bei milch, käs und haberbrot» aufgewachsen zu sein. Es ist nicht genau zu ermitteln, ob der Begründer der neuzeitlichen Medizin, Biologie und Chemie, einer wahrhaft monistischen Weltanschauung im letzten Drittel des Jahres 1493 oder im ersten Drittel des folgenden Jahres geboren wurde, wofür manches spricht; sein Vater, der praktische Arzt Wilhelm Bombastus von *Hohenheim*, entstammte einem schwäbischen Adelsgeschlechte, war Tübinger Lizentiat; seine Mutter war eine Gotteshausangehörige, Eigenfrau des Stiftes, Aufseherin des Pilgerspitals, stammte aus der Familie der Ochseners, der auch das an der über die tosende Sihl führenden, hochgewölbten Teufelsbrücke gelegene Geburtshaus gehörte. Die Mutter war im Pilgerspital wohl auch kleinchirurgisch tätig, denn die Wundbehandlung war damals den graduierten Ärzten untersagt (unverbürgt). So wuchs also der Knabe im elterlichen ärztlichen Milieu, im Umgange mit Wallfahrern verschiedenster Herkunft auf. Nach dem frühen Tode der Mutter übersiedelte der Vater mit seinem neunjährigen Sohne nach Villach, wo sich dem jungen Aureolus Philippus in den Schmelzhütten, Probierlaboratorien der dortigen Bergwerke die anorganische Welt eröffnete, was für dessen geistige Weiterentwicklung als zweiter Faktor von entscheidender Bedeutung wurde. In Ferrara promovierte der «Doktor Faustus vom Etzel», wie er später genannt wurde. Angewidert von der im Galenismus erstarrten Scholastik bildete er sich auf weiten Reisen, die ihn bis nach Spanien, Stockholm und Alexandrien führten und erarbeitete sich in makelloser Sauberkeit seiner persönlichen Haltung, höchster ärztlicher Ethik sein umfassendes Wissen, seine monistische, dynamistische Grundhaltung, seine eigene Denkform, indem er auf allen Gebieten ärztlichen, biologischen und chemischen Denkens seine eigenen Wege ein-

schlug. *Kopernikus, Kolumbus, Gutenberg, Martin Luther, Melancthon, Erasmus von Rotterdam, Ulrich von Hutten, Michelangelo, Leonardo da Vinci* und *Albrecht Dürer* waren die Zeitgenossen des «Lutherus, princeps medicorum», «præceptor medicinae», der als Kind des ausgehenden Spätmittelalters die grundsätzliche Entwicklungsrichtung der neuzeitlichen Medizin in jener Zeit gewaltigsten allgemeinen Umbruches in seiner einzigartigen Vielseitigkeit, vorbildlicher Universalität in vollem Zukunftsgeföhle erschloß und so zum führenden Arztphilosophen, Kulturpionier, -repräsentant, -träger wurde. Seine Zeitgenossen überragte der «*Helveticus Eremita*», wie er sich nannte, durch die Erkenntnis der großen Zusammenhänge des Makro- und des Mikrokosmos, womit sich ein geistesgeschichtlicher Wendepunkt von einmaliger, unabsehbarer Bedeutung anbahnte. «Es gibt in der Gegenwartsmedizin so gut wie gar nichts, was nicht einmal bei *Paracelsus* gesagt ist.» «Ohne *Paracelsus* ist unsere Naturwissenschaft nicht denkbar» (*Strebel*), dessen wesentlichste Erkenntnisse sich folgendermaßen beweisen, erläutern lassen:

I. «*Die Natur ist eins, »wiederholt sich im Menschen*», der «*nach Himmel und Erden gemacht*» ist. «*Der Arzt findet im Menschen nichts, als was die äußeren Elemente auch haben*». Alles fürsorge- und heilärztliche Denken, Planen, Hoffen, Wirken und Handeln, die «biologische Medizin» wurzelt in dieser Paracelsischen monistischen, dynamischen, antivitalistischen Grundeinstellung, Lebensauffassung, Weltanschauung, im Vertrauen auf die strenge Naturgesetzmäßigkeit, lückenlos geschlossene Äquivalenzkausalität, Folgerichtigkeit, physikochemische Begreifbarkeit und Beeinflußbarkeit aller betriebs- und entwicklungsphysiologischen und -pathologischen Erscheinungen, Vorgänge, Wechselwirkungen, in welche der Zufall wegen der ungeheuren Komplikation des Werdeganges und Aufbaues nur als Nebenfaktor hineinspielt. Die bei jeder beliebigen menschlichen Keimesentwicklung mögliche Entstehung einer Drillinge, von *Kranio-*, *Thorako-* oder *Pygopagen* eines *Epignathus*, *Epigastrius*, *Fötus inclusus* oder *Sakraltumors* beweist, daß in der menschlichen Keimzelle weder die Symmetrieebene und Asymmetrie, noch das *Kranial* und *Kaudal*, weder die *Zahl*, noch die *Lagerung* der einzelnen Organe irgendwie vorbestimmt, -gebildet sein können, alles Geschlechtliche und Geistige aus Körperlichem erschaffen werden muß. Die aus Körperzellen gezüchteten Geschlechtszellen können nur rein zelluläre, zum guten Teile frisch «erworbene Eigenschaften», Fähigkeiten, Bereitschaften und Bedürfnisse vererben. Alle makroorganismischen Reaktions-, Anpassungs-, Modifikationsweisen, Abstimmungen, Korrelationen, Regulationen, Synergismen, Antagonismen, Automatismen, Fähigkeiten und Bereitschaften müssen von den Abkömmlingen absolut gleicher, ganz beliebig vertausch- und vertretbarer Furchungszellen folge-

richtig erworben, erarbeitet werden, wobei jede Zustandsänderung die Auswirkung der vorhergehenden und die Ursache der nächsten ist. Durch Abänderung der zellular- und histoökologischen und -soziologischen Beziehungswechsel-, -verhältnisse kann jeden Augenblick alles ganz anders werden, bei jeder Organanlage eine wuchernde Fehlbildung entstehen, deren neuartiger Auf-, Grob- und Feinbau jeder Beschreibung und Klassifikation spottet.

II. *«Die Philosophie soll so gelehrt werden, daß der Mensch darin ganz erscheine, begegne»* und behandelt werde, denn der Kulturmensch entsteht, entwickelt sich, reift, lebt, arbeitet, denkt, erkrankt, heilt und stirbt in seiner eigenen ganzheitlichen Weise. Betriebsbiologen, -physiologen und -pathologen können der unabsehbar komplizierten *makroorganismischen*, binnen- und umweltlichen, biozönotischen *«Ganzheit nicht mehr habhaft werden»*; dies gelingt nur dem Entwicklungsphysiologen und -pathologen, denn *«das Ganze ist stets vor den Teilen da und muß in die Teile strebend dargestellt werden (Goethe), die im originären Ganzen in gar keiner Weise als solche vorgebildet sein können, erst beim Wachstum des Ganzen erworben, erarbeitet werden, was ebenso für die kernlosen Archäoplasmen wie für die tektonischen und regionären makroorganismischen Differenzierungen gilt. Das «Totum vitae», die «Unitas multiplex» muß durch die gesamte, einheitlich zu analysierende Zyklizität der Entwicklung und Vererbung, Geschlechterfolge verfolgt, stets im Auge behalten werden. Der Körper bildet den Keim, indirekt also den Körper. Der Embryo baut sich selbst neuschöpferisch, neo-, epigenetisch aus einem absolut einzelligen Ausgangszustand wie beim stammesgeschichtlichen Urerwerbe nach physikochemischen Gesetzmäßigkeiten kausal-, beziehungsanalysierbar auf, denn die menschliche Eizelle muß quasi isoplasmatisch, -trop, -leizithal gebaut sein, jeder Richtungsorganisation praktisch entbehren. Alle Neuro-, Amnion-, Dottersack-, Allantois-, Chorionepithelzellen müssen «von Hause aus» genau dieselbe zelluläre, absolut äquale vervielfältigte Grund-, Erbkonstitution, Befähigung haben. Die Entstehung des gesamten matern-chorialen-fötalen Reaktions-systemes, dieser höchsten, dreigliedrigen Konstitutionseinheit zusammenwirkender väterlicher, mütterlicher Zellorganellen und humoraler Erbfaktoren muß in allen Phasen einheitlich verfolgt und beurteilt werden; dasselbe gilt für den Wiedererwerb aller psycho-somatisch-generativen Wechselwirkungen und alle prä- und postnatalen Erlebnisse, Anpassungsreihen. Betriebs- und entwicklungsphysiologische Wechselwirkungen fördern und steigern sich gegenseitig.*

III. *«Dem Arzte wird die Heimlichkeit der Natur offenbar und den übrigen Gelehrten wird sie vom Arzte mitgeteilt.»* *«Die Frage aller Fragen», «das Mysterium der Mysterien», das Leib-Seele-Problem kann nur entwicklungsphysiologisch geklärt werden. Aus jeder beliebigen Zellgruppe des primordialen Amnion-epithels könnte durch das Energie-, Hormon-, Vitamin-, Mineralstoffangebot des angepreßten winzigen goldgelben Dottersäckchens ein Embryonalschild-, Palisadenneuroepithel gezüchtet werden. Das Iris-, Ziliar-, Pigment-, Orbitopalpebralzysten-, Plexusepithel, die quergestreifte Iris-muskulatur, Retina, Epi-, Neurohypophyse, der Sehnerv, Trichter, Conus medullaris, die Stamm-, Hirn-, Spinal-, Sympathicusganglien, kompliziertesten Rindenareale, Wurzelsäulen, das Corpus striatum, Pallidum, Velum medullare, Filum terminale und Ne-*

bennierenmark werden – wie das überaus aufschlußreiche Naturexperiment der eineiigen Drillings- und Verwachsungszwillingsbildung (vgl. I) lehrt – aus genau demselben Neuro-, Palisadenepithel durch zellulärökologische und -soziologische, genau analysierbare Beziehungserwerbungen herausgezüchtet. Es kommt ursprünglich nur auf die *Zahl* absolut gleichbeschaffener, -befähigter und -gelagerter Zellen an, ob ein Gehirn oder ein teratoides, malignes, metastasierendes Neuroepitheliom entsteht, dessen Zyto-, Fibrillo-, Myelo-Angioarchitektonik ein unbeseltes Novum bildet, das aber in *seiner* Art ebenso vollendet und folgerichtig nach *genau* denselben Prinzipien entsteht wie das Gehirn und Augenpaar. Wenn in einer soliden Gallenblasenknospe zwei oder drei gleich oder ungleich große Plasmatröpfchen entstehen und nicht konfluieren, so ist diese Gliederung der Gallenblase belanglos; *derselbe* Zufallsfaktor verursacht am soliden Embryonalknoten der exzentrisch gehöhlten Morula die eineiige Zwillings-, Drillingschwangerschaft oder die so verhängnisvolle teratogenetische Variationsreihe. Sowohl die Entstehung wie die letzte Vollendung der Neuralrohrdifferenzierung, die Geistwerdung gehorchen physikochemischen Prinzipien.

IV. «*Das ist ein Arzt, der das Unsichtbare weiß, das keinen Namen und keine Materie hat, und doch ein Wirken.*» Diese Entmaterialisierung, die Abkehr vom *Nur-Stofflichen*, die dynamische, funktionale Betrachtungsweise hat *Paracelsus* als erster gefordert. Als «Archäus» bezeichnete er den «Lebenspender», das den Organismus durchflutende, alle Verrichtungen lenkende, immaterielle Prinzip geordneter Wechselwirkungen, das eine gerichtete Verwendung der zugeführten Nährstoffe besorgt, jedem Glied das seine gibt, «aus Gras Milch macht». Diese *makroorganismische* Konstitution besteht in der gegenseitigen Abstimmung aller Organfunktionen, im ein-, ganzheitlichen, vorwiegend humoralen und nervösen Zusammenwirken aller Zellarten, Gewebe und Organe, ihrer standortgemäß gezüchteten Produkte und Derivate, Stoffansprüche, Inkrete und Verschleißprodukte und ist bei Plazentalien keineswegs «im Momente der Befruchtung», etwa durch die bloße Kern-, «Genom-vereinigung» bestimmt, sondern kann nur aus ihrer keimesgeschichtlichen Entstehung heraus begriffen werden. Den Schnittserien und plastischen Rekonstruktionen muß – wie den Fossilien – durch sorgfältige Kausal-, Beziehungsanalysen der Entstehung, des Ausgleiches und der Auswirkungen *ungleicher* Stoff-, Energie- und Widerstandsverteilung Leben eingehaucht werden. Die als Ganzes wirk-same zelluläre Grund-, Erbkonstitution besteht im einheitlichen Zusammenwirken sämtlicher Zellschichten, -strukturen, -organellen, Katalysatoren, Kolloide, Makromoleküle, Letztteile, von denen jedes Glied seine besondere rein zelluläre Erbbedeutung hat, und wurzelt in allen stammesgeschichtlichen *Vor-*erlebnissen, Umzüchtungen, Anpassungsreihen in der einheitlich zu beurteilenden Zyklik der Entwicklung und Vererbung. *Omnis structura e structura*. Die Röntgen- und Polarisationsoptik hat den mizellären Feinbau des zellulären makromolekularen, retikulierten Durchdringungssystems aufgeheit, dessen ein-, ganzheitliches Wirken den allgemeinen physikochemischen Grundgesetzen gehorcht. Das Leben kann nur aus seiner Geschichte und Umwelt heraus verstanden werden.

V. *«Du bist wie Dein Blut»*, dessen Beschaffenheit, Chemismus von der Gesamtheit aller zellart-, gewebs- und organspezifischen Stoffansprüche, -wechselprodukte, Inkrete und Verschleißmaterialien, sowie der Ernährung bestimmt wird. Am selben Blute befriedigen die verschiedensten Organe ihre erlebnis-, standortsgemäß gezüchteten Bedürfnisse; durch Vermittlung des Blutes wirken sie aufeinander ein. Was die eine Zellart verschmäht, benötigt, verwertet die nächste. Die Konstanz der zellulären Grund-, Erbstruktur, -konstitution ist nur bei typischer Beanspruchung, Blutbeschaffenheit, Ernährung gewahrt, gesichert. Die *ungleiche* Blutverteilung ist die binnenweltliche, zellulär-, histo-ökologische Ursache der wichtigsten Organanlagen, ihrer Textur-, Struktur und Funktionsdifferenzierung¹, auch der Keimdrüsen. Gäbe es eine *ungebrochen* durch die Geschlechterfolge fortgepflanzte, die Keimdrüsen *unbeeinflusst* vom Körper, dem als «Beiwerk», «Anhängsel» entstehenden Soma («mit dem die Natur ein müßiges, sinnloses Spiel treibt») hervorbringende «Keimbahn», dann müßte ein solches, frühzeitig abgespaltenes, -gliedertes «Sexualblastomer» dem teratoiden Sakraltumor zugeteilt werden, der aber nie Keimdrüsen erzeugt. Das Blut ist als Repräsentant der Gesamtkonstitution der Vermittler der von den Nahrungsänderungen entscheidend bestimmten Stammesentwicklung. Von der Vollwertigkeit, typischen Beschaffenheit des Nabelvenenblutes, dieses fundamentalen Erbfaktors, hängt der keimesgeschichtliche Wiedererwerb der elterlichen Organisation, Konstruktion, Architektonik, Proportionierung und Konstitution entscheidend ab; *ihm* verdanken die Plazentalier ihre führende Stellung. Die zelluläre wie die makroorganismische Konstitution ist *phäno*-typischen Ursprunges, weil die gesamte Stammesentwicklung auf den humoralen Auswirkungen der Habitats-, insbesondere der Ernährungsänderungen beruht, der Umschlag des Exogenen ins Endogene, des Kontinuierlichen ins Diskontinuierliche, die gesamte Stammesentwicklung ermöglicht und beherrscht. Der «Genotypus» kann nur rein zelluläre Wirkungsweisen mitbestimmen und dem «Phänotypus» nicht gegensätzlich gegenübergestellt werden.

VI. *«Der Mensch entsteht aus der Nahrung und mit der Nahrung hat er die Bestandteile der Erde in sich aufgenommen. Mehr Menschen als das Schwert richtet der Fraß zugrunde.»* Die Ernährungsweise ist der weitaus wichtigste Milieu-, und daher auch ein bedeutsamer Erkrankungs- und Heilfaktor. Das Tier ist nicht nur der Konsument, sondern das Produkt der Pflanze. Die gesamte Zyklik der Entwicklung und Vererbung beruht auf einer Umsetzung der Ernährung, deren Mineral-, Vitamin- und Funktioningehalt von ausschlaggebender stammes- und keimesgeschichtlicher Bedeutung ist. Das Ernährungsproblem führt unmittelbar an die Lebensfragen heran. Aufgezwungene oder freiwillige Nahrungsänderungen, -spezialisierungen bewirken zunächst Funktions-, Strukturanpassungen, Modifikationen, momentane, reversible Erbänderungen der Darmepithelzellen, denn niemals ist ein Ferment vor dem Substrat da. Diese primäre Abänderung des Blutchemismus wirkt sich an der Gesamtkonstitution, besonders am Inkretorium, pluriglandulären Konzern aus, dessen Anpassung gleichfalls eine Modifikation der zellulären, allgemeinen Grund-, Erbkonstitu-

¹ Vgl. Schweiz. Med. Wochenschrift, 1925, Nr. 25: Das Kropfproblem.

tion bedeutet. Durch diese sekundäre Abänderung des Blutchemismus wird die Tätigkeit der Darmepithelien und -drüsen wesentlich gefördert und die volle Auswertung, Verarbeitung der anfangs gar nicht zusagenden, Anpassungsschwierigkeiten bereitenden Nahrung ermöglicht, gesichert. Dieser vollendete, in gar keiner Weise lokalisierbare, gesamtkonstitutionelle Anpassungserfolg wirkt sich nun durch Vermittlung des Blutchemismus, des humoralen Erbfaktors an der Keimdrüsen-, Geschlechtszell- und Fruchtbildung ebenso ein-, ganzheitlich aus, wodurch der Filialgeneration das Anpassungswerk wesentlich erleichtert wird, andererseits aber auch neuartige, spezifisch keimesgeschichtliche Auswirkungen dieser betriebs-, entwicklungsphysiologischen Wechselwirkungen zustande kommen können. Das derart komplex korreliert Angezüchtete wird in der Geschlechterfolge immer schwerer wegzüchtbar, schließlich erbfest, typisch. Unabsehbar sind die keimesgeschichtlichen Auswirkungen der Nährschäden.

VII. *«Nur die Dosis macht es, ob ein Ding ein Gift ist.»* Alles Übermaß schadet; allzuviel Gunst tötet. Das beste Nahrungs-, Genuß-, Wasch- und Heilmittel, Vitamin, Funktionin, Hormon, wird im Übermaße zu Gifte. Rekonvaleszenten nach Typhus, Scharlach, Erysipel haben infolge der Beteiligung väterlicher Zellorganellen an der Plazentation, chorialen Protiferation und Inkretion schwere Stoffwechselstörungen, Schwangerschaftsvergiftungen verursacht, ein klinischer Beweis der «Vererbbarkeit erworbener Konditionsänderungen». Gestosenkinder weisen infolge der fundamentalen stammes- und keimesgeschichtlichen Bedeutung der humoralen Erbfaktoren, des Nabelvenenblutes, dessen exo- und endogene Abänderung in kritische Ent-, Verwicklungsphysen des Embryos fallen kann, wegen des *epigenetischen*, *neuschöpferischen* Charakters der Ontogenese fünfmal so viel Mißbildungen auf, als dem Durchschnitte entspricht (*Nanjoks*), was erst recht für die Konstitutionsanomalien, -schwächen, -gebrecchen und -leiden gelten muß. Diesen *nicht* mendelnden Erbfaktoren kommt eine überragende endoätiologische Bedeutung zu. Mit Turbellariarlarven überfütterte Medusen knospen sich fast zutode. Wird das Gangsystem des Pancreas von Zersetzungsprodukten abiotrophischer Drüsenläppchen durchströmt, so schießen bei intaktem Inselapparat massenhaft einzellig abstammende Inselknospen auf. Dasselbe Prinzip liegt den in einem gewächsfreien Mutterleibe, ohne «Vira», «adeno- oder karzinogene Stoffe» aufschießenden, einzellig durch heterometrische Zellteilungen abstammenden fötalen, solitären oder systemisierten, gut- und bösartigen Neoplasmen zugrunde, denn «die Bildungsgesetze der bösartigen Neoplasmen müssen die physiologischen sein» (*Virchow*), nur zeitwörtlich abnorm angewendet werden.

VIII. *«Keine Jungfrau soll bleiben auf Erden; jede soll Mutter werden ihren Kindern»*, was beim Kulturmenschen durch mancherlei Störungen der gegenseitigen Abstimmung der psycho-somatisch-generativen Wechselwirkungen vereitelt werden kann. Erdverwurzelte Ituri-Wambutipygmäen verkehren instinktsicher während der Menstruation, zur Zeit des Hochstandes aller Stoffwechselkategorien, Bluttiter, Hormonspiegel. Nicht jede Europäerin bringt eine ganz und gar naturwidrige, bei Tieren vollkommen ausgeschlossene «Intervall-ovulation» zuwege. Bei den Pygmäen gibt es keine unnatürlichen «Wartezei-

ten» der Geschlechtszellen; eine vorbrünstige Einbettung ist – wie bei den Tieren – unmöglich. Der 0,6 mm große Keim nistet sich *interglandulär* wie bei der ektopischen Implantation in eine *rubende* Intervallschleimhaut ein. Die typische Schwangerschaftsdauer wird regulär bis auf den letzten Tag voll ausgenützt, denn der zehnte Wellengang leitet die Geburt ein. Die prächtig gedeihenden Kinder werden zwei Jahre gestillt, während welcher Zeit der Kongressus unterbleibt, eine Befruchtung während der Laktationsamenorrhoe ist ausgeschlossen. *Gaudeant bene nati*. Die Spermien sind im Nebenhodensekret voll gereift; A-, Oligo- und Nekropermie gibt es bei Naturvölkern wohl nicht. Das Nabelvenenblut ist in jeglicher Hinsicht vollwertig, wodurch eine typische Embryonal-, Keimdrüsen-, Geschlechtszell- und Fruchtbildung gewährleistet wird. Die Vererbung, d. h. die Verursachung und Übertragung der Befähigung zum keimesgeschichtlichen *epigenetischen* Wiedererwerbe der elterlichen Organisation, Konstruktion, Proportionierung, Architektur und Konstitution, wird durch humorale Lokalfaktoren der Züchtung des Keimepithels aus ganz gewöhnlichen kubischen, somatischen Urnierendeckepithelzellen eingeleitet, germinal-zellulär bewerkstelligt und durch das Nabelvenenblut und Milchsekret vollendet. Dem nuklearen chromosomalen «Genom» kommt durchaus kein «Erbprimat», -monopol, -privileg, -reservat zu, weil es nur rein zelluläre «Eigenschaften» mitbestimmen kann und bei den verschiedenen zellulären Differenzierungs-, Produktionsweisen in sehr verschiedenem Grade mitbeteiligt ist.

IX. «*Die Krankheit versteht man umso besser, je mehr man die ganze Entwicklung kennt.*» Die vergleichende Embryologie lehrt, daß die Mensch-Geist-Werdung der Erfolg der harmonischen, allseitig und allmählich komplex korreliert weitergetriebenen Vollendung aller Hilfseinrichtungen, Adnexfaktoren, -formationen, -funktionen keimenden Lebens, der Umsetzung der Ernährung, der *interglandulären* Implantation, *bämochorialen* Plazentation, der chorialen Aktivierung der mütterlichen Gesamtkonstitution, der Dottersack-, Amnios-, Nabelvenenblut- und Milchbeschaffenheit, der zellulären Grund-, Erbkonstitution, des Wiedererwerbes des Neuroepithels, Inkretoriums, neurovegetativen Systemes, der Ausnützung der letzten Teilungsschritte des Neuroepithels der Großhirnrinde, ihrer «auf gut Glück» folgerichtig und standortgemäß erworbenen, erreichten intrazerebralen Beziehungsverhältnisse der Neuriten und Dendriten des letzten Ganglienzellzuwachses ist. Die Amniosbeugung der Extremitätenanlage, -differenzierung hat «aufs Geratewohl» die so überaus vorteilhaft verwendbare Knie-Ellenbogen-Stellung, die plantare Lagerung der beiden Hohlfußarterienbogen hat die Plantardifferenzierung innerhalb der Eihüllen mit sich gebracht. Die Aufrichtung und Freihändigkeit ist die Auswirkung der frühzeitigen Anlage und raschen Ausweitung der Nabelarterien, wodurch einerseits der hintere Amniossektor (Bauchstiel) versteift wird und die Längenentwicklung der Embryonalanlage zugunsten des Breitenwachstums einschränkt, anderseits die Äste der ursprünglichen Iliacae (femoralis glutaecales) auf Kosten der Sakralis gefördert und so eine mächtige Entwicklung des Beckengürtels und der hinteren Extremitäten erreicht werden. Pygmäen sind von den Folgen der extremen Selbstdomestikation, Asylierung, der Über-

völkerung, -zivilisation, -industrialisierung, -ernährung, mangelhaften Düngung, Konservierung und Zubereitung der Nahrungsmittel, der Spezialisierung und des Mißbrauches der Technik, der Hochzucht der Makro- und Mikroparasiten² sowie gewisser Naturwidrigkeiten der Fortpflanzung der überzüchteten «Kulturmenschen» verschont.

X. «*Der Arzt muß in der Krankheit die Natur erkennen*», denn alles ganzheitsbezogen Vorteilhafte, Unverwendbare, Störende und Zerstörende entsteht, entwickelt sich aus demselben Material nach genau denselben Natur-, Bildungsgesetzen. Die Gesamtheit aller normalen und pathologischen Zellarten, Gewebe und Organe, aller Reaktionen auf Über-, Sonder-, Neu- und Fehlbeanspruchungen sämtlicher Systemglieder wie des Wirkungsganzen, aller Gynulome, Teratome, wuchernden Fehlbildungen, Neoplasmen muß überblickt werden, um das Wesen der zellulären und der makroorganismischen Konstitution zu durchschauen. Normale betriebs- und entwicklungsphysiologische Vorgänge werden erst dann ins rechte Licht gerückt, wenn sie unter möglichst abnormen, widrigen, exotischen Bedingungen verlaufen. Im Pathologischen muß die Norm erblickt und das Normale aus dem Pathologischen erklärt werden. Eine einzige Fehlbildung klärt mit einem Schlage prinzipielle und konkrete embryologische Streitfragen. Was dem Organismus zugemutet, zugetraut werden kann, hängt von allen stammes-, kultur- und keimes-, familien- und individualgeschichtlichen *Vorerlebnissen*, Anpassungsreihen, allen prä- und postnatalen Beanspruchungen und Überraschungen ab. Nur das allmählich typisch, erbfest Gewordene ist klar überblickbar. Alles Individuelle, Einmalige, Eigen-Einzigartige entzieht sich der Seriierung, muß durch Reaktions-, Anpassungs-, Funktions-, Konstitutionsanalysen aufgeheilt werden. Alle Reaktionen auf prinzipiell, absolut neue, exotische Beanspruchungen werden wie beim stammesgeschichtlichen *Urerwerbe* der betreffenden Systemglieder von einem gänzlich *unveränderten, unvorbereiteten, unerfahrenen, ungelernten*, in gar keiner Weise «auf Vorschuß», für alle Fälle, gelegentliche Verwendung, aufs Geratewohl regel-, richtungslos «mutierten» zellulären Grund-, Erbkonstitution geleistet, welche dabei modifiziert wird.

XI. «*Einem jedem Lande wächst seine Krankheit, sein Arzt und seine Arznei selbst. Die englischen Humores sind nicht die ungarischen und die preußischen nicht die neapolitanischen. Ihr müßt dortbin geben, um die Menschen kennen zu lernen.*» Nach dem Vorbilde und auf Grund der keimesgeschichtlichen, neuschöpferischen Züchtung aller Zelltypen, Gewebe und Organe aus den Abkömmlingen absolut gleicher Furchungszellen, aus einer äqual vervielfältigten zellulären Erbkonstitution, -struktur müssen alle *Ureinwohner, Eingeborenen, Beheimateten, Erbeingesessenen* ganz allmählich in ihr Habitat hineingewachsen, alle Menschenrassen *ursprünglich* durch direkte und *indirekte*, humoral vermittelte, betriebs- und entwicklungsphysiologische Anpassung an die bei der schrittweisen Ausbreitung über den Erdball vorgefundenen, aufgezwungenen und -gesuchten klimatischen, geographischen, landschaftlichen, edaphischen,

² Vgl. diese Wochenschrift, 1931, S. 127: Einwände gegen die Calmettesche Schutzimpfung.

biozönotischen, insbesondere ernährungsphysiologischen Lokalfaktoren in Gemeinschaftsarbeit, Kollektivvariation ohne jeden Versuch, Verzug, Zufall, Fehlschlag, Verlust in überaus langen Zeit-, Geschlechterfolgen als das jeweils einzig Mögliche und Richtige entstanden sein, denn ein moderner Krieg stellt an Durchschnittsmenschen ungleich viel größere Anforderungen. Es gab nichts auszuwählen und -merzen. Regel- und richtungslos, dann und wann, da und dort, «auf gut Glück», «auf Vorschuß», für allfällige Verwendung auftretende Gen-, Chromosomen-, Genommutationen, zu denen erst ein passendes Habitat gesucht werden müßte, die dem Menschengeschlechte *unverdient* durch «ein Geschenk von oben», einen «*deus ex machina*» buchstäblich in den Schoß gefallen wären, kommen überhaupt nicht in Frage; dies würde auch unserer Menschenwürde und Zuversicht, unserem Selbstvertrauen widersprechen. Die gesamte, überaus komplex korrelierte psychosomatisch-generative Abstimmung aller orts-, rassengemäßen morpho-, physio- und psychologischen Besonderheiten sind aus einem Gusse, auf den ersten Anhiß in allen Belangen synchron und synergisch erworben, erarbeitet worden, denn eine zufällige Häufung solcher «Einzelmutationen» ist undenkbar. Die *ganzheitlichen*, der *Ganzheit* des Habitats entsprechenden Auswirkungen der Mineral-, Vitamin-, Funktioninfaktoren sind in den verschiedenen freilebensgeschichtlichen Alterstufen viel geringer als am keimenden Leben, beim *neo-*, *epigenetischen* Wiedererwerbe der Gesamtkonstruktion, Proportionierung, Architektur und Konstitution, was ebenso für die endoätiologischen Störungen der Mensch-Geist-Werdung gilt. Stets müssen die analogen Auswirkungen des betreffenden Habitats auf die gesamte Biozönose, Pflanzen- und Tierwelt, die Haustiere und Nutzpflanzen, insbesondere auf die Heilkräuterbildung beachtet werden, wozu natur-, schollenverbunden entstandene Arztphilosophen besonders befähigt und berufen sind. Alle Rassecharaktere sind vor allem konstitutioneller Art und beherrschen daher die Fortpflanzung.

XII. «*Das Leben ist ein unsicherer Schutz*», der Schmerz ein ungetreuer Wächter der Gesundheit. Alles ganzheitsbezogen Vorteilhafte, Unverwendbare, Unpraktische, Störende und Zerstörende entstand und entsteht aus demselben Material nach genau denselben Bildungs-Naturgesetzen. Das ebenso nützliche, wie verhängnisvolle «Primat der Form» ermöglicht es, bringt es mit sich, daß bei bestem Wohlbefinden einer werdenden, gewächsfreien, erbgesunden Mutter chorale Wucherungen, Dysplasien, fötale stationäre und wuchernde Fehlbildungen, Teratome, Neoplasmen entstehen können. Wie innerhalb der Eihüllen der Wirbellosen und Wirbeltiere ganz neue Organe folgerichtig *binnenweltlich* standortgemäß aufs ganzheitsbezogene Geratewohl oder Mißlingen entstanden, die Organfunktionen und -korrelationen erst während des Bauens entdeckt, sozusagen am Wege gefunden und erst bei der ganzheitsbezogenen Verwendungsprobe vollendet wurden und werden, so können auch Lokal-, Teilreaktionen auf überraschende Neu-, Sonder- und Fehlbeanspruchungen als solche, in ihrer Gradabstufung, gleichzeitigen oder folgweisen Kombination unzureichend sein oder nachteilig wirken. Oft genug kommt die Anpassung zu spät. Fremddienliche Nährzell- und -gewebszüchtungen führen in feinstgradigen Übergängen von der Symbiose zur Sympylie, Selbstauf-

opferung (s. IX.). Ovarialträchtige und Nematoden Flügelschneckenweibchen werden von ihrer Erstlingsbrut exhaustiv ohne zytolytische Fermentabscheidung bis auf die letzte Zelle aufgezehrt. «Der Organismus kommt seinen bösartigen Neoplasmen auf das Bereitwilligste entgegen» (*Waldeyer*), die nach «physiologischen Bildungsgesetzen» nur zeitörtlich abnorm entstehen, deren Ausbreitung und Metastasierung in jeder Hinsicht gefördert wird. «Karzino-lytische Abwehrbestrebungen» gibt es nicht, weil sich die Aszendenten auch nicht gegen die Entstehung der Muttergewebe und -organe gewehrt haben. Die «Abwehrbestrebungen» müssen jeglichen teleologischen, vitalistischen, metaphysischen Nimbus entkleidet werden, weil sie der Äquivalenzkausalität, physikochemischen Gesetzen gehorchen. Es gibt weder eine «vis formativa, productrix», noch eine «vis medicatrix». Die komplex verursachten Schwangerschaftsvergiftungen sind in letzter Linie Gewächskrankheiten; bei der Obduktion ist daran zu denken, was aus den beiden, mit dem Leben davongekommenen Reaktionspartnern geworden wäre, womit eine rationelle *endoätiologische* Forschung begründet wird. Der Arzt darf sich nicht unbedingt auf die «Naturheilskraft» verlassen, muß stets auf der Hut, bereit sein, seine eigenen Wege zu gehen, um der von Neu-, Sonder-, Fehlbeanspruchungen überraschten, ~~un~~erfahrenen zellulären und makroorganismischen Konstitution zu Hilfe zu kommen, die mitunter gegen sich selbst wütende Natur zu überlisten, -trumpfen oder durch radikale Eingriffe das ungeschützte Leben zu retten. Das Hochziel der ärztlichen Philosophie, die Verhütung des Unheilbaren, kann nur vom Entwicklungspathologen erreicht werden, denn «ein volles Verständnis der Pathologie ist ohne die Deszendenztheorie unmöglich» (*Ribbert*), die «ohne einen gemäßigten Lamarckismus nicht erklärt werden kann» (*Plate*).

PARACELSUS

Von *Fritz Werle*, München

(Inhaber des Verlags O. W. Barth, Planegg bei München,
der die ersten fünf Bände der Sudhoffschen Ausgabe publiziert)

Wohin sich der Blick in dieser ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts auch wenden möge – und sie gehört zu den bewegtesten in der Geschichte Europas –, wo er auch verweilen möge auf glänzenden, lichtüberfluteten Erscheinungen, die ihr Zeitalter weithin überdauerten, immer wird er abgezogen und zu gewaltigeren Höhen hingeführt, zu einer Figur, so kolossal, so überwältigend, daß sie jenen Prozeß an sich erfahren konnte, mehr zu einem Mythos denn zu einer historischen Größe geworden zu sein. Bei aller unmittelbar heute noch spürbaren Wirkung, blieben Reformatoren, Entdecker und Konquistadoren historische Erscheinungen, klar sich mit ihrem Handeln und Wollen aus dem Hintergrund nicht nur ihrer Zeit, sondern als Vollstrecker weit in die Jahrhunderte zurückreichender Tendenzen abhebend. Je mehr die Forschung sich mit ihnen beschäftigt, in um so größere Wirklichkeit und Greifbarkeit und Nähe scheinen sie zu rücken, desto offensichtlicher werden ihre menschlichen Züge, desto mehr bleiben sie in unserem kleinen Menschenbereich, geraten sie in all das Sorgenvolle unseres Daseins.

Jene Figur aber wird geheimnisvoller, sagenhafter, legendärer, mythischer, je mehr die Untersuchung historischer Betrachtung und Kritik sich ihr zuwendet. Wenn dort Zug um Zug der Alltäglichkeit sich zu einem immer festumrisseneren Mosaik zusammenschließt, die Konturen immer klarer hervortreten, dann steht hier das Erlebnis auf einer zwangvollen Hinwendung zum Monumentalen, zum wirklich Heroischen, im heidnischen Sinn Halbgöttischen: ein Mensch, der sich in jedem nur denkbaren Maß historisch darlebte und erfüllte, wächst so sehr über jede Greifbarkeit hinaus, daß nur eben noch der Rahmen von Legende und Sage hinreicht, um ihm nur einigermaßen gerecht zu werden. Es bedarf wohl nicht des besonderen Hinweises, wo die größere Lebendigkeit, die gewaltigere Wirkung sich offenbart.

Die jüngst vergangenen Gedächtnisfeiern, die man *Paracelsus* (1493–1541), jenem *Theophrastus Bombastus von Hohenheim*, genannt *Paracelsus*, widmete, enthüllten mehr die Entfernung als die Größe der Nähe, in der wir Heutigen in unserer Bewunderung zu ihm stehen. Es ist dies gewiß nicht die Tragik der Persönlichkeit des Paracelsus, sondern unsere eigene, die hier offenbar wird. Eine Verarmung in unserer Welt- und Lebenssicht wird so erschreckend deutlich, daß gerade eine Erscheinung wie die seine uns die Augen wieder öffnen müßte. Unsere Verehrung müßte gebieterisch fordern, von jeder bequemen Beschneidung seines weitungspannenden Bildes abzusehen. Statt dessen hindert uns eine durch nichts gerechtfertigte Selbstüberhebung ebenso wie die Angst vor den sich auftuenden Möglichkeiten, diese vollkommene Umfassung seiner geistigen Leistung auch dort anzuerkennen, wo eigene Enge und Beschränkung uns selbst im Banne halten.

Dabei messen wir mit Maßstäben, die so namenlos klein sind und so durchaus einseitig, nur aus unserer eigenen Lebenshaltung bestimmt, daß wir dieser Größe nie gerecht werden können. Denn es war eben nicht nur die »Erfahrung«, die wir das exakte Experiment nennen, die sein Leben bestimmte, sein Wandern und Schweifen heischte, wie wir so gerne wahrhaben möchten, weil uns dies die verständlichste Seite an ihm ist. »Der Heiligen Schrift . . . Doktor« brauchte eine »Erfahrung«, die nicht im Wandern erlangt, sondern als fester eigener Besitz bestenfalls im Umherschweifen verschenkt werden kann. Und wie könnte man leugnen, daß es ihm gerade auf diesen Titel besonders ankam, wenigstens ebensosehr wie auf den »der beyden Arzeneyen Doctor«. Wir aber wissen am wenigsten von dem Religiösen, von dem sich in die reinsten Bereiche der Mystik erhebenden Paracelsus, der über aller Anteilnahme an den durch die vorwärtstürmende Reformation aufgeworfenen Fragen über die Sakramente, das Abendmahl, den Antichrist, die Gottesmutter Maria, immer wieder zu dem einfach fordernden Begriff »Vom seligen Leben« kommt.

Das ist der gleiche Paracelsus, der um der Erfahrung willen ganz Europa von Ost nach West, von Süd nach Nord durchzieht, um von allen und aus allem zu lernen, von Bruchschnei-

dern, Kräuterweibern nicht zuletzt, derselbe, der sich mit glühendem Eifer der Erforschung der Heilkraft der Bäder widmet, die chemische Therapie inauguriert. Und es ist der gleiche Paracelsus, der Prognostikationen stellt, sich in die joachitischen Weissagungen vertieft und selbst eine Auslegung der berühmten Lichtenberger Figuren gibt, die er zu Nürnberg fand. Es ist der gleiche Paracelsus, der die «Archidoxen» schreibt, den das Amulett und jegliche Naturmagie beschäftigt. Es ist derselbe, der die fünf «entia» der Krankheit darstellt und in ihnen wirklich den ganzen Menschen in seiner Naturgebundenheit, seiner Selbstversponnenheit und seiner Gottabhängigkeit umspannt. All das ist Paracelsus, dieser Theophrastus Bombastus ab Hohenheim, dieser glühende Deutsche, der allem Welschen gegenüber sein Deutschtum so leidenschaftlich betont wie er, der «Waldesel aus Einsiedeln», stolz seine Schweizer Heimat nie leugnet.

Der kennt ihn nicht und schmäht ihn vielmehr, der auch nur ein Stäubchen aus dieser seiner Weltschau unterdrücken wollte. Ihm war diese Welt ein ganz geschlossener Kosmos, ein unendliches Weltgefüge in der Hand des Schöpfers, das der Mensch in sich selbst in dieser Totalität zu verkörpern hat, will er vollkommen werden. Der diese Forderung vor 400 Jahren erhob, hat sie selbst so namenlos leidenschaftlich gelebt, daß – da der rastlos Wandernde sich in einem Salzburger Gasthof zum Sterben legt – seine ganze Habe, neben seinem gewaltigen Schwert mit dem berühmten sagenumwobenen Kapselknauf, aus wenigen theologischen Werken besteht. Was berechtigt uns, all dies ehrfurchtslos zu vergessen und ihn aus seinem anderen, uns so unverständlich gewordenen Reichtum in unsere Armut herunterzuzerren?

Kein chemisches, kein medizinisches Manuskript barg der Mantelsack des so früh Aufgezehrten – Werke der Gottesgelehrtheit waren seine Hinterlassenschaft. Wir aber feiern lediglich den Arzt, den Begründer der physiologischen und pathologischen Chemie, der wissenschaftlichen Chemie überhaupt. Wollen wir uns in unserer armseligen Wagnis selbst behaupten im mächtigen Schatten dieses Gewaltigen, indem wir so vieles aus ihm zu verbannen uns mühen? Gestehen wir doch demütig, daß wir keinen Zugang mehr haben zu solcher Geschlossenheit und

umfassender Weite, zu der sich in Paracelsus der deutsche Geist einmalig zu erheben vermochte, da er ganz zu sich durchzubrechen strebte.

Zur Zeit, als er den ersten Schrei tat, erfuhr das aufhorchende Europa, dieses so stürmisch in Kämpfen liegende Abendland, von der Entdeckung einer neuen Welt mit unermeßlichen Schätzen (*Kolumbus*), arbeitete ein anderer fiebernd an der Entthronung der Erde als Mittelpunkt des Weltgefüges (*Kopernikus*), begann *der* seine Studien, der die endgültige Spaltung in den gewaltigen, einheitlichen Bau der christlichen Kirche tragen sollte (*Luther*). Als eine der schönsten und köstlichsten Blüten am Baum des deutschen Nationalgeistes sich in Paracelsus erschloß, standen die ersten Ursachen zur Überwindung alles Kleinräumlichen atemberaubend in der gleichen Welt. Und das sind Aspekte dieser Zeit des Paracelsus, die größer sind als jener angeblich zeitbedingte «Aberglaube» aus Sterndeuterei und Goldmacherkunst, die wir so überlegen lächelnd uns an diesem Übergroßen zu entschuldigen mühen, als ob sie nicht, als in seiner Umwelt lebendig, ebenso zu ihm gehörten. Aber seine Sterndeuterei, sein Gestirnwissen war ebenso mehr als bloße Schicksalsbefragung, wie ihm sein Wissen um die Alchimie mehr war als ein gieriges Verlangen nach Gold und Goldeswert.

Der Kosmosoph distanziert sich mit bitterem Spott von Schicksalsdeutern und astrologischen Wahrsagern; der wahre Alchimist zieht seinen ganzen Hohn über die Goldmacher. Aber er fordert, daß der Arzt ein Astronom sei, was wohl bedeutet, daß er Bescheid wisse über die Wirkung der kosmischen Kräfte in der Natur, und mit tiefer Verehrung gedenkt er aus seiner Jugendzeit der in alchemistischen Laboratorien angestellten Untersuchungen und gewonnenen Einsichten. Wer unter uns Heutigen könnte auch nur im entferntesten diese an sich so großen Unterschiede erfassen, die in diesen Gebieten Paracelsus auch von den berühmtesten Zeitgenossen, etwa dem die Astrologie verherrlichenden *Melanchthon*, grundsätzlich trennen? Und doch beginnt gerade in diesem Punkt seine wahre Bedeutung aufzuscheinen. Hier steht der Mensch einer neuen Zeit, die auch in uns erst noch Ahnung ist, der etwa in seiner Schrift «*De Re Templi. Ecclesiastica*» einmal ausruft: «In der neuen Creatur haben Planeten und Ascen-

dentem keine Kraft, sondern nur Wille und Gaben Gottes.» Das ist der ewig junge und neue Christ aus reinstem mystischen Geist, der später von jenem religiösen Kreis um Joh. Val. Andreae in der «Fama fraternitatis Rosae Crucis» als «älterer Bruder» bezeichnet wird.

Steht nun aber ein solcher Ausspruch nicht in härtestem Gegensatz zum «zweiten Tractat von der Astronomie» im «Liber Paragranum», der doch mit dem lapidaren Satz beginnt: «So nun der Mensch in seiner Zusammensetzung soll ganz fürgenommen werden, so wißt hierin zunächst den Ort zu nennen erkennen, wie ihr die corpora des Firmaments im Leib microcosmi verstehen sollt.» Ist nicht hier der gleiche Widerspruch in Paracelsus selbst wie in seiner Stellung zur Alchimie, wenn er sie als Goldmacherei verdammt, sie aber dann den «dritten Grund» nennt, auf dem «die Arzney steht»? Aber der Wissende weiß und der aufmerksam Beobachtende muß erkennen, daß in diesen Zitate und in der von ihnen dokumentierten Haltung des Paracelsus nicht nur kein Widerspruch enthalten ist, sondern daß diese von ihm selbst gezogene Unterscheidung für uns Späte das Zukunfts-trächtige in seinem Sein, seinem Wesen und seiner Erkenntnis in sich birgt, die ebenso aus der «Experienz» wie aus der «speculatio» von ihm gewonnen wurde.

Wir, d. h. die Forschung, mußte einen weiten Weg mit unzähligen Irr- und Umwegen gehen und hat ihn noch keineswegs vollendet, um zu ähnlichen Erkenntnissen zu kommen. Ob sie am Ende dann wirklich die gleichen sein werden, darf bezweifelt, muß aber jedenfalls abgewartet werden; denn die Divergenz, die hier offenbar vorliegt, ist zunächst darin begründet, daß die Paracelsischen Erkenntnisse aus einer zentralen Wesenshaltung gewonnen wurden, während unser eigener Forschungsweg sich ihnen aus der Beobachtung von peripheren Teilfunktionen zu nähern sucht. Paracelsus gewann seine Einsicht aus der Fülle seiner Herzens- und Lebenshingabe; wir glauben, mit der äußersten Anspannung unserer intelligiblen Kräfte und Fähigkeiten, seiner uns doch solcherart vorgezeichneten Bahnen folgen zu können, indem wir das ganze Rüstzeug unseres Experimentalwissens einsetzen. Verwegenes, aussichtsloses Wähnen!

Es ist ein anderes: wie er, demütig vor der ganzen Natur und

ihrem unergründlichen Schöpfergeheimnis zu stehen oder wie wir, im Bewußtsein unserer Überlegenheit der Natur, dies ihr Schöpfungsgeheimnis entreißen wollen. So wird der «Waldesel aus Einsiedeln» immer weiter der mystisch legendäre Koloß bleiben, zu dem wir aufschauen, den wir aber nie verstehen werden.

*

Worin aber liegt sein Zukunftsweisendes? Worin diese seine monumentale Größe? Worin dies Einmalige seiner Erscheinung? Worin schließlich sein Herrschertum, wie er es einmal nannte, das so viel größer ist als das seiner doch so bedeutenden Zeitgenossen? Sie alle standen im gleichen Zeitgeist und viele im gleichen landschaftlichen Raum oder sprachen wenigstens die gleiche Sprache und hatten eine ähnliche Bildung. Jene aber stehen nur noch dank ihrer einmaligen Tat in unserem Bewußtsein – um nur die wichtigsten zu wiederholen: *Kolumbus* hinter der Entdeckung der neuen Welt und dem Gedanken von der Kugelgestalt der Erde, *Kopernikus* hinter der grundlegenden Wandlung des Weltbildes, *Luther* hinter der Reformation – von *Paracelsus allein* geht das Gefühl des Größeren, des noch immer Unerfüllten aus, von ihm allein *erwarten* wir. Er ist der einzig Unerfüllte, *vor* seiner oder vielleicht besser *in* seiner Tat Stehende.

Alle Verdienste, die wir zu seinem Ruhm aufzählen, alles, zu dem er den Anstoß gab, bezeichnet und erschöpft nicht seine Größe; ein uns Ungreifbares ist es, das sie wirklich ausmacht; eben das, was ihn zum Mythos machte, zur Sage und Legende erhob. Dies herrlich in ihm Aufscheinende ist nicht ein, wie bei den anderen, weithin wirkendes äußeres Tun. Das ist bei ihm nicht vorhanden, es sei denn in seinem literarischen Werk, das einen gewaltigen Umfang hat. (Wenn die von Sudhoff begonnene Gesamtausgabe seiner Werke abgeschlossen sein wird, werden 24 umfangreiche Bände, etwa mit 15 000 Druckseiten, von ihm zeugen.) Es ist vielmehr die nirgends antastbare vollkommene Geschlossenheit, in der wir seine eigentliche Bedeutung zu sehen haben, aus der heraus er kaum ein Gebiet des Lebens unbeeinflusst läßt.

Wir wissen nichts von einer nachhaltigen Einwirkung, die er auf dem theologischen oder religiösen Gebiet ausgeübt hätte, es

sei denn bei dem bereits erwähnten *frühen* Kreis der «Rosencreutzers». Es darf hier nicht verschwiegen werden, daß auf weite zeitliche Strecken hin, die aus diesem Kreis sich dann zusammenhanglos weitertrugen, während die zünftige Medizin und Chemie es waren, die dies nur in negativer Weise taten, indem sie ihn mit den unmöglichsten Anwürfen schmäheten.

Aber es hat einen anderen Grund, wenn sich heute seine Gestalt wieder, und vielleicht zum erstenmal, in solchem Maße aus der Isoliertheit des Wissens wenigstens in ein breiteres Licht hebt. Das *Totale in seiner Persönlichkeit ist der Grund hierzu*. Seine rein wissenschaftliche Bedeutung greift, so groß sie auf einzelnen Gebieten auch sein mag, nicht über die Leistungen vieler auf diesen Gebieten hinaus, bleibt ihnen gegenüber sogar zurück. Es ist ein ganz ähnlicher Prozeß wie bei seinem etwas früheren Zeitgenossen *Lionardo da Vinci*, der uns eben durch noch Größeres als seine gewaltigen und einmaligen künstlerischen Leistungen so nahe ist.

Es ist nicht ein Geheimwissen, das Paracelsus uns so nahe sein läßt, wie solche meinen, die nichts von ihm wissen; müßte uns doch sonst sein Lehrer, der Abt *Tritheim* oder ein anderer Zeitgenosse, *Agrippa von Nettesheim*, mehr im lebendigen Gefühl ruhen. Beide betonten noch ein Geheimwissen. Paracelsus nimmt solchem Geheimwissen aber gleichsam den Zauber, indem er das «Können» als größer erachtet. Der Magier und Zauberer Paracelsus in dem von uns heute so zweifelhaft verstandenen Sinn gehört zur Legende und Sage; denn alle «Schwarzkunst» fand er nur verächtlich und niedrig. Ihm genügte nicht, die Natur und ihre Geheimnisse zu kennen. Solches Wissen schien ihm sinn- und nutzlos; wenn es nicht von seinem Träger zur Hilfe des Nächsten auch unmittelbar angewendet werden konnte. Solches Vermögen allein galt ihm wirklich. Einer der am meisten der *speculatio* zugewandten Geister erkannte sie als gegenstandslos, wenn sie nicht praktisch verwertbar war. Auch dieser Zug hebt ihn aus seiner Zeit heraus, die so gerne sich in den waghalsigsten Spekulationen gefiel und in der von ihr wieder entdeckten Philosophie der Alten kaum zu erschöpfende Nahrung zu solcher Haltung erhielt. Man denke nur an die Humanisten und an den bedeutendsten unter ihnen, der mit ihm in Basel wirkte und bedeu-

tende, charakteristische Worte für ihn fand – *Erasmus von Rotterdam*.

Allerdings war ihm auch der praktische Zug seiner Zeit nicht fremd. Die großen erdkundlichen Entdeckungen sind hierfür nicht weniger Zeugnis wie die ganze Reformation, die neben einem spekulativen einen durchaus praktischen, im Sozialen begründeten praktischen Willen zur Grundlage hat. All diese Einzelzüge aber kulminieren im Ingenium Paracelsi. Sein tiefstes Wesen ist eine *Synthese* all dieser Einzelzüge seiner Zeit und nicht nur dieser. In ihm ist eine ganze Welt der Vergangenheit ebenso lebendig wie ein wissendes Ahnen um fern Zukünftiges. Das ist seine eigentliche Größe, die ihn jeder Zeit gleich nahe sein läßt. Vermöchte die Vergangenheit aufzustehen, sie würde ihn mit dem gleichen Recht als den Ihren fordern, mit dem wir Heutigen ihn als den Unsern erklären wollen.

Die Vergangenheit: auch in ihrem christlichen Sinn wird sie von einer Gebundenheit im Kollektiven getragen. Das Individuum lebt in ihr aus den Kräften des Kollektivs und kollektiver Vorstellungen. Die alte Kirche hat darin auch gesündigt: sie hat gegenüber der Befreiung des Individuums durch den göttlichen Lehrer und Erlöser in einem geradezu heidnischen Sinn das Kollektiv und seine Bindungen in den Vordergrund gerückt. Hierin liegt wohl auch der tiefste Grund für die Reformation, für den geistigen Umbruch, der sich in den Tagen des Paracelsus endgültig vollzogen hat. Die Zeit nach diesem Umbruch dient allein der immer stärkeren Losschälung und Ablösung des Individuums, aus dem Kollektiven. Die alte Kirche war die Mittlerin zwischen dem Menschen als Gemeindeglied und Gott; die Reformation stellt das Individuum Gott allein gegenüber, in ihr ist die Kirche – zunächst gibt es eine solche überhaupt nicht! – nicht Mittlerin, sondern bestenfalls Stütze für den schwachen einzelnen. Zwei grundsätzlich unterschiedene Geisteshaltungen, an deren Überwindung wir unbewußt immer noch arbeiten, um so mehr dann, wenn wir ihre Erfüllung in einem entgotteten sozialen Gefüge, der ärmsten und nacktesten Form des Kollektivs suchen.

In Paracelsus scheint dieser Zwiespalt wirklich überwunden, in ihm erscheinen beide Geisteshaltungen zu einer Einheit verschmolzen. Er betont nicht umsonst seine genaue Kenntnis der

alten Medizin, wenn er um die Durchsetzung seiner neuen Erkenntnisse ringt und kämpft, in denen es ihm doch wesentlich um das Individuum zu tun ist, in denen er im Denken vorwegnimmt, zu dem wir uns heute kaum erst durchgerungen haben. Das Kollektiv-Gebundene erlebt auch in seiner Leibsphäre anders als der individuell Gerichtete. Anders werden beide von der Krankheit befallen; andere Krankheiten gefährden ihr Leben und andere Methoden der Heilung sind für beide erforderlich. Das ist die Größe des Paracelsus, daß er hinzuweisen vermag auf das Kommende, das völlig andere und Neue, ja daß er ihm Wege weist, die wir noch nicht zu Ende gegangen sind. Dies tut er besonders dann, wenn er dem Alten sein Recht einräumt, wenn er das ewig Gültige bestehen läßt und nicht wie die Reformatoren einen Schnitt führt, der in der Konsequenz zur Sinnlosigkeit werden muß.

Das Kolossale seiner Erscheinung wird aber nur dem und dann offenbar, der selbst *erlebend* seine Einsichten über den gesunden und kranken Menschen zu erkennen vermag. Was wir heute im allgemeinen zu seinem Ruhm vorbringen, worin ihn die Wissenschaft vor allem als Großen zu sehen meint, sind lächerliche Teilfunktionen seines schaffenden Geistes. Abfallprodukte in seinem Ringen um das wahre Bild des Menschen, wie eben der Arzt und der Chemiker in ihm wirklich nur Teilerscheinungen sind, die, so bedeutend und groß sie auch erscheinen mögen, weder seine Größe noch sein Wesentliches ausmachen. *Paracelsus bindet* – und das ist sein Einmaliges, das ihn zum Mythos werden läßt – *das kollektivisch Alte an das im Individuum aufbrechende Neue in einem übergeordneten Dritten*. Wer nur seine neuen Erkenntnisse in ihm sucht und der Ansicht beitrifft, alles Alte sei bei ihm nur ephemere Zeitnotwendigkeit, wird nie an sein Eigentliches, an sein Wesenhaftes herankommen. Denn es gehört mit in die wesentliche Größe seiner Erscheinung, daß ihm auch das Wissen seiner Zeit, möge es sich um Medizin oder Chirurgie, um Astrologie, Magie oder Alchimie oder aber auch um Theologie und ihre Theorien handeln, nicht nur traditionsgegebene Form war. Alles Wissen seiner Zeit erfüllte er mit einem höchsten Leben. Er schlug an den alten verschlossenen, kargen und unfruchtbaren Fels, bis ihm die lebendigen Wasser

daraus entströmten. Das ist der Sinn seiner dauernden Wanderschaft, seines Nie-Verweilen-Könnens, seiner immerwährenden Fragen, bis sie den stets Einsamen in ärmlich fremder Stube sterben lassen.

Nichts galt ihm an Gegebenem, bis er nicht selbst sein inneres Lebendiges gefunden hatte. Deshalb sind seine Begriffe von Astronomie – es geht nicht an, sie einfach Astrologie zu nennen – so anders, als sie in seiner Zeit üblich sind. Sie haben überhaupt nichts mit irgendwelchen Bezügen zum Horoskop in unserem heutigen Sinn zu tun, nichts auch mit irgendwelchen fatalistischen, aber ebensowenig mit unseren mathematisch-astrophysikalischen Spekulationen. Ihm sind die sidera, die Sterne, lebendig wirkende Kräfte der Natur, elementare Bausteine ihres Aufbaus und inneren Gefüges, nicht Determinanten eines Schicksals; denn für ihn ist der Mensch in der positiven oder negativen Anschauung Gottes mehr als ein von äußeren Kräften abhängiges Schicksal. Diese Urelemente der Astra wirken wie etwa die chemischen Urelemente in seinem Körper, der, wie alles Geschaffene, der großen Natur angehört, über dem aber der *Geist* des Menschen als ein Größeres, Un erreichbares und Herrschendes thront. Die Leibnatur des Menschen, sein Seelisches noch steht im Bereich dieser Urelemente und Ursubstanzen, die auch in den Sternen wirken, ja in diesen wohl in höchster Reinheit in der Schöpfung stehen, das eigentlich Menschliche, seinen gottähnlichen Geistleib, aber nicht anzurühren vermögen. Der Mensch gleichzeitig zwischen Natur, oder noch besser, zwischen Welt und Gott in höchster Lebendigkeit, das ist die große Einsicht des Paracelsus, die ihn aus seiner Zeit hinausstellt und über alles und jedes zeitgebundene Denken hinaushebt. Nur wer ihm hierin zu folgen vermag, kann irgendeine seiner Erkenntnisse wirklich verstehen. Es ist das Bild der unendlichen Größe des Menschen in seinem Erlebnis, das seine Größe ausmacht.

Ist es nicht verständlich, daß wir ihn eben gerade deshalb so sehr verehren und bewundern, daß er unserer innersten Sehnsucht damit gleichsam zum immermahnenden Vorbild geworden ist? Gerade uns, die wir so weit von einer totalen Erfassung des Menschenwesens entfernt sind und uns deshalb um so glühender danach sehnen?

Paracelsus war es, dem die «Würde des Menschen», von der die Humanisten kündeten, nicht Theorie und Philosophem, sondern selbstverständliche und erste Wirklichkeit war. Deshalb gibt es für ihn kein Gebiet, das nicht unmittelbar den Menschen anginge, diesem wirklichen Zentralort der ganzen Schöpfung, diesem eigentlichen Stellvertreter Gottes im Reiche der ganzen geschaffenen Welt. Wo ein Mensch atmet, wo er, gesund oder krank, die Arme der Sonne entgegenwirft oder sie schlaff zur Erde hängen läßt, da ist im Paracelsischen Weltbild die Mitte der Welt, und alle ihre Kräfte sind dieser Mitte als ihrer Gipfelung zugewandt. Und weil diese Schöpfung mit dem Menschen im Schöpfer ruht, aus ihm ihre Lebendigkeit, ihr Dasein überhaupt empfängt, von ihm allein erhalten wird, deshalb ist es die vornehmste Aufgabe des Menschen, sich mit der geoffenbarten Gottheit auseinanderzusetzen, dem geoffenbarten Gott in einem «seligen Leben» zu dienen. Und dieser Dienst ist höchster Heilsweg, höchste Gewähr der Gesundheit. Das ist das Menschenbild des Arztes und Chemikers Paracelsus wie des so leidenschaftlichen Deutschen Theophrastus Bombastus ab Hohenheim!

Je weiter wir selber uns von seinem Bild des Menschen entfernen, um so glühender werden wir ihn verehren, um so größer wird er uns erscheinen. Nicht weil er einmalige Erkenntnisse auf irgendeinem Gebiet des Wissens formuliert hätte, nicht weil er das Rad des Fortschritts in gewaltigem Griff weitergetrieben hätte. Nein, das sind nicht die Gründe seiner mystischen und mythischen, seiner legendären und sagenhaften Größe, seines halbgöttischen Heroentums. Aber daß er uns den Glauben vorgelebt hat an dem totalen Menschen, daß er, der Arzt, ihn größer sah als seine Gesundheit oder Krankheit, daß er ihn als Wesen des Kollektivs *und* als Individuum, und daß er ihn größer erkannte als diese seine Teile, das ist es letztlich, was ihn uns so gigantisch erscheinen läßt.

Wer begriffe nicht, welche Forderung er an jede, und so auch an unsere Zeit stellt, begriffe nicht, wie weit wir von der Erfüllung dieser seiner Forderung fern sind! Und dabei haftet ihm eben nicht das Odium des lediglich Religiösen oder gar des Heiligen an. Nein, er ist nur Arzt, eben in diesem besonderen Sinn, daß er die Krankheit als eine Angelegenheit des totalen Menschen,

ja fast mehr, als eine solche des geistigen ansieht. Er ist ein gewaltig Ringender, der mit allen Mitteln seiner wundervollen mundartlichen Sprache mit seinem Zuhörer und Leser um das Verständnis für die Größe des Menschen kämpft und ihn zu dieser beschwört. Er hört nicht auf, diese Größe des Menschen zu verkünden. In ihr liegt ihm alles »genaturte Natur« nach dem ewigen Schöpferwillen beschlossen.

Es ist die grenzenlose, sich selbst verzehrende Liebe zu diesem Menschen, die all sein Tun bestimmt, und die er deshalb auch als erste Forderung an den wirklichen Arzt stellt. Dieser restlose Einsatz der Liebe gegen die Krankheit und damit für die Heilung, erkennt er als gleichzeitige Heiligung von Arzt und Kranken in ihrem beiderseitigen unerläßlichen Dienst an der ewigen Aufgabe des Menschen zum Lobpreise Gottes. Deshalb muß er auch dem modernen Laboratoriumbiologen eine dauernde Mahnung sein; denn seine Biologie ist wirklich so umfassend, wie Natur und Leben selbst, in deren einzelnen Äußerungen er den göttlichen Schöpferwillen zum Nutzen des Kranken zu ergründen sucht. Diese große und unmittelbare Lebensnähe, die auch in seinem religiösen, theologischen Werk sich nie verrät und immer ängstlich bemüht bleibt, auch die letzten Äußerungen der Natur in ihrem gesunden und kranken Zustand zu erfassen und zu ergründen, hebt seine Mystik – denn Mystiker bleibt er auch als Arzt – von der seiner Zeitgenossen und aller Späteren ab.

Man müßte ihn ohne Übertreibung den Deutschesten in der deutschen Mystik nennen. Denn so wäre noch einmal die gleiche inbrünstige Sehnsucht nach Gotteserkenntnis verbunden mit der gleichen innigen und gründlichen Hinwendung zur Natur und all ihren Erscheinungen! Wenn dem Mystiker vom Schlage Ekkeharts, Seuses, Taulers die Wundergeheimnisse der Natur selbstverständlich hingenommene Lobgesänge zum Preise Gottes sind, Paracelsus, der sich demütig und stolz gleichzeitig den »Waldesel von Einsiedeln« nennt, sucht die Geheimnisse zu ergründen, um sie noch mehr der Wunder voll zu finden und in seiner Verehrung des Vater-Gottes nur noch mehr bestärkt zu werden.

Daß er all diese sonst so verstreuten Einzelzüge in sich vereinte und lebte, daß er sie dann noch zu dem ihm höchsten Ziel, dem Dienst am Kranken, zuwendet, in dem er ebensowenig wie

in seinem Forschen ermüdet, das ist seine wirkliche Größe, die nur entstellt und herabgemindert werden kann von irgendeinem Versuch, in ihm nur einen Arzt in unserem heutigen Sinn zu sehen. Solchen Formulierungen seines Wesens wird er sich immer entziehen, weil ihnen zwangsläufig das wirklich Wesentliche in ihm fehlen muß. Paracelsus ist das Urbild des ewig von seiner Sehnsucht nach dem Höchsten getriebenen Deutschen, der es gleichzeitig vermag, im einfach Handverwirklichen und Praktischen sich nicht minder zu bewähren. Und es ist an uns, diesem Titanen auf dem Gipfel einer Zeitenwende demütig nachzuleben, um *seine* wahre Bedeutung zu erfahren und unsere eigene Aufgabe tiefer zu erleben.

PARACELSUS-BIBLIOGRAPHIE

Von Dr. P. Ildefons Betschart

Prof. Dr. Karl Sudhoff hat in «Nachweise zur Paracelsus-Literatur», die als Beilage zu den Acta Paracelsica 1–5 (1930–32) erschienen, in 1089 Nummern so ziemlich erschöpfend die Ausgaben von Paracelsus-Werken sowie die Literatur über den Hohenheimer zusammengestellt. – Die vorliegende Paracelsus-Bibliographie sucht das seither Herausgebrachte aufzuzählen. Der durch die Zeitverhältnisse beschränkte Bücherverkehr ließ die angestrebte Vollständigkeit kaum gänzlich erreichen. – Zu besonderem Danke bin ich Herrn Dr. H. Fischer, Zürich, verpflichtet, der, ebenfalls mit einer Paracelsusbibliographie für «Gesnerus» (Zeitschr. der Schweiz. Gesellschaft für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften) beschäftigt, die große Güte hatte, seine Resultate zur Verfügung zu stellen.

- Achelis, Prof. J. D.*: Der Arzt Paracelsus. In «Die Pause», 6. Jahrgang, 9. April, Wien 1941 (illustr.).
- Acta Paracelsica*. Im Auftrag der Paracelsus-Gesellschaft herausgegeben von Darmstädter, Koch u. Schröter. Heft 1–5, München 1930–1932.
- Albrecht, Alice Sus.*: Theophrastus Paracelsus. Von seiner Auffassung über Mensch und Natur. Aus «Gesundheit und Wohlfahrt», Zürich, Juli 1941.
- Allendy, R.*: Le médecin maudit. Gallimard, Paris 1937.
– Paracelso, il medico maledetto. Fr. Bocca, Milano 1942.
- Artelt, Dr. W.*: Paracelsus im Urteil der Medizinhistorik. In «Fortschritt der Medizin», 50. Jahrg., 1932.
– Paracelsus und seine Zeit in Zeittafeln. In «Theophrastus Paracelsus» von Jaeger 1941, vide Jaeger.
- Bayon, H. P.*: Paracelsus: personality, doctrines and his alleged influence in the reform of medicine. Proceedings of the Royal Society of Med. London, 35, 69–70, Section of the History of Med. 9–16, 1941.

- Bazala, Dr. Vlad.*: Paracelsus in Kroatien. In «Neue Ordnung», Zagreb, 21. Sept. 1941.
- Betschart, Dr. P. Ildefons*: Theophrastus Paracelsus. Der Mensch an der Zeitenwende, 1941, 1942, Benziger, Einsiedeln.
- Paracelsus. In «Schweiz. Monatshefte», 21. Jahrg., Okt. 1941.
 - Paracelsus in der Sage. In «Atlantis» (illustr.), Sept. 1941.
 - Paracelsus-Bibliographie. In Nova Acta Parac. I. Bd. 1944, Birkhäuser, Basel.
- Bier, Dr. D.*: Paracelsus und die sog. Tartarenkrankheit. In «Kölnische Zeitung», 21. März 1943.
- Bigler, Dr. Walter*: Theophrastus Paracelsus. In «St. Galler Tagblatt», 24. u. 25. Sept. 1941.
- Grundsätzliches zur Paracelsus-Forschung. In Nova Acta Parac. I. Bd. 1944, Birkhäuser, Basel.
- Bircher, Dr. Eugen*: Theophrastus Paracelsus v. Hohenheim aus Einsiedeln, in «Große Schweizer Forscher», herausg. v. Ed. Fueter, Atlantis Verl. 1938, 37-39.
- Theophrastus Paracelsus, «Große Schweizer», Atlantis Verl., Zürich 1938, S. 61-65.
 - Theophrastus Paracelsus v. Hohenheim, in: Schweiz. Hochschulzeitung 1939, 361-91.
- Birchler, L., Medicus, F., u. Fischer, H.*: Beiträge zur Charakteristik von Theophrastus Paracelsus, Basel 1936.
- Birchler, Dr. Linus*: Paracelsus in bildender Kunst und Dichtung. In «Neue Zürcher Nachrichten», 3. Okt. 1941.
- Das Erbgut des Paracelsus, in «Gesundheit u. Krankheit» 1940, Heft 3-5.
- Bittel, Dr. Karl*: Korrekturen zur Paracelsus-Biographie; über die Notwendigkeit eines dokumentarischen Quellenwerkes. In «Hippokrates», Stuttgart 1943, S. 30ss.
- «Paracelsus» genannt. . ., «Wiener Medizin. Wochenschrift», 1943, S. 451.
 - Ist Paracelsus in der Kaigasse gestorben? In «Hippokrates», Stuttgart 1942, S. 129ss.
 - Ist Hohenheim 1493 oder 1494 geboren? In «Die medizinische Welt», Berlin 1942, S. 1163.
 - Zum 450. Geburtsjahr von Paracelsus. Hohenheim ist 1493 oder 1494 geboren. In «Hippokrates», S. 618ss., 27. Okt. 1943.

- Bittel, Dr. Karl:* Paracelsus: Autobiographisches. Leipzig 1943, Reclam-Bändchen 7567/68.
- Las Paracelsus auf der Universität Basel oder auf einem freien Lehrstuhl? In «Die Medizinische Welt», Berlin 1943, S. 13 ss.
 - Zur Genealogie der Bombaste von Hohenheim. In «Münchener Medizin. Wochenschrift», 1942, S. 359 ss.
 - Paracelsus am Oberrhein. In «Straßburger Monatshefte», 1943, S. 226 ss.
 - Geburt, Kindheit und Jugend des Paracelsus. In «Europäischer Wissenschafts-Dienst», Berlin 1943, Nr. 7.
 - Die Kindheit Theophrasts in Einsiedeln. Fragen nach dem historischen Wahrheitsgehalt der Paracelsus-Biographien. In: Nova Acta Parac. I. Bd. 1944, Birkhäuser, Basel.
 - Paracelsusdokumentation, Referatblätter zum Leben u. Werk d. Theophrastus v. Hohenheim, Blatt A44 «Para und Paracelsus», herausg. v. P.-Museum Stuttgart 1943.
- Brunn v., Prof. Dr. W. A. L.:* Zur Elementenlehre des Paracelsus. Aus «Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften», Bd. 34, 1941.
- Paracelsus und seine Schwindsuchtlehre. Verlag Thieme, Leipzig 1941.
- Brunn v., Prof. Dr. W. A. L.:* Paracelsus und die Chirurgie. Aus «Zentralblatt für Chirurgie», 68. Jahrg., 1941.
- Ärztliche Erfahrung bei Paracelsus. Aus «Münchener Medizin. Wochenschrift», 1941.
 - Ärztliche Erfahrung bei Paracelsus, Münch. med. Wochenschrift 1941, 1044.
- Conti, Dr., Reichsgesundheitsführer:* Was uns Paracelsus sagt. «Völk. Beobachter», 24. Sept. 1941, München.
- Daday, Dr. Andras:* Paracelsus Theophrastus. In «Egeszség», Budapest, 15. April 1942.
- Damur, C.:* Paracelsus. Aus «Neue Schweiz. Rundschau», Oktober 1941.
- Darmstaedter, Ernst:* De natura rerum; eine krit. Studie, Janus (Arch. Int. Hist. Med.) 37, 1-18, 48-62, 109-115, 1933.
- Diepgen, Prof. Dr. Paul:* Paracelsus. In «Die großen Deutschen», Bd. 1, Berlin 1935.

- Diepgen, Prof. Dr. Paul:* Die Frauenheilkunde des Paracelsus. In «Hippokrates», 11. Jahrg. 1940.
- Theophrastus von Hohenheim, gen. Paracelsus, der Arzt zwischen den Zeiten. In «Forschungen und Fortschritte», Berlin, 1. Okt. 1941, Nr. 27/28.
 - Hippokrates oder Paracelsus. Kl. Hippokr. Bücherei, Bd. 9, Hipp. Verl. Stuttgart 1937, S. 30.
 - Der Arzt Paracelsus u. die moderne Medizin, Münch. med. Wochschr. 1941, 1041.
- Dingelday, Dr.:* Theophrastus von Hohenheim, gen. Paracelsus. In «Theophrastus Paracelsus», v. Jaeger, vide Jaeger.
- Englert, Ludw.:* Von der rechten Heilkunst, ein Paracelsus-Lesebuch. Hippokrates-Verlag, Stuttgart 1939.
- Paracelsus, Mensch und Arzt. Limpert, V., Berlin 1941.
- Fischer, Dr. H.:* Die kosmologische Anthropologie des Paracelsus als Grundlage seiner Medizin. Aus «Verhandlung. d. naturforsch. Gesellschaft in Basel», Bd. 52, 1941.
- Fischer, Hans:* Helleborus im Altertum u. bei Paracelsus, Schweiz. med. Wochschr. 66, 484, 1936.
- Der junge Paracelsus. Verh. schweiz. natforsch. Gesellschaft 1941, 209-11 (Referat) in: Schweiz. med. Wochschr. 71, 1145, 1941.
- Fritzsche, Dr. Herb.:* Der erste Mensch der Neuzeit. In «Berliner Lokalanzeiger», Berlin, 21. Sept. 1941.
- Gabathuler, Matthäus:* Vadian und Paracelsus. In «St. Galler Tagblatt», Nr. 526, 1941.
- Ganzenmüller, Wilhelm:* Paracelsus und die Alchemie d. Mittelalters. Zeitschr. angew. Chemie 54, 427-431, 1941.
- Geilinger, Dr. M.:* Das Spiel von Paracelsus. Rascher, Zürich 1938.
- Greil, Dr. Alfr.:* Die paracelsische Renaissance. In «Schweiz. medizin. Wochenschrift», Nr. 39, 1941.
- Paracelsus redivivus. In Nova Acta Parac. I. Bd. 1944, Birkhäuser, Basel.
- Gruber, Dr. B., Univ.-Prof.:* Theophrastus Paracelsus. In «Niederländische Tageszeitung», Hannover, 21. Sept. 1941.
- Gyr, Martin:* Zur Frage der Geburtsstätte, N. Einsiedler Zeitung, 1942.

- Gyr, Martin:* Vom Wappen Paracelsus'. In Beilage der «Neuen Einsiedler Zeitung» (Nu einischt Safrascht), 1942, Nr. 67.
- Haemmerli-Schindler, Theod.:* Paracelsus, zum 400jähr. Jubiläum. Praxis, Schweiz. Rundschau f. Med. 30, 540-43, 1941.
- Hartlaub, G. F.:* Paracelsus und die Künstler. In «Frankfurter Zeitung», 25. Sept. 1941.
- Hartmann, Hans:* Paracelsus – eine deutsche Vision. «Neues Volk», Berlin-Wien 1941.
- Heimsoeth, H.:* Paracelsus als Philosoph. Deutsch. Vierteljahrsschrift f. Literaturwiss. u. Geistesgesch. 19, 1941.
- Heinrichs, Dr. Heinr.:* Paracelsus und die Bergkrankheiten. In «Deutsche Bergwerks-Zeitung», Düsseldorf, 24. Sept. 1941.
- Henggeler, P. Rudolf:* Paracelsus: Bild des damaligen Einsiedeln – Wilhelm Bombast von Hohenheim. In «Zürichsee-Zeitung», Stäfa, 24. Sept. 1943.
- Hiller, Job. Er.:* Paracelsus u. de Boodt als Vorläufer neuzeitl. Mineralogie. Naturwiss. 30, 563-565, 1942.
- Hooykaas, Reijer:* Die chemisch. Verbindung bei Paracelsus. Sudhoffs Arch. Gesch. Med. 32, 166-175, 1939.
– Paracelsus Bedeutung für die Chemie. Chem. Werkbl. 38, 527-29, 1941.
- Jaccard, Dr. R.:* Hommage à René Allendy. In Nova Acta Parac. I. Bd. 1944, Birkhäuser, Basel.
- Jacobi, Dr. Jolan:* Paracelsus: Lebendiges Erbe. Auslese aus den Werken. Illustr. Rascher, Zürich 1942.
- Jaeger, Fritz:* Theophrastus Paracelsus 1493-1541. Bilderbuch mit verschiedenen Aufsätzen. Mora, Salzburg 1941.
- Jaekle, Dr. E.:* Paracelsus: Seine Weltanschauung in Worten seines Werkes. Atlantis-Verlag, Zürich 1942.
- Jenny, Dr. Ed.:* Paracelsus und die Grundlagen der ärztlichen Kunst. In «Schweiz. medizin. Wochenschrift», Nr. 39, 1941.
– Paracelsus, der Arzt. In Nova Acta Parac. I. Bd. 1944, Birkhäuser, Basel.
- Jung, Dr. C. G.:* Paracelsus als Arzt. In «Schweiz. medizin. Wochenschrift», 1941.
– Paracelsica: Paracelsus als Arzt und Paracelsus als geistige Erscheinung. Rascher, Zürich 1942.

- Jung, Dr. C. G.*: Paracelse, le Précurseur. In «Formes et Couleurs». Held, Lausanne, 2-3, 1941.
- Psychologie und Alchemie (illustr.). Verlag Rascher, Zürich 1944.
- Kaiser, H., Stuttgart*: Theophrastus Paracelsus. Aus «Die Krankenhaus-Apotheke», Sept. 1941.
- Kayser, Hans*: Das Formendenken des Paracelsus; in Bd. I der Nova Acta Parac. Birkhäuser Basel, 1944.
- Karcher, Dr. H.*: Paracelsus. Stadtarzt von Basel. Aus «Schweiz. medicin. Wochenschrift», 1941.
- Dasselbe erweitert. In Nova Acta Parac. I. Bd. 1944, Birkhäuser, Basel.
- Kellner, Dr. A. W.*: Paracelsus. In «Die Umschau», Frankfurt a. M., 28. Sept. 1941.
- Kolbenbeyer, E. G.*: Paracelsus, der Deutsche. In «Hamburger Fremdenblatt», 21. Sept. 1941.
- Paracelsus. Romantrilogie, ungekürzte Volksausgabe. 1941. Langen-Müller, München.
- Leibbrand, Werner*: «Paracelsus». In «Frankfurter Zeitung», 24. September 1941.
- Verhältnis zu Paracelsus. In «Atlantis», Sept. 1941 (illustr.).
- Lejeune, F.*: Theophrastus von Hohenheim. Paracelsus (illustr.). Verlag H. Hillger, Berlin 1941.
- War Paracelsus seiner Zeit voraus? In «Natur und Kultur», Wetzlar, München, 40. Jahrg., 1.-2. Heft, 1943.
- Lindroth, Sten*: Paracelsismen i Sverige till 1600 talets-mtt. Lychnos Bibliothek 7, Upsala 1943, Almquist u. Wiksells.
- Lienhardt, Dr. B., und Henggeler, P. R.*: Das Paracelsus-Haus am Etzel und seine Bewohner. In «Neue Zürcher Nachrichten», 3. Okt. 1941.
- Lienhardt, Dr. B. - Schönenberger, Dr. K.*: Medizingeschichtliches aus Einsiedeln. - Paracelsus. Illustr. Sonderdruck aus «Einsiedler Anzeiger», 1941.
- Lienhardt, Dr. B.*: Wo lag das Geburtshaus des Paracelsus? In «Einsiedler Anzeiger», 3. Okt. 1941.
- Wer war seine Mutter? In «Einsiedler Anzeiger», 3. Okt. 1941.
- Lopez, I. Ibor*: Paracelso. In «Arriba», Madrid, 24. Sept. 1941.

- Medicus, Dr. F.*: Die wissenschaftliche Bedeutung des Paracelsus. Aus «Schweiz. medizin. Wochenschrift», 1936.
- Paracelsus in der philosophischen Bewegung seiner und unserer Zeit. In *Nova Acta Parac.* I. Bd. 1944, Birkhäuser, Basel.
- Milt, Dr. B.*: Paracelsus und Zürich. Sonderdruck aus «Vierteljahresschrift der naturforsch. Gesellschaft Zürich», 1941, S. 321-354.
- Theophrastus Paracelsus. In «Der Freisinnige», Wetzikon, 22. Sept. 1941.
 - Conrad Geßner und Paracelsus. Schweiz. med. Wschr. 59, Nr. 18-19, 1929.
- Murphy, K.*: Marvellous Paracelsus. Aus «Sixth Series», Nr. 192, 1941.
- Neergaard, K. v.*: Was lehrt uns Paracelsus für die weitere Entwicklung der Medizin? Hippokrates 1942, 123-29 und in: Bd. I der *Nova Acta Parac.* Birkhäuser 1944.
- Nenninger, J. E.*: Zur Entwicklung des Arzneischatzes im Zeitalter des Paracelsus. Ciba-Zeitschr. Sondernummer 18. Juni 1942: Die Arznei u. ihre Zubereitung, Basel 1942, 44-51.
- Netzhammer, R., Erzbischof*: Paracelsus zwischen zwei Jahrhundertfeiern. Aus «Schweiz. medizin. Wochenschrift», 71. Jahrg., 1941.
- Zur Würdigung des Paracelsus in Einsiedeln. «Meinradsrabben» 1941.
- Oesterle, Dr. Friedrich*: Die Anthropologie des Paracelsus. 148 S. In «Neue Deutsche Forschung», Abt. Charakterologie usw., Bd. 5, Berlin, Junker usw., 1937.
- Oettli, Th.*: Paracelsus und St. Moritz. In «Schweiz. medizin. Wochenschrift», Nr. 39, Sept. 1941.
- Paracelsus*: Vom Holz Guajaco gründlicher Heilung. 1529. - Neu bei: O. Barth, München 1926 (bei Sudhoff nicht aufgeführt).
- Partington, J. R.*: Paracelsus in: *Nature* 148, 332-34, 1941.
- Peternell, P.*: Der König der Ärzte. Ein Paracelsus-Roman. Berglandbuch, Salzburg 1941.
- Peuckert, W. E.*: Paracelsus. Die Geheimnisse. Ein Lesebuch aus seinen Schriften. Dieterichsche Buchhandlung. Leipzig (illustriert), Bd. 83, 1941.

- Peuckert, W. E.*: Begnadet zum Suchen. In «Die Pause», 6. Jahrg., 9. Heft, Wien 1941 (illustr.).
- Theophrastus Paracelsus, Stuttgart u. Berlin, Kohlhammer 1941, S. 472.
- Reclam, E. H.*: Die Gestalt des Paracelsus in der Dichtung. Studien zu Kolbenheyers Trilogie. Reclam, Leipzig 1938.
- Roemisch, Bruno, Oslo*: Theophrastus Paracelsus und der Norden. In «Deutsche medizin. Wochenschrift», 19. Sept. 1941.
- Römer, Dr. Hermann*: Der Sippe des Paracelsus, Abstammung und Schicksal der Bombaste von Hohenheim. In «Stuttgarter Neues Tagblatt», Stuttgart, 24. Aug. 1941.
- Rosen, Georg*: Siehe: Temkin.
- Salzer, E. C.*: Theophrastus Bombast von Hohenheim, detto il Paracelso. In «Rinascita», Florenz 1940.
- Schaefer, Walter*: Der Ketzer von Basel. In «Der Führer», Karlsruhe, 21. Sept. 1941.
- Schär, R.*: Paracelsus. Zum 400. Todestag des großen Mediziners der Renaissance am 24. Sept. 1941. Schweiz. Apothekerzeitg. 79, 565–567, 1941.
- Schmaltz, Dieter*: Pflanzliche Arzneimittel bei Theophrastus von Hohenheim, genannt Paracelsus. Hippokrates-Verlag, Stuttgart 1941.
- Schönenberger, Dr. Karl*: Theophrastus Paracelsus. – Der Reformator der Heilkunde. In «Einsiedler Anzeiger», 3. Okt. 1941, in «Alte und Neue Welt», 1941, S. 541 ss. 50 (illustr.).
- Schreyer, Lothar*: Der gefangene Glanz. Aus den Werken des Paracelsus. Freiburg i. Br., Caritas, 1940.
- Schröter, Joachim*: Chemisches und Mineralogisches bei Paracelsus. In «Neue Zürcher Zeitung», 7. u. 8. Dez. 1941.
- Die Stellung des Paracelsus in der Mineralogie des 16. Jahrhunderts in: Schweiz. Min. Petr. Mitt. 21, 313–331, 1941.
- Schuhmacher, Jos.*: Das Übergeschichtliche bei Paracelsus. In «Nationalzeitung», Essen, 15. Juli 1943.
- Schwarber, Dr. K.*: Die Paracelsus-Ausstellung der Basler Universitätsbibliothek. Aus «Schweizer Sammler», 9/10, 1941.
- Senatra, Edoardo*: Teofrasto Paracelso. In «Il Messagero», Rom, 25. Sept. 1941.

- Sigerist, Henry B.*: Laudanum in the works of Paracelsus. Bull. of the History of Med. 9, 530-44, 1941.
- Paracelsus in the light of four hundred years. The March of Med. 28-51, New-York, Columbia University Press, 1941.
 - Vie: Temkin.
- Sievers, Gerda*: Die Naturanschauung des Paracelsus. Würzburg 1937.
- Silber, Dr. Max*: Das Bildnis Wilhelms von Hohenheim. In «Neue Einsiedler Zeitung», Einsiedeln, 27. Nov. 1942.
- Paracelsus und Salzburg. In Jaeger «Theophrastus Paracelsus».
 - Do. In «Die Pause», 6. Jahrg., 9. Heft (illustr.), Wien 1941.
- Sills-Fuchs, Martha*: Paracelsus und wir. Studie über die Persönlichkeit des Theophrastus von Hohenheim. Müller, Planegg v. München 1941 (illustr.).
- Spubler, V.*: Paracelsus. In «Schweiz. Archiv für Tierheilkunde», Sept. 1941.
- Spunda, Franz*: Paracelsus. Ein Mann sucht die Wurzel aller Dinge und des Geistes. In «Chemnitzer Tageblatt», 14. Sept. 1941.
- Das Weltbild des Paracelsus. Verlag Wilh. Andermann, Wien 1942.
- Stadlinger, Dr. Herm.*: Paracelsus. In «Chemiker-Zeitung», Köthen, 17. Sept. 1941.
- Sticker, Prof. Georg*: Paracelsus. Ein Lebensbild. In Nova Acta Leopoldina, Halle 1941.
- Strebel, Dr. J.*: Nachweise von Erbeeinflüssen bei Paracelsus mit Rekonstruktion des Erscheinungsbildes der Einsiedler Mutter des Hohenheimers. (Gedruckt, aber noch nicht veröffentlicht.)
- Der Stein der Weisen. Paracelsus zur 4. Jahrhundertfeier seines Todes gewidmet. Haag, Luzern 1941 (S. 77).
 - Paracelsus und die Augenheilkunde. In «Klin. Monatsschr. für Augenheilkunde», 107. Band, 1941, S. 528-533.
 - Lob des Paracelsus. In «Neue Zürcher Zeitung», 20. April 1941.
 - Paracelsus-Studien I. und II. 1941. Herausgegeben von der Schweiz. Bibliophil. Gesellschaft. Enthalten: Lob des Paracelsus (erstmal in der «Neuen Zürcher Zeitung», Nr. 609, 1941). Die Geistgestalt des Theophrastus von Hohenheim. Weltenschau des Paracelsus (1941 in Ragaz uraufgeführt).

- Stebel, Dr. J.*: Paracelsus, der Schalk (auch in der «Deutschen medizin. Wochenschrift» und «Luzerner Neueste Nachrichten» 21. Sept. 1941).
- Paracelsus-Studien, III. Sonderdrucke aus «Schweiz. medizin. Wochenschrift», 1941, 71. Jahrg., Nr. 38 und 39. Enthält: Die drei Grundgesetze der Paracelsischen Schriften. Quid est Archeus? Archeus als individuelles und kollektives Seelenprinzip des Mikro- und Makrokosmos. - Paracelsus als Erbforscher, Eugeniker, Praktiker der Vitaminlehre. - Kausalität und Finalität im Paracelsischen Sinne.
 - Paracelsus. Seine Weltanschauung in Worten des Werkes, v. Jaeckle. In Nova Acta Parac. I. Bd. 1944, Birkhäuser, Basel.
 - Dr. Hans Locher über Paracelsus Anno 1851, l.c.
 - Stand und Aufgaben der schweiz. Paracelsus-Forschung, l.c.
- Strunz, Dr. Franz, Wien*: Theophrastus Paracelsus. Idee und Problem seiner Weltanschauung, 1937, Pustet, Salzburg.
- Das Vermächtnis des Theophrastus Paracelsus. In «Augsburger Nationalzeitung», 20. Sept. 1941.
 - Theophrastus von Hohenheim, genannt Paracelsus. In «Die Pause», 6. Jahrg., 9. Heft (illustr.), Wien 1941.
 - Zur Lebensgeschichte des Theophr. v. Hohenheim. In: Blätter f. deutsch. Philosophie 6, 338, 1932.
 - Paracelsus als Naturforscher. Chem. Zeitg. 65, 421-25, 1941.
- Sudhoff, Karl*: Paracelsus. Ein deutsches Lebensbild aus den Tagen der Renaissance. Bibl. Institut, Leipzig 1936.
- Temkin, Lilian, C., Rosen, G., Zilboorg, Gr., Sigerist, H. E.*: Four treatises of Theophrastus von Hohenheim called Paracelsus. Translated from the original German, with introd. essays. XII + 256 S. Public. of the Inst. of the Hist. of Med. The Johns Hopkins Univ. Second. Series: Texts and documents; vol. I. Baltimore 1941.
- Testi, G.*: Paracelso e l'interpretazione chimico-fisica della vita. In «Collana di Storia della chimica», Nr. 3, Mediterranea, Rom 1942.
- Veil, Dr. Wolfg. H.*: Paracelsus, zum 400. Todestag. Jena 1942.
- Vischer, A. L.*: Paracelsus in Basel. Praxis, Schweiz. Rundsch. f. Med. 30, 544-47, 1941.

- Vogt, Alfr., Tübingen:* Medizin und Naturphilosophie bei Theophrastus Paracelsus. In «Deutsche medizin. Wochenschrift», 19. Sept. 1941.
- Walden, Dr. Paul:* Paracelsus und seine Bedeutung für die Chemie. In «Angewandte Chemie», 53. Jahrg., 1940.
- Paracelsus. - Zaubermeister und Wohltäter. In «Velhagen & Klasings Monatshefte», Berlin, Sept. 1941.
 - Paracelsus als Chemiker. In «Chemiker-Zeitung», Köthen, 17. Sept. 1941.
- Waltari, Mika:* Paracelsus Baselissa (Paracelsus in Basel). Historisches Schauspiel in 5 Akten. Porvoo/Helsinki 1943.
- Waltershausen, Bodo S. v.:* Paracelsus am Eingang der deutschen Bildungsgeschichte. Meiner, Leipzig 1936.
- Theophrastus Paracelsus. Entdecker der Chemie. In «Die Pause», 6. Jahrg., 9. Heft, Wien 1941.
- Wegener, Ilse:* Paracelsus. In «Die Frau», Berlin, Sept. 1941.
- Werle, Fritz:* Paracelsus; in: Bd. I der Nova Acta Parac. Birkhäuser Basel, 1944.
- Zeller, Eb.:* Paracelsus der Beginner eines deutsch. Arzttums. Werkstätten der Stadt Halle, Burg Giebichenstein, 1936 (?).
- Zimmermann, Walter:* Der Grund der Arznei ist die Liebe. Paracelsus und die deutsche Arzneimittellehre (illustr.). In «Die Pause», 6. Jahrg., 9. Heft, Wien 1941.

